

Theodor Broch

DIE BERGE WARTEN



Das Ringen um die Berge und Fjorde Norwegens

Geschildert vom

BÜRGERMEISTER VON NARVIK

THEODOR BROCH

DIE BERGE WARTEN

Der Rechtsanwalt Theodor Broch, Sohn eines norwegischen Obersten, bereits in jungen Jahren zum Bürgermeister von Narvik gewählt, hat im Exil einen ergreifenden Bericht über das Ringen um die Stadt Narvik geschrieben. Der Verfasser, der als Student für Weltverbesserungspläne und sozialistische Reformen schwärmte, kommt als reifer Mann zu der Erkenntnis, dass ein Volk sich selbst aufgibt, wenn es die Wehrkraft vernachlässigt.

Mit ruhiger Sachlichkeit, auch dem Feinde gegenüber objektiv, schildert der junge Bürgermeister das Schicksal der eroberten Stadt und des besetzten Landes. Deutsche Zerstörer landen Truppen im Hafen, die Alliierten erobern die Stadt zurück, um sie wiederum den Deutschen zu überlassen. Wie das Leben der Einwohner, bedrängt von der Besetzungsmacht, unter den Geschützen der englischen Flotte oder der deutschen Artillerie, getrieben von ständig wechselnden Evakuationsmassnahmen — allen Leiden des Krieges wehrlos preisgegeben — sich abspielt, das hat Broch mit brennender Vaterlandsliebe und einem tiefen Gefühl für Gerechtigkeit niedergelegt. Zu Tode verurteilt wegen Sabotage und Zusammenarbeit mit den Briten, gelingt es ihm, auf Schleichwegen nach Schweden und von dort über Moskau und Japan nach Amerika zu entkommen.

«Die Berge warten» ist eines der menschlich wertvollsten Bücher, vor allem aber einer der aufschlussreichsten und spannendsten Tatsachenberichte dieses Krieges.

Die «New York Times» schrieb darüber folgendes:

«Brochs Buch ist von einer hohen Warte aus geschrieben. Es atmet die Atmosphäre des echten Norwegens. Es ist so tief empfunden wie die Musik Griegs, und es zeigt uns die einfache Grösse des freiheitsliebenden norwegischen Volkes.»

VERLAG HALLWAG BERN

TITEL DES ORIGINALS: «**THE MOUNTAINS WAIT**»
ALLE DEUTSCHSPRACHIGEN RECHTE VORBEHALTEN
VOM VERLAG HALLWAG BERN

Erstes Kapitel

NARVIK

Die Berge hatten sich hinter uns geschlossen. Nach einer Nacht angestrengten Kletterns erreichten wir endlich die Hochebene zwischen den schneebedeckten Gipfeln und dem letzten Rest des Wintereises, das im Schatten langsam dahinschmolz. Der Lappländerjunge, der mich durch die Berge nach Schweden führte, sagte, wir könnten nun ein wenig rasten. Es bestand keine Gefahr mehr, eingeholt zu werden.

Wir kamen aus einem verwüsteten und ausgeplünderten Lande. Unsere Heimat war von Schwärmen von Soldaten in grünen Uniformen überfallen und besetzt worden. Die letzte Front im nördlichen Norwegen, an der die Deutschen ihre erste Niederlage in diesem Krieg erlitten, hatte aufgegeben werden müssen. Narvik war von den Engländern und unseren anderen Verbündeten geräumt worden. Die Truppen befanden sich nun auf dem Weg nach Frankreich, um die Flut vor den Toren von Paris aufzuhalten. Wir liessen brennende Städte und eine bestürzte Bevölkerung hinter uns zurück.

Vor drei Tagen war unsere kleine Familie mit unserem dreijährigen Töchterchen von Harstad aus, einer kleinen Stadt, die

auf Norwegens grösster Insel liegt, in einem kleinen Boot unter der Führung eines alten Fischers und seines Sohnes in die Fjorde eingefahren. Ich wurde von den Deutschen in ganz Nordnorwegen gesucht. Amtsrichter und deutsche Patrouillen hatten Befehl erhalten, mich nach Narvik zurückzubringen. Man behauptete, ich sei ein englischer Spion.

Als Bürgermeister der besetzten Stadt hatte ich mit den Deutschen verhandeln müssen. Wir waren nicht immer gut miteinander ausgekommen. Ich sandte Nachrichten an die englischen Kriegsschiffe, und diese brachten mit ihren schweren Geschützen die deutschen Batterien zum Schweigen. Norwegische und alliierte Truppen nahmen erneut von der Stadt Besitz und hielten sie eine Woche lang besetzt. Dann mussten sie sie wieder aufgeben. Nun beherrschten die Deutschen ganz Norwegen.

Ich hatte meine Frau und meine Tochter Freunden anvertrauen müssen, die in einer Hütte tief in einem Fjord in der Nähe der schwedischen Grenze lebten, während ich mich selbst unter der Führung eines jungen Lappländers in die Berge begab, um nach Schweden zu entkommen.

Nun standen wir neben einem Hünengrab auf einem Felsgrat. Das Hünengrab bezeichnete die schwedische Grenze. Wir warfen unsere Rucksäcke ab und rasteten.

Bevor wir wieder aufbrachen, betrachtete ich lange, was ich noch von Norwegen sehen konnte. Der Ozean war nicht mehr sichtbar. Auf allen Seiten türmten sich die Berge empor; auf den Hängen lag Schnee, und es spross das grüne Moos. Berg-

bäche glänzten wie silberne Bänder. Die Seen waren offen; nur die Ufer lagen noch im Banne des Eises. Das wilde Heidekraut blühte bereits, sonst aber überwog überall ein eintöniges Grau.

Es war ein rauhes Land, das wir verließen, aber es schien uns nie so schön und begehrenswert wie jetzt. Die führenden Männer Norwegens waren bereits in die Fremde gegangen, unsere Schiffe waren versenkt oder fortgefahren. Überall in der Nähe der Grenze irrten junge Leute wie ich umher. Tausende würden folgen. Wir mussten unsere Heimat verlassen, um das zu erlernen, was wir früher versäumt hatten.

Wir hatten starke Häuser in den Bergen gebaut, jedoch unterlassen, sie zu befestigen. Nun ergriffen Fremde von unserer Heimat Besitz. Aber das Land selbst konnten sie nicht verderben: das Meer und die Fjorde und die Berge. Nur wir waren imstande, ihnen Leben einzuhauchen. Wir würden zurückkehren. Die Berge harren unser.

Ich erinnerte mich, dass es nun fast auf den Tag genau zehn Jahre her war, seit wir – Ellen und ich – hier unser Leben aufgebaut hatten. Die Zeit verflog rasch, und vieles hatte sich in diesen Jahren ereignet. Im Juni waren wir hier angekommen, im Juni 1930.

Wir trennten uns damals in Oslo von Freunden und Wirtschäften, von studentischen Debatten über Freud und Marx und von Beschlüssen, in denen die Welt verbessert wurde. Ich war ein junger Rechtsanwalt, sie eine junge Hausfrau, die ei-

nem Haushalt vorstand, in dem es nicht viel Arbeit gab. Wir hatten grosse Zukunftspläne, obwohl uns die Bezahlung der Miete Sorgen bereitete.

Zwei Tage vorher waren wir in Oslo in den Zug nach Narvik gestiegen, der durch Schweden fuhr. Wir hätten ebenso gut einen Zug nach Trondheim und von dort aus das Schiff nehmen können, aber es war teurer, und wir liebten die Reise durch das Ausland. Nun näherten wir uns unserem Bestimmungsorte. Der Zug kletterte die gleichmässig ansteigenden Hänge auf der schwedischen Seite der Grenze empor. Schon sahen wir durch eine Lücke im Gebirge unter uns den blau-grünen Schimmer des Ozeans in der Ferne. Dort unten lag Narvik.

Die letzte Strecke sassen wir schweigend da und schauten auf den Fjord. Während der Zug die steile und gewundene Strecke hinauffuhr, auf der es viele Tunnels gab, wechselte das Panorama beständig. Als er den letzten Tunnel verliess, sahen wir die ganze Stadt wie unter Glas vor uns liegen. Selbst jetzt erschien sie uns kleiner, als wir sie uns vorgestellt hatten.

«Ob in einer solch kleinen, schläfrigen Stadt überhaupt etwas vorfällt?» fragte ich im lauten Selbstgespräch.

«Aber es ist bestimmt eine schöne Stadt», erwiderte Ellen, um mir Mut zu machen. «Wenigstens lächelt sie im Schlaf.»

Für uns war diese Reise mehr als ein blosser Ausflug. Wir beabsichtigten, uns hier niederzulassen, und ich wollte eine

Anwaltspraxis in dem jungen und kräftig aufstrebenden Lande errichten. Hier, nahm ich an, würde ein junger Anwalt nicht zehn Jahre lang Briefmarken aufkleben müssen, bevor man ihm erlaubt, selbständig einen Brief zu schreiben. Nun aber war ich nicht mehr so sicher. Eine drückende Angst überfiel mich bei dem Gedanken, dass ich hier ein neues Leben beginnen müsse.

Ich war gespannt, ob meine Phantasie mir ein Märchenland vorgegaukelt hatte.

Allerdings verbargen wir unsere Absicht, Narvik zu erobern, unter dem Vorwand eines Ferienbesuchs bei meinen Eltern, die vergangenen Herbst hier eingetroffen waren. Dadurch wurde sowohl der Ruhm als auch das Risiko unseres Abenteuers wesentlich herabgesetzt. Mein Vater war Oberst des Nord-Halogoland-Regiments, dessen Stab in Narvik lag. Wenn in einem Jahr ein Kollege im Süden starb, so war es durchaus möglich, dass er wieder dorthin zurückversetzt wurde.

In den Bergen herrschte zum Teil immer noch Winter. Unten am Fjord jedoch begrüßten uns die Birken in ihrem zartgrünen Frühlingskleide. Als wir aus dem Zug stiegen, sahen wir den Bahnhofsvorstand ohne Mantel einhergehen, ein Zeichen dafür, dass der Sommer-Touristenverkehr begann.

Obwohl wir wussten, dass wir hochwillkommen waren, gedachten wir doch so wenig als möglich aus der Stellung meines Vaters Nutzen zu ziehen; wir wollten lediglich die Eltern sehen. Sie standen auf dem Bahnsteig, der Vater in Uniform, die Mutter mit einem neuen Hut.

Ein Auto führte uns durch die Stadt zu dem auf einem Hügel gelegenen Stabsquartier des Regiments, das nicht weit vom Stadtspital entfernt war.

Wir wurden sehr liebevoll empfangen. Im Gästezimmer standen mit Blumen gefüllte Vasen; die silberne Kaffeekanne glitzerte auf dem Tisch im Wohnzimmer, und man bereitete alle meine Lieblingsspeisen. Zum erstenmal seit vielen Jahren lebte ich wieder daheim.

Wie so viele Studenten aus konservativen Kreisen fühlte auch ich mich verpflichtet, während der Studienzeit gegen Tradition und altmodische Ideen anzukämpfen. Ich lebte in Oslo allein in einem Viertel der Stadt, wo das Volk wohnte, und verdiente meinen Lebensunterhalt selbst durch Inseratenwerbung für Zeitschriften mit kleinen Auflagen.

Mit der Zeit wurden wir in der Stadt Narvik überall eingeführt. Die Vorstellung wurde mit grosser Gründlichkeit vorgenommen, so dass wir schliesslich in allen guten Häusern der Stadt Roastbeef und Büchsenananas gegessen hatten. Wir machten die Bekanntschaft des Direktors der schwedischen Eisenerzgesellschaft, der Richter, der Ärzte, des Pfarrers, des Tierarztes, des Polizeidirektors und der höheren Eisenbahnbeamten, alles freundliche Menschen. Und trotzdem hatte man den Eindruck, dass diese Leute nicht die Stadt bedeuteten. Sie befanden sich alle mehr oder weniger nur vorübergehend in Narvik. Bald würden sie wieder unterwegs sein. Sie waren von auswärts gekommen und sehnten sich danach, wieder nach dem Süden zurückzukehren.

Natürlich räumten sie ein, dass Narvik eine schöne Stadt

sei, in der sich gut leben liesse, besonders im Hochsommer. Die Berge, das Meer, die unaufhörlich wechselnden Farben waren von geradezu berauscher Schönheit. Aber man behauptete, es gäbe nur alle vier Jahre einen wirklichen Sommer und wir würden bald feststellen müssen, dass der Winter dunkel und recht beschwerlich sei. Dabei war die Entfernung von Oslo und den anderen bedeutenderen Städten zu gross, um von Zeit zu Zeit hinfahren zu können. In Narvik aber gab es weder ein Theater, noch ein Kunstmuseum, noch Symphoniekonzerte, nicht einmal ein anständiges Kaffeehaus, wo interessante Leute verkehrten.

Wir erkundigten uns über andere Dinge, die mit dem Leben in Narvik zusammenhingen. Wir wollten wissen, wer die Stadt gebaut, wer hier sein endgültiges Heim aufgeschlagen hatte.

Den Kern der städtischen Bevölkerung bildeten die Arbeiter der Eisenbahn und der Erzgesellschaft. Sie waren alle organisiert, und der einzige grosse Saal, den die Stadt besass, gehörte der Arbeitergewerkschaft. Dort hielt der Stadtrat seine Sitzungen ab, und Wandertheater spielten hier. Es traf sicher bis zu einem gewissen Grade zu, wenn man behauptete, dass die Gewerkschaft die Stadt geistig beherrschte. Seit ihrer Gründung war es so gewesen. Da sie jung und kraftvoll war, gab es keine Tradition, obwohl sie bereits auf eine gewisse Vergangenheit zurückblicken konnte.

In den neunziger Jahren erwarb eine englische Gesellschaft in Narvik Land, um die schwedischen Eisenerze auszubeuten. Man plante den Bau einer Eisenbahn durch die Berge. Sie sollte durch die schmälste Stelle des norwegischen Gebiets gelegt werden und bei der halbmondförmigen Bucht unterhalb des

Fagernes-Berges münden, wo sich eine Halbinsel in den Ofotfjord erstreckt. Man begann mit dem Bau von Strassen, um eine Stadt zu errichten, die den Namen Victoriahafen erhalten sollte.

Monate hindurch arbeitete eine Bauabteilung, die von Bauernburschen und Fischern unterstützt wurde, in den Bergen. Dann ging die Baugesellschaft in Konkurs. Als an einem Freitag die Löhne nicht mehr ausgezahlt wurden, blieb die Arbeit liegen. Werkzeuge und Ausrüstungsgegenstände wurden einfach an Ort und Stelle gelassen und der Plan aufgegeben.

Dann übernahm die norwegische Regierung das Unternehmen und vollendete die Eisenbahn von der schwedischen Grenze bis zum Hafen. Die Stadt wurde gebaut und erhielt den Namen Narvik, nach einem kleinen Gehöft, das an der Spitze der Halbinsel lag.

Hierauf baute man auf der anderen Seite der Halbinsel einen Bahnhof für den Passagierverkehr, während die schweren, mit Erz beladenen Wagen durch die Mitte der Stadt geführt wurden.

Oscarsborg, das Geschäftsviertel, lag auf der dem Gebirge zugewandten Seite der Stadt, während Frydenlund, das schönste Wohnviertel, auf dem niedrigen, bewaldeten Rücken auf der Aussenseite der Halbinsel gelegen war. Der Parkweg galt als die vornehmste Strasse in Frydenlund. Dort standen die grossen Villen der hohen Beamten und Ingenieure der Gesellschaft.

Die meisten Häuser der Stadt waren jedoch Einfamilienbauten, von den Bewohnern selbst errichtet. Die Besitzer bewohnten gewöhnlich den zweiten Stock und vermieteten die besten Zimmer so lange, bis die Hypothekenschulden vermin-

dert waren. Alle Häuser besaßen kleine Gärten, in denen Rosen angepflanzt wurden, die den Stolz der Eigentümer bildeten.

Im Frydenlundpark stand die grösste aus Stein gebaute Kirche der Stadt. Sie war von einem berühmten Architekten errichtet worden, der ihr eine solche Lage gab, dass sie vom Süden aus gesehen werden konnte und der Turm mit seiner schlanken Spitze zwischen dem massiven Fagernes-Berg und dem schlanken Rombakstötta-Horn gut zur Wirkung kam.

Der Marktplatz lag in Oscarsborg. Es war ein grosser, vier-eckiger Platz, auf dessen einer Seite sich das alte Postgebäude erhob. Als wir in Narvik eintrafen, befand sich der Marktplatz noch im Bau. Der einzige Bankier der Stadt, ein reicher, aber unbeliebter Mann, hatte Narvik einen Brunnen geschenkt, der ein Schild mit dem Namen des Stifters erhalten sollte. Die Stadt nahm den Brunnen an, lehnte jedoch das Schild ab.

Vom Marktplatz aus kam man direkt zur Brücke, deren schöne bronzene Lampenpfosten von den Einwohnern nicht nach Gebühr geschätzt wurden. Man hatte sie nämlich einer kleineren Stadt im Süden abgekauft, die selbst grössere erworben hatte.

Die Brücke führte über die Geleiseanlagen, die sich fächerförmig gegen den Hafen hin erstreckten. Zwischen den Geleisen lagen Berge von Eisenerz. Von der Brücke aus waren die grossen Dampfer im Hafen kaum sichtbar, aber man hörte Tag und Nacht, wie das Erz in die Schiffe verladen wurde.

Jenseits des Hafens bemerkte man einen bewaldeten Gebirgskamm, hinter dem sich ein anderer Berg erhob. Seine

Spitze glich einem weiblichen Gesicht. Man nannte ihn die «Schlafende Königin». Stirn und Augen der Figur waren mit ewigem Eis bedeckt, die Nase jedoch blieb bis in den August schneefrei.

Oberhalb des Marktplatzes lag das Rathaus. Es war ursprünglich ein Hotel gewesen, in dem reges Leben herrschte und verbotener Branntwein ausgetrunken wurde. Auf der Seite besass es einen Turm und im ersten Stock grosse Fenster, die schlecht schlossen. Hier tagte der Stadtrat und urteilte die Trunkenbolde ab. Im zweiten Stock lag das Amtszimmer des Bürgermeisters und im Dachgeschoss die Räume der Steuerbehörde, die sich mit den ständig steigenden Steuern herum-schlagen musste. .

So war Narvik, einfach und übersichtlich. Man lief nie Gefahr, sich in der Stadt zu verlieren. Bei einem Nachessen erzählte man uns, die Einwohner seien ebenso einfach, und ich fragte daher, ob das harte Leben im Norden nicht seine Wirkung ausübe.

«Gewiss, die Mädchen sind während des Sommers recht wild», erwiderte ein Leutnant des Narviker Regiments, «die lange Mitternachtssonne bewirkt, dass sie zu Scherzen aufgelegt sind.»

«Ach, ich glaube, das kommt eher davon, dass sie zu viel Fisch essen», sagte seine blonde Frau, meine Tischnachbarin. «Je weiter man nach Norden kommt, umso mehr essen die Leute Fisch.»

«Und woher kommen Sie selbst?» fragte ich.

Sie lachte und erklärte, sie stamme aus Hammerfest, das nicht weit vom Nordkap gelegen ist. Ich war daher von nun an mit meinen Fragen etwas vorsichtiger.

Offensichtlich war Narvik eine demokratische Stadt, in der

es keine wirklich reichen Leute gab. Jedesmal, wenn eine Wirtschaftskrise auftrat, gingen die Kaufleute in Konkurs und fingen dann von Neuem an. Die höheren Beamten, die Ärzte, Zahnärzte und Anwälte gaben ihr meistes Geld aus, um ihre grossen Wohnungen zu heizen, oder sie legten es auf die Seite, in der Hoffnung, bald nach dem Süden zurückkehren zu können.

Die Stadt selbst war sauber und ordentlich gehalten. Jeden Abend unternahmen wir nach dem Nachtessen, das man um 8 Uhr einnahm, einen Spaziergang auf der Ersten Strasse. Die Hauptstrasse hiess eigentlich Königsstrasse, wurde jedoch stets Erste Strasse genannt. Als die Stadt gebaut wurde, gab man den Strassen Nummern und erst später Namen, so dass die Bezeichnung nach der Nummer blieb.

An schönen und klaren Abenden sah man auf dieser Strasse stets Spaziergänger, die, von Kindern begleitet und mit Spazierstöcken in der Hand, mehr oder weniger würdig einherschritten. Man ging in langsamem Tempo, denn man hatte es weder eilig noch verfolgte man ein bestimmtes Ziel. Auf diese Weise war man nicht so rasch am anderen Ende der Strasse angelangt. Man grüsste sich, indem man den Hut abnahm. Gott, wen grüsste man nicht alles! Nicht nur ältere Damen oder ältere Herren, sondern einfach alle. Allgemein war man sich darüber einig, dass dieses Grüssen durch Hutabnehmen eine einfältige Sitte war, die abgeschafft werden sollte, aber niemand hatte den Mut, gegen die Tradition zu verstossen.

Psychologisch gesehen, verbarg sich zweifellos unter dieser traditionellen «Würde» eine gewisse scheue Zurückhal-

tung. Ich kannte zum Beispiel ein rothaariges Mädchen, das Verkäuferin im Tabakladen am Marktplatz war. Während zehn Jahren kaufte ich bei ihr meinen Tabak und meine Rasierklingen. Wir sprachen über das Wetter, die Güte des Tabaks und die Wirksamkeit von Hustenpastillen. Sie liebte es sehr, auf der Ersten Strasse spazieren zu gehen, so dass ich häufig Gelegenheit hatte, vor ihr den Hut abzunehmen. Trotzdem beehrte sie mich in all den Jahren lediglich mit einem kaum sichtbaren Zucken der Lippen, das man als die Andeutung eines herablassenden Lächelns auslegen konnte. Zunächst hielt ich sie für hochmütig. Dabei war ich doch ein guter Kunde, dessen Einkäufe sich in aufsteigender Linie bewegten. Hierauf fürchtete ich, sie könne denken, dass ich mich über sie lustig mache, obwohl sie mir nach wie vor korrekt herausgab und mich auch fernerhin über den Tabak beriet. All die Jahre hindurch blieb sie dabei, mich in derselben rätselhaften, herablassenden Art anzulächeln. Schliesslich kam ich zu der Überzeugung, dass sich anständige Leute in einer anständigen Stadt auf diese Art grüssen.

Die abendlichen Spaziergänge waren jedoch nicht ganz ohne eine bestimmte Absicht. Jeden Freitagabend fuhr der Eildampfer der Stadt, die «Nord Norge», nach dem Süden. Die Ofoten-Schiffahrtlinie hatte mit grosser Mühe eine kleine Flotte gebaut, die den Verkehr über den breiten Fjord von den Lofoten nach Narvik besorgte. Die «Nord Norge» war der Stolz der Stadt. Sie vermittelte den Eilverkehr nach Trondheim und zurück. Wie alle Städte in Nordnorwegen hing auch Narvik ausschliesslich vom Seeverkehr ab.

Nur die nach Schweden führende Eisenbahnlinie bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme. Grosse und kleine Schiffahrtsgesellschaften machten sich gegenseitig Konkurrenz. Die meisten wurden von der Regierung unterstützt, die dadurch Einfluss auf den Fahrplan erhielt. Dadurch war es möglich, alle Orte auf gleicher Basis zu behandeln, so dass selbst die Weiler in den entlegensten Fjorden ihre Post in kürzester Frist erhielten.

Man empfand es stets als schmerzhaft, dass die regelmässigen Eildampfer in Narvik nicht landeten. Die täglich verkehrenden Schiffe zwischen Bergen und Trondheim berührten Narvik nicht, um sieben oder acht kostbare Stunden einzusparen. Narvik, das zehntausend Einwohner besass, war immerhin nicht viel kleiner als Tromsø, die benachbarte Stadt im Norden. Die Bewohner von Narvik trösteten sich jedoch mit dem Gedanken, dass sie ein eigenes Schiff besaßen, die «Nord Norge».

Die Beamten der Stadt und die Geschäftsleute reisten auf der «Nord Norge». Die Sänger der Stadt, die weisse Mützen und blaue Jacken trugen, belebten oft das Stadtbild. Seemöwen kreisten über den Schiffen im Hafen, und es roch nach Seetang und Teer. Vielleicht gab es sogar eine Musikkapelle, die einen Marsch spielte.

Am Quai herrschte oft geschäftige Tätigkeit. «Die ganze Stadt stand am Hafen oder an den Fenstern, um einem scheidenden Schiff ein Lebewohl zuzuwinken», hatte ein Lokal-dichter in einem seiner Frühlingsgedichte geschrieben.

Es gab drei Zeitungen in der Stadt. Ihr Programm bestand darin, sich gegenseitig anzugreifen. Nur in einem Punkt herrschte völlige Übereinstimmung, nämlich darin, dass Narvik der bedeutendste Hafen der Welt sei. Unbesungen und unbeachtet diene es – ein Aussenposten am Rande der schweigenden Arktis – der Menschheit. Von den Wogen des Golfstroms gespült, nahm es die Schiffe auf, die in seinen Hafen einliefen, um das schwere Eisenerz einzuladen, jenes unentbehrliche Metall, das man benötigt, um den Pflug zu schmieden, der überall den Segen der Kultur verbreitete. Jede Zeitung besass ihren eigenen Hausdichter. Einer von ihnen befasste sich hauptsächlich mit Frühlingsgedichten.

Man übertreibt ein wenig, wenn man vom Frühling in Norwegen spricht. Man brauchte bis in den Juni hinein Winterkleidung. Dann aber kam gleich der Sommer. Eine satte und angenehme Wärme lag in der Luft. Der Himmel nahm eine lichte Farbe an und Berge, Felder und Meer desgleichen. Es wurde so klar, dass in der Ferne Meer und Horizont zu verschmelzen schienen, und es brach ein Sommertag an, der bis Mitte August dauerte, ohne dass je die Sonne unterging. Der nordische Sommer war da, und Natur, Menschen und Tiere erfreuten sich an Licht und Wärme. Es schien, als ob die Menschen mit allen Fasern das Wunder der Schöpfung erlebten, bevor der lange Winter es wieder zum Verschwinden brachte.

Es war unser erster Sommer in Nordnorwegen, und wir mussten ihn daher aus allen Kräften geniessen. Wir kletterten in den Bergen umher, wateten in Eis und Schnee, wanderten über die einsamen Ebenen mit ihren tiefen und ruhigen Seen,

in denen das Geheimnis des Winters und Frühlings verborgen lag. Und dann unternahmen wir eine Bootsfahrt nach den Inseln im Fjord.

Es waren drei Boote vorhanden. Wir ruderten zunächst etwa eine Stunde lang vom Bootshafen nördlich der Stadt nach Oyfjord, einer kleinen Insel auf der anderen Seite des Rombaksfjord. Dort gab es einige niedrige, bewaldete Klippen, die sich herrlich für ein Picknick eigneten.

Herr und Frau Einar Mosling hatten uns eingeladen. Er war der Besitzer der Buchhandlung in Narvik und vertrat die einzige altansässige Familie der Stadt. Bis vor einem Menschenalter hatte es in Narvik nur eine einzige Farm gegeben, die an der Innenseite des halbmondförmigen Hafens lag. Seit unendlichen Zeiten stand auf diesem fruchtbaren Boden ein Haus, und vor zwei Generationen gründete man hier eine Handelsniederlassung, wo die Leute aus dem Inneren ihre Waren hinbrachten und einkauften, was sie selbst benötigten.

Die Mitglieder der Familie Mosling galten seit jener Zeit bereits als alteingesessene und angesehene Kaufleute. Dann wurde die Stadt gebaut. Es entstanden Strassen mit neuen Häusern, vielen Läden, und die Geschäfte wurden immer verwickelter. Die letzte Generation der Familie besass lediglich ihren guten Namen und die Buchhandlung. Die Buchhandlung war die einzige am Ort, und das Geschäft ging sicher sehr gut. Herr Mosling beschäftigte sich jedoch auch noch mit anderen Dingen. So war er zum Beispiel holländischer Vizekonsul. Da wir Neuankömmlinge waren und zur Familie des Obersten gehör-

ten, brachte man uns in dem Boot unter, in dem die Gäste saßen.

Das zweite Boot gehörte Dr. Paus, der von der Küste nördlich Bergens herstammte. Dort sprach man ein gutturales Norwegisch und wusste wohl die Ellbogen zu gebrauchen. Frau Paus war einmal eine Schönheit gewesen. Nun bekam sie jedes Jahr ein Kind. In Begleitung des Doktors und seiner grossen Familie befanden sich Ingenieur Toft und seine Frau. Er war Verwaltungsrat der Eisenbahn und würde vielleicht Bezirkspräsident werden, wenn der jetzige Inhaber dieses Postens aus dem Dienst schied. Frau Toft war Präsidentin des Roten Kreuzes in Narvik.

Im dritten Boot sass Rechtsanwalt Nils K. Nilsen, den ich bereits früher einmal besucht hatte. Er hatte mich ganz offen davor gewarnt, in Narvik eine Anwaltspraxis zu eröffnen, da ich den Norden nicht kannte. Er trug einen Sportanzug und rauchte eine Pfeife, und sein Gesichtsausdruck deutete nicht gerade darauf hin, dass er unsere Anwesenheit bei dem Picknick für unbedingt erforderlich hielt.

Unsere Boote glitten geräuschlos über die spiegelglatte See. Die Umrise der Berge zeichneten sich scharf von dem prächtigen blauen Himmel ab. Die Sonne stand immer noch ziemlich hoch, begann jedoch bereits eine purpurrote Farbe anzunehmen.

Der Geruch des Seetangs mischte sich mit dem Teergeruch des Bootes. Seemöwen schwebten in der Luft und tauchten von Zeit zu Zeit ins Wasser, um einen Fisch oder schwimmendes Grün zu erhaschen. Ihre rauhen Schreie herrschten in der Tonsymphonie des Meeres vor. Das Bild der Berge, deren Za-

cken sich scharf in dem seltsam glühenden Licht abhoben, wäre nicht vollständig ohne den Geruch der See, den Schrei der Vögel, den regelmässigen Wellenschlag des Meeres, das sich an den Felsen bricht. In dem kristallklaren Wasser sah man Meerrosen in regelmässigem Rhythmus auf- und absteigen. Durch schmale Buchten ruderten wir zwischen nackten Felseilanden hindurch. Weiter im Innern des Landes bemerkten wir Heidekraut, wild wachsende Blumen und gebeugte Föhren, denen der Sturm und die See phantastische Formen verliehen hatten.

In Oyfjord angekommen, landeten wir und zündeten ein Feuer an. Die Kinder suchten Muscheln und Kiesel oder unterhielten sich mit Spielen. Die Männer arbeiteten. Die Moslings sagten, es sei genug zu essen da, so dass nur zwei Mann auf Fischfang zu gehen brauchten. Da man das Fischen im Meer weder als eine Kunst noch als einen Sport betrachtete, nahm Ingenieur Toft mich im kleinsten Boot mit.

Es war ganz offensichtlich, dass er mir bei dieser Gelegenheit ein wenig auf den Zahn fühlen wollte, denn er äusserte sogleich, ich habe gewiss an dem politischen Leben der Studenten an der Universität teilgenommen und stünde selbstverständlich auf dem linken Flügel. Ich hatte keinen Grund, es abzustreiten.

Er vertraute mir nun an, dass er in jungen Jahren ebenfalls ein radikaler Hitzkopf gewesen sei. Das Leben habe ihm jedoch verschiedene Lehren erteilt.

Mein Lächeln musste wohl ein wenig spöttisch ausgefallen sein, denn er machte die Bemerkung, seine Eröffnung sei wohl ein wenig arrogant ausgefallen.

«Oder darf ich mich so ausdrücken», fuhr er fort. «Man

wird mit der Zeit nicht klüger. Die Dinge werden im Gegenteil verwickelter und schwieriger.»

«Wir Jungen denken nicht, dass das Leben leicht sei», erwiderte ich, «aber wir glauben, dass man manches besser machen kann.»

«Zugegeben, aber es ist zwecklos, der Gesellschaft eine neue und ihr fremde Form aufzuzwingen. Die Menschen müssen sich selbst bessern.»

«Die meisten Menschen sind aber letzten Endes das Produkt ihrer Umgebung. Wenn wir sichere und bessere soziale Bedingungen schaffen, so ändert sich vielleicht auch die Qualität der Masse.»

«Sie wollen also den Kapitalismus und den Militarismus abschaffen, um eine brüderliche Gemeinschaft und ewigen Frieden herbeizuführen?»

Nun glaubte ich, dass es an der Zeit sei, das Gespräch abzubrechen. Das Thema war zu allgemein, um mich interessieren zu können. Ich gab daher lediglich zur Antwort: «Ja, ich dachte an etwas Derartiges.»

Nun fischten wir schweigend weiter.

Als wir zur Gesellschaft zurückkehrten, waren die Damen der Meinung, dass es zu lange dauern würde, bis die Fische gebraten wären. Butterbrote, Kuchen und Kaffee müssten genügen. Natürlich drangen sie mit ihrer Ansicht durch.

Die Sonne berührte um diese Zeit gerade die Spitzen der Berge und stieg dann wieder hoch. Das Licht war mild, und in der Stille hörten wir das Rauschen des Meeres und die Schreie der Seemöwen. Eine erstickende Spannung erfüllte die Luft. Wie konnte man nur in diesen Sonnennächten schlafen?

Gegen Abend widmete sich der Rechtsanwalt Nilsen besonders meiner Person. Er wusste nun, dass ich entschlossen war, eine Anwaltskanzlei zu eröffnen, und obwohl die Futterkrippe recht klein war, so gedachte er mich doch als Kollegen zu begrüßen.

Er fragte mich, was ich zu tun gedächte.

Ich gab ihm zu verstehen, dass ich beabsichtige, mein Namensschild anzubringen und auf Kunden zu warten. Vielleicht würde ich auch ein wenig unter die Leute gehen, bis sie Neigung bekamen, mich zu konsultieren. Ich trug mich sogar mit dem Gedanken, einmal in der Woche in Ballangen, einer kleinen Bergarbeiterstadt auf der südlichen Seite des Fjords, Rat zu erteilen. Es war vielleicht leichter, in einem kleineren Orte als Narvik bekannt zu werden.

«Das ist gewiss ein guter Gedanke», sagte er, «nur verlangt er viel Geduld.»

Ich fühlte mich verpflichtet zuzugeben, dass Geduld nicht gerade meine starke Seite sei, erklärte jedoch, ich wolle es versuchen.

Herr Nilsen schwieg einen Augenblick, als sei er von dem ehrfurchterweckenden Bild der Landschaft ergriffen. Hierauf machte er einen Vorschlag, als wenn ihm erst jetzt der Gedanke gekommen wäre.

Er fragte mich, ob ich bereit sei, als Teilhaber in seine Kanzlei einzutreten, da ich nun einmal hier zu bleiben gedächte. Er würde mir ein Monatsgehalt zahlen, das mit der eintretenden Erfahrung stiege.

Der Vorschlag kam mir vollkommen überraschend. Das war ja wirklich herrlich! Er bedeutete Sicherheit, und ich benötigte kein Kapital. Ich konnte sofort mit der Arbeit begin-

nen. Ich dankte ihm daher und erklärte, ich würde mir die Sache überlegen.

Als wir heimkehrten, war der Himmel über den Bergen bereits wieder hell geworden. Ein neuer Arbeitstag begann. Gewiss war dies ein Land, in dem man arbeiten konnte. Wenn man alles in Betracht zog, so überwog die Freude am Kampf gewiss das Gefühl der Sicherheit. Und um zu kämpfen waren wir ja hierhergekommen.



Zweites Kapitel

GESETZ UND ORDNUNG

Teilhaber mit festem Gehalt zu sein, hätte gewiss seine Vorteile. Trotzdem sagte es uns nicht zu. Auf ausgedehnten Spaziergängen erörterten wir die Vorteile einer unabhängigen Praxis in Narvik und machten uns dadurch wenigstens mit der Gegend vertraut.

Ellen meinte, wir müssten zunächst die Menschen kennenlernen. Die Bewohner des Parkwegs sahen nicht so aus, als ob sie einen Anwalt benötigten, und wenn jemand sich scheiden lassen wollte, so würde er sich bestimmt nicht an mich wenden. Wir stimmten darin überein, dass wir bescheiden anfangen müssten. Vor einigen Tagen hatte der Bezirksrichter darüber geklagt, dass er im Sommer an verschiedenen Orten Gericht abhalten müsse, ohne über einen Sekretär zu verfügen. Die Angestellten in seiner Kanzlei zeigten keine Neigung, ihre Ferien zu opfern, obwohl die Ausübung der Justiz unter diesen Verhältnissen litt. Sollte ich einspringen? Die Stellung brachte kein Gehalt ein, aber es bestand die Möglichkeit, etwas zu lernen. Ellen war der Meinung, dass dies für den Anfang die günstigste Lösung sei und dass meine Verbindung

mit dem Bezirksrichter das Vorurteil der Leute wegen meiner Jugend beheben würde.

So kam es, dass ich Mitglied der Gerichtskommission wurde, die während vierzehn Tagen Gericht im Bezirk abhielt. Ich trug die Aktenkiste des Richters, die die Gesetzbücher und Protokolle enthielt. Meine Aufgabe bestand darin, ihm an die Hand zu gehen, das Protokoll zu führen und einen Teil des Schriftwechsels zu übernehmen.

Ein Glück, dass meine Freunde in Oslo mich nicht sahen. Ich musste mich natürlich an die Tradition halten, und dazu gehörte das Tragen der massiven Aktenkiste, die schon ohne die Bücher genug wog. Es gab zwar einige leichtere Lederkoffer, die das königliche Wappen trugen, aber der Vater des Bezirksrichters war ebenfalls Bezirksrichter gewesen, und da er die Kiste benutzt hatte, so blieb mir nichts anderes übrig, als sie ebenfalls mitzuschleppen.

Die Reisen wurden meist auf kleinen, überfüllten Schiffen unternommen, die in den Fjorden kreuz und quer fuhren. Überall wurde etwas ausgeladen: in einem kleinen Hafen im Süden des Fjords ein Margarinefass, auf der Nordseite ein Sirupfass, das ein Kolonialwarenhändler in Empfang nahm, dazu die Postsäcke mit dem königlichen Löwen.

Wir begaben uns zunächst nach Sjomoen, einem Hafen, der in einem der Seitenarme des Fjords gelegen ist, welcher in das Gebirge südlich Narviks hineinreicht.

Das Gericht tagte in dem weissen Schulgebäude neben der Kirche. Den Prozess führte eine Nähmaschinengesellschaft in Oslo, die durch einen Anwalt aus Narvik vertreten war. Der

Beklagte hiess Hans Nilsen Frostisen. Er erschien ohne Anwalt.

Frostisen hatte von einem reisenden Agenten eine elektrische Nähmaschine auf Raten gekauft. Nun besass aber seine Farm gar keine Elektrizität. Der Agent sagte ihm jedoch, dass bis zum Ablauf des Vertrags die Elektrizität sicher ihren Weg in diese Gegend gefunden haben würde. Man spräche in dem entfernten Oslo davon, dass selbst die entlegensten Fjorde bald mit Elektrizität versehen sein würden. Die Raten waren klein, erstreckten sich jedoch auf einen langen Zeitraum. Das Risiko aber sei, so sagte der Agent, sehr gering. Der Käufer riskiere lediglich, dass er die Maschine zurückgeben müsse, wenn er nicht bezahle. Nun hatte Frostisen die Zahlungen eingestellt. Ausser der Anzahlung und einer Monatsrate war nichts gezahlt worden.

«Hat Hans Nilsen Frostisen einen Vertrag hinsichtlich des Kaufs der Nähmaschine unterzeichnet?» fragte der Richter.

Der alte Farmer gab dies zu, erklärte jedoch, er habe kein Geld mehr und könne keine weiteren Zahlungen leisten.

Man machte ihn darauf aufmerksam, dass er unter diesen Umständen die Nähmaschine nicht behalten könne.

Nein, das erwarte er auch nicht. Er hatte sie auch tatsächlich wieder in die Kiste verpackt und in seinem Ruderboot in den Hafen gebracht, damit sie zurückgesandt werde. Der Postmeister konnte dies bezeugen. Nun aber wollte die Nähmaschinen-

firma Beschlag auf sein Heim legen, auf die Farm, die seit zweihundert Jahren im Besitz der Familie war.

«Was haben Sie darauf zu antworten, Herr Frostisen?» fragte der Richter freundlich.

«Sie mögen die Maschine wegnehmen; sie können mich meinetwegen ins Gefängnis stecken, aber meine Farm sollen sie nicht bekommen!»

«Von Gefängnis oder von Ihrer Farm kann gar keine Rede sein. Ich glaube, Sie irren sich da.» Die Geduld des Richters schien ein wenig erschöpft zu sein.

«Ich weiss, dass ich ein einfacher und ungelehrter Mann bin, Herr Richter», antwortete der Farmer, «aber ich weiss, dass sie es auf meine Farm abgesehen haben.»

Er schritt auf das Fenster zu und zeigte auf die andere Seite des engen Fjords. Auf einem schmalen, grünen Landstreifen bemerkte man einige alte graue Häuser zwischen weißstämmigen Birken, die da standen, als hielten sie Wache vor den drohenden Berghängen, welche die Farm von drei Seiten einschlossen. Zwischen zwei dunklen Graten trat ein Gletscher hervor, der wie eine riesige Zunge aus Eis aussah. Auf den Seiten war er blaugrün gefärbt. Es schien, als spiee er riesige Tropfen in den Bergbach.

«Darf ich dem Gerichtshof die Geschichte dieser alten Farm unter dem Gletscher erzählen?» fragte er.

«Gewiss, wenn es etwas mit dem Prozess zu tun hat.» Der Richter brachte es nicht übers Herz, dem Mann Einhalt zu gebieten.

«Das soll der Gerichtshof entscheiden. Vielleicht liegt es ein wenig zu sehr zurück. Mein Grossvater war zwölf Jahre

alt, als es sich ereignete. Die Lawine stürzte hinunter und riss alle Gebäude und alle Lebewesen mit in die See. Er und seine Mutter befanden sich gerade unten am Fjord und konnten sich in einem Boot retten. Sein Vater, der ein Kind auf dem Arm trug, hatte beinahe das Ufer erreicht, als die Lawine ihn erfasste. In der Scheune befanden sich eine Dienstmagd und zwei kleine Mädchen, die ebenfalls umkamen. Der Lawinengang wiederholte sich, und doch kehrte unsere Familie stets wieder dahin zurück.»

«Aber was hat dies mit dem Prozess zu tun?»

«Lediglich das, dass ich die Farm nicht verlieren darf. Sie dürfen nicht gestatten, dass die Frostisenfarm uns genommen wird.»

Man beruhigte den Mann über diesen Punkt, worauf die Beratung fortgesetzt wurde.

Möglicherweise hat Hans Nilsen Frostisen in der nächsten Saison der Lofotenfischer sein ganzes Bargeld ausgegeben, um eine Brosche und Kleider für seine Frau zu kaufen; aber die alte Farm steht immer noch, und seine Familie wird immer dort wohnen bleiben, bis die nächste Lawine das Haus wiederum wegreisst.

Der nächste Fall betraf den Diebstahl einer Windjacke. Es war nicht gerade ein wertvolles Kleidungsstück, aber der Betroffene vertrat die Meinung, ein Mann müsse das Recht haben, seinen Mantel in seinem eigenen Wald liegenzulassen, ohne zu befürchten, dass er gestohlen werde. Der Beklagte arbeitete jetzt in den Wäldern auf der anderen Seite des Berges und musste daher die ganze Nacht hindurch wandern, um rechtzeitig vor Gericht erscheinen zu können. Er gab die Tatsache zu, bestritt jedoch eine Schuld. Erstens habe er die Jacke

auf der Erde gefunden, und zweitens seien ihm die Ärmel zu lang. Er habe nicht die Absicht gehabt, sie zu behalten und lediglich vergessen, sie wieder zurückzustellen.

Die Verteidigung erklärte, ihrer Meinung nach sei die öffentliche Sicherheit in Sjomen durch den Fall nicht bedroht. Der Beklagte wurde zu einer milden Strafe verurteilt, während man dem Besitzer der Jacke den Rat erteilte, in Zukunft seine Sachen besser zu sichern, da die Möglichkeit bestand, dass dem nächsten Finder das Kleidungsstück wirklich passte.

Die meisten Klagen betrafen weniger Diebstähle als Fragen grundsätzlicher Natur. Die Achtung vor Gesetz und Ordnung ist alt und eingewurzelt in Norwegen. Die Feinheit der Nation und die Unverletzlichkeit der Gesetze gehören zu den Grundlagen aller unserer Traditionen. Die Kinder in der Schule lernen die Sagen der norwegischen Könige mit dem Abc. Diese erfüllen sie mit einem beinahe übertriebenen Sinn für nationale Romantik.

Die Reisen mit dem Gerichtshof besaßen einen eigenen Reiz. Hier in Nordnorwegen, wo die Entfernungen gross und die Gasthöfe nicht immer sehr bequem sind, haben sie besondere Formen angenommen. Sie gehören zum sozialen Leben und bilden einen Teil der lebendigen Tradition des Landes.

Die Sitzungen fanden in den Rathäusern, Schulen oder Gewerkschaftsgebäuden statt. Die Mitglieder des Gerichts wohnten in den nahegelegenen Hotels oder bei Bauern, die gewohnt waren, Gäste aufzunehmen.

Beim Essen servierte man den Richter zuerst, der am oberen Ende des Tisches sass, neben dem Bildnis König Haakons

in seinem goldenen, von Fliegen beschmutzten Rahmen. Die Gesellschaft betrat das Speisezimmer in der Reihenfolge des Alters, die ältesten zuerst. Die Männer redete man mit ihren Titeln an, mit Ausnahme des Bezirksrichters selbst, der namenlos blieb und ausschliesslich in der dritten Person angesprochen wurde.

Auch die Unterhaltung selbst ging in gewissen Formen vonstatten. Der Bezirksrichter war alt und legte Wert auf seine Würde. Die Gespräche hielten sich in gewissen Grenzen der Moral, obwohl diese manchmal recht dehnbar waren. Das Essen war nicht gerade hervorragend. In allen strittigen Fragen hatte es sich zur Regel herausgebildet, dass der Richter stets das letzte Wort haben musste.

* * *

Nach Narvik zurückgekehrt, suchte ich einen Schildermaler auf und bestellte ein grosses weisses Schild, das meinen Namen und Beruf enthielt. Hierauf begaben Ellen und ich uns auf eine Inspektionsreise, um geeignete Bureauräume zu suchen. Wir fanden sie im Dachgeschoss eines Ziegelgebäudes im Zentrum der Stadt. Es gab natürlich auch noch andere Ziegelgebäude in Narvik, aber das Haus Danielsens war das grösste. Es besass nur drei Stockwerke, wirkte jedoch mit seinen roten Ziegelsteinen und grünen Fensterläden recht imposant. Im Gebäude befanden sich ausserdem eine Bank und ein Konfektionsgeschäft, von denen das letztere Danielsens selbst gehörte.

Im zweiten Stock lagen die Konsultationsräume der besten Ärzte Narviks.

Herr Danielsen war einer der hervorragenden Männer der Stadt. Er hielt sich meist vor der Türe seines Geschäftes auf, war stets elegant gekleidet und sehr liebenswürdig. Er grüßte die Vorübergehenden und wurde von ihnen wieder begrüßt. In seinem Hause zu wohnen, verlieh dem Betreffenden bereits ein gewisses Prestige – ein Prestige, das der Besitzer selbst geschaffen hatte, bis es schliesslich von der ganzen Einwohnerschaft bereitwillig anerkannt wurde. Die Miete wurde jedoch deswegen nicht erhöht.



Drittes Kapitel

STILLE VOR DEM STURM

Von den Fenstern unserer neuen Kanzlei aus hatten wir eine herrliche Aussicht auf den Hafen und die zackigen Bergkämme südlich der Stadt. Ellen sass im Empfangszimmer an der Schreibmaschine. Das Mobiliar der Kanzlei sah noch etwas zu neu aus. Meist stand ich in der offenen Tür, um mit der Stenotypistin zu plaudern und gleichzeitig den Eindruck zu erwecken, als hätten wir ausserordentlich viel zu tun. In Wirklichkeit diktierte ich Briefe an unsere Freunde in Oslo, die sich sicher über die plötzlich im Hohen Norden zutage tretende Freundschaft wunderten. Auf diese Weise gab es aber in der Kanzlei wenigstens einige Korrespondenzen und nicht nur die Rechnungen für die Bureaueinrichtung. Wir inserierten in allen drei Blättern der Stadt, und die Zeitungsverleger gaben in kleinen Notizen bekannt, dass ein freundlicher junger Mann aus Oslo in Narvik eine Anwaltskanzlei eingerichtet habe.

Nun begann sich etwas zu regen. Die Klienten kamen in so grosser Anzahl, dass wir uns wunderten. Es waren meist ältere Leute. Eine Unmenge von Streitfällen wurde mir vorgelegt,

die meist weit zurücklagen. In einem Artikel für junge Anwälte hatte ich einmal gelesen, dass es keines besonderen Erfolgs bedürfe, um das Wartezimmer eines jungen Anwalts zu füllen. Ich musste feststellen, dass dies richtig war. Das Aktenmaterial wuchs ständig an. Meist waren es Fälle, die sämtliche Anwälte in der Runde verloren haben würden, wenn das Gericht sie überhaupt zugelassen hätte. Schliesslich erkundigte ich mich, ob sie bereits anderen Anwälten vorgelegen hatten.

«Nun», erwiderte man mir, «die sind alle über einen Kamm geschoren.»

Und ich soll also das geduldige Lamm spielen, dachte ich.

Trotzdem war es wichtig, sich in Geduld zu fassen. Da der Berg nicht zu Mohammed kam, musste Mohammed sich zum Berg begeben. Ich entschloss mich daher, meinen früheren Plan auszuführen, jeden Samstag in Ballangen Konsultationen zu erteilen. Zu diesem Zweck mietete ich ein Hinterzimmer im Hotel der Witwe Carlsen in Ballangen. Diese Lösung brachte weder grossen Reichtum noch besondere Erfahrung, erwies sich jedoch im Grossen und Ganzen als vorteilhaft, denn ich lernte dadurch die Leute der Gegend kennen.

Mit der Zeit entwickelte sich meine Praxis in Narvik. Es entstand eine gewisse Ordnung, und die Zeit war mit Arbeit ausgefüllt. Wir bekamen Einblick in menschliche Schicksale, und ein neues Leben tat sich für uns auf. Wenn sich nicht die Notwendigkeit ergeben hätte, auch die geschäftliche Seite unserer Arbeit zu berücksichtigen, so wären wir vollkommen glücklich gewesen. Es wurde Herbst, und die nordische Dun-

kelheit begann. Dabei fiel es uns nicht leicht, uns einzureden, dass wir hier im Norden unentbehrlich seien. Vielmehr machte es den Eindruck, als wenn Gesetz und Ordnung auch ohne unsere Hilfe ihren Weg gingen.

Endlich bekam ich einen grossen Prozess. Man behauptet, dass jedem jungen Mann einmal im Leben eine grosse Chance geboten wird. Sie war jetzt gekommen. Der Fall an sich war allerdings ziemlich lächerlich. Auf alle Fälle stand das Objekt in gar keinem Verhältnis zu der Aufregung, die es verursachte. Der Bankier der Stadt hatte die Ehre des Direktors der Gesellschaft beleidigt und umgekehrt. Letzterer stellte die verfolgte Unschuld dar, das heisst, er war unser Klient.

Der Bankier Ole Dahl galt als der Kapitalist der Stadt. Er besass alle grossen Häuser in der Ersten Strasse, zumindest die grossen Eckhäuser, die auf beiden Seiten Läden enthielten. Das Wirtschaftsleben der Stadt ging auf und nieder, da es von einer einzigen Industrie abhing. Manche Kaufleute machten Bankrott, und ihr Eigentum wurde versteigert. Die Bank übernahm den Hausbesitz, so dass der Bankier mit der Zeit eine ganze Kolonie von Häusern besass. Er war ein schlauer Geschäftsmann und wusste sowohl den Vorteil der Bank als den eigenen wohl zu wahren. Vor dreissig Jahren war er noch ein einfacher Agent gewesen, der in den provisorischen Baracken der Eisenbahnarbeiter hausierte, zu jener Zeit, als die Eisenbahn nach Schweden gebaut wurde. Es gab eine Bauhausse. Viel Geld wurde dabei gewonnen und verloren. Der alte Dahl verstand es, stets zu gewinnen und nie zu verlieren. Er verfüg-

te über gar keine Schulbildung und verliess sich ganz auf seine praktischen Erfahrungen. In gewisser Hinsicht war er nun der mächtigste Mann der Stadt, und die einzige Begrenzung seiner Macht lag in seinem Minderwertigkeitsgefühl. Er wusste, dass er nicht «fein» genug war. Von den besseren Kreisen der Stadt wurde er nicht eingeladen. Vielleicht entstand aus diesem Gefühl heraus seine Abneigung gegen Direktor Plöen, der zu den Leitern der Gesellschaft gehörte.

Der Streit war von den Zeitungen aufgenommen worden und wurde so scharf, dass die beiden Herren sich an das Gericht wandten. Die Polizei hatte es abgelehnt, sich mit der Sache zu befassen, so dass er auf dem Wege des Zivilprozesses ausgetragen werden musste. Der Bankier nahm sich den berühmtesten Anwalt in Nordnorwegen, während der Direktor nur mich hatte, was sicher böse Ahnungen in seiner Seele aufsteigen liess.

Der Prozess stellte sich als eine reine Komödie heraus. Die arbeitende Bevölkerung liebte den Bergwerksdirektor nicht, aber sie wünschte dem Bankier alles Böse. Die Geschäftsleute empfanden eine gewisse Schadenfreude, während die kühlen Direktoren der Eisenerzgesellschaft das Schauspiel als eine amüsante Abwechslung betrachteten. Drei Tage hintereinander war der Gerichtssaal im Rathaus überfüllt. Nach den ersten Verhandlungen wurde der Stadtrichter disqualifiziert, worauf ein Richter aus einer Nachbarstadt den Vorsitz übernahm.

Es erwies sich, dass die Beschuldigungen des Bankiers, dank seiner phantasievollen Bosheit, schwerwiegender waren

als jene des Direktors. Es stellte sich wirklich als wahr heraus, dass er die gesetzlichen Grenzen, die der üblen Nachrede gesetzt sind, überschritten hatte. Um dies zu erkennen, bedurfte es weder besonderer juristischer Kenntnisse noch einer glänzenden Gerichtssaaltechnik. Es genügte, genau zu zielen und ins Schwarze zu treffen, und das vor einem besonders aufnahmefähigen Publikum. Wir gewannen den Prozess. Der Bankier wurde vom Gericht für schuldig erklärt und erhielt eine Geldstrafe, und wenn diese auch nur fünfundzwanzig Kronen betrug, so brach sie doch seinen magischen Einfluss in der Stadt.

Wir kauften eine neue Schreibmaschine und stellten eine Sekretärin an. Nun war die Kanzlei mit Erfolg begründet.

Obwohl unser Sieg in dem «berühmten» Rechtsfall der Kanzlei nicht mehr Arbeit zuführte, so gab es jetzt doch mehr Fälle, die etwas einbrachten. Die Geschäftsleute erschienen mit Dokumenten und ungünstigen Bilanzen. Die Gesellschaft übertrug uns einige Fälle, und von Zeit zu Zeit wurde ich von Häftlingen verlangt, die einen Verteidiger wünschten. Mit der Zeit entwickelte sich eine regelmässige Tätigkeit, die während des Winters eine fast automatische wurde.

Man ist leicht geneigt, die Bedeutung der dunklen Periode, während der die Sonne verschwindet, zu übertreiben. In Wirklichkeit ist ein durchschnittlicher Tag in jenen drei Wintermonaten nicht viel anderes als ein kalter und trüber Wintertag im

Süden Norwegens. Es ist nicht vollkommen dunkel, und während einiger Stunden am Tag herrscht doch ein schwaches Tageslicht. Allerdings muss man die elektrischen Lampen anzünden. Und es ist auch nicht so kalt. Meist ist es die furchtbare Eintönigkeit, die anscheinend ewig dauert und daher so schwer erträglich ist.

Vielleicht wirken alle kleinen Städte eintönig. Jedenfalls bedeutet es eine Prüfung für den Charakter, wenn man imstande ist, unter einem farblosen Himmel zu leben, von hohen Bergen umgeben, die einen fast erdrücken – wenn man ein Gefühl für den Raum nur durch die Stürme bekommt, die von der unendlichen Fläche des Ozeans her wehen und die Berge mit ihrem Heulen erfüllen. In jenen dunklen Tagen lernt man ein gemütliches Heim schätzen.

Während der langen Winternacht wird viel gelesen. Kein Buch ist zu umfangreich, kein Thema zu fremd, um nicht in Angriff genommen zu werden. Natürlich lasen wir alle norwegischen Bücher – Knut Hamsun, Sigrid Undset, Olav Duun, Arnulf Overland und Herman Wildenvey. Wir interessierten uns auch für ausländische Literatur; wir sprachen darüber, inwieweit man den Realismus eines Sinclair Lewis als genaue Versinnbildlichung amerikanischen Lebens gelten lassen durfte. Wir lasen Dickens in guten Übersetzungen, besonders die «Pickwick Papers», und fanden die nötige Zeit, um Galsworthys «Forsyte Saga» zu lesen.

Einmal in der Woche gingen wir ins Kino und schauten uns amerikanische Filme an. Es fiel uns schwer, die Beschreibung, die unsere Emigranten von dem mühsamen und nicht gerade abenteuerlichen Leben in Gottes grossem neuem Land ent-

warfen, mit den schwarz-weißen Bildern in Einklang zu bringen, in denen üble Gangster auftraten und edle Millionäre arme blonde Sekretärinnen heirateten.

Unser Hauptzeitvertreiber war der Skisport. Wir gingen über die Berge und besuchten die schwedischen Touristenhotels, wo es schweren Smörgas und dünnes Bier gab.

Trotz dieser Tätigkeit blieb uns immer noch überflüssige Zeit und Interesse für andere Dinge übrig. Einer meiner besten Freunde, ein magerer, lustiger Lehrer aus Bergen, behauptete, ich sei lediglich aus Mangel an Geduld für das Bridgespiel und, weil ich keinen Whisky vertrüge, zur Politik übergegangen. Allerdings machte ich die Erfahrung, dass die lokale Politik einen Menschen voll beschäftigen kann.

Zunächst vermochte ich keinen besonderen Zusammenhang zu sehen zwischen den grossen politischen Ideen, die wir als Studenten in Oslo gehabt hatten, und dem Kampf um Recht und Macht in der Stadt Narvik. Die Arbeiterbewegung in Narvik war alt und stark, sowohl in der Gewerkschaft als auch politisch. Alle Arbeiter der Eisenerzgesellschaft und der Eisenbahn waren organisiert, und die meisten Gewerkschaften besaßen Kollektivmitglieder in der norwegischen Arbeiterpartei. Die Narviker Gruppe besaß tausend Mitglieder, und die Partei verfügte praktisch gesprochen während der ganzen Geschichte der Stadt über die Mehrheit im Stadtrat. Das Parteileben setzte sich zusammen aus der Verbindung mit der Parteileitung in Oslo, den Besprechungen in grundlegenden Fragen, den Gewerkschaftsangelegenheiten und vor allem aus endlo-

sen Debatten und kleinen Intrigen über lokale Gemeindeangelegenheiten. Obwohl die Streitigkeiten sich meist als Sturm im Wasserglas erwiesen, gingen die Wogen der Aufregung doch bisweilen recht hoch.

Seit meiner Studentenzeit war ich Mitglied der Jugendorganisation der Arbeiterpartei. Ich hielt es für notwendig, eine Lösung zu finden, um die beiden Übel abzuschaffen, die in der Partei herrschten: das zu viele Theoretisieren und die zu häufigen Zusammenkünfte bei Kaffee und Kuchen.

In Narvik zeigten sich immer noch Nachwirkungen des Bruches zwischen der Arbeiterpartei und den Moskauer Kommunisten. Bereits im Jahre 1922 verwarf die norwegische Arbeiterpartei die These der Dritten Internationale, wie sie von Moskau vertreten wurde. Ich kann mich immer noch an den dicken, auf Zeitungspapier gedruckten Band erinnern, in dem in einer elenden Übersetzung mit technischen und fremden Phrasen geprunkt wurde. Die Probleme wurden sowohl theoretisch als auch vom dialektischen Standpunkt aus besprochen und alle treibenden Kräfte dabei untersucht. Schliesslich zeigte es sich, dass unsere Diskussionen in die Streitfrage für oder gegen die Grundlehren des Leninismus mündeten. Obwohl wir dessen These nicht zur unsrigen machen wollten, liebten wir es nicht, wenn wir als «lau» bezeichnet wurden. Auf alle Fälle befanden sich jetzt die Moskauer Kommunisten unbedingt in der Minderheit. Die Anhängerschaft war wesentlich zusammengeschrumpft, aber es gab immer noch Gruppen hartnäckiger «Neinsager».

Da die Arbeiterpartei die Macht in Händen hatte, war es nur natürlich, dass die Narviker Kommunisten in der Opposition standen. Obwohl wenig zahlreich, waren sie sehr tätig und bemüht, durch die Jugendorganisationen Einfluss zu erlangen. Es gab daher heftige politische Kämpfe.

Im Frühjahr 1931 wurde ich zum Vertreter der Jugendorganisation beim Parteiausschuss ernannt, jener mächtigen Körperschaft, die den Kurs der Partei bestimmte, die Parteivertreter ernannte und als die Triebfeder der ganzen Gemeindepolitik galt. Der Ausschuss zählte über hundert Mitglieder, von denen jeder seine eigene Ansicht über alle Fragen hatte. Ich nahm jedoch die Angelegenheit nicht sehr ernst, da die zur Verhandlung kommenden Fragen, wie über Konzessionen zum Bierausschank, Festsetzung des Ladenschlusses für Kioske usw., mir nicht wichtig genug erschienen.

Zunächst wies man mir eine Tätigkeit in der «Vergeradet» zu, einem Gemeindegremium, das das schwere Problem der Scheidungen und der Verbrechen Jugendlicher lösen sollte. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass diese Kommission eine gute Aufgabe erfüllte. Sie bestand aus älteren und würdigen Herren, dem Stadtrichter und dem Stadtpfarrer, von denen die letzteren beiden auf Grund des Gesetzes Mitglied waren. Unsere Arbeit wurde, wie alle Ämter in der Gemeinde, nicht bezahlt.

Im folgenden Herbst forderte man mich auf, eine Abend-
schule für die Arbeiterjugend ins Leben zu rufen, und obwohl die Lehrer kein Gehalt erhielten, stellte sich bald ein ganzer Stab Freiwilliger von der Realschule und dem Gymnasium zur

Verfügung. Die Hauptfächer waren Nationalökonomie, Sozialgeschichte und Englisch. Die allgemeinen Ergebnisse waren befriedigend, und die Sache hatte für mich den Vorteil, dass ich selbst manches dabei lernte.

Nun waren wir beinahe zwei Jahre in Narvik und hatten uns rasch eingelebt. Wir hatten zwar keinen Ruhm und keine Reichtümer geerntet, lebten jedoch unter befriedigenden Verhältnissen. Wir besaßen gute Freunde und genossen Vertrauen. Wenn man einmal die Stadt kannte, lebte es sich gar nicht so schlecht, und interessante Dinge gab es auch hier ziemlich regelmässig.

Eines Tages besaßen wir unser eigenes Heim. Es war ein kleines, gelbes Haus mit grünen Fensterläden auf der Halbinsel Framnes. Es lag vielleicht ein wenig weit von der Stadt, etwa eine Viertelstunde Weges vom Marktplatz entfernt, gewährte jedoch Aussicht auf den Berg gegenüber dem Hafen und war gegen die vom Meer her wehenden Winde geschützt. Es war ein neues, vollständig eingerichtetes modernes Haus, dessen Eigentümer nach dem Süden zog. Vom Eckfenster des Wohnzimmers aus hatte man eine herrliche Aussicht nach beiden Seiten: auf die «Schlafende Königin» im Süden und auf den Fagemes-Berg im Osten. Geradeaus lag der Hafen, in dem wir jeden Morgen, sobald wir die Vorhänge zurückgezogen hatten, die Schiffe zählten.

In jenem Sommer verliessen meine Eltern Oslo, nachdem sie noch erlebt, dass wir uns in unserem eigenen Heim eingerichtet hatten.

Als Nachfolger meines Vaters erschien ein gewisser Oberst

Konrad Sundlo. Wir wussten, dass er reaktionär und politisch ehrgeizig war. Er besass jedoch nicht, wie unsere Politiker vom rechten Flügel, die zwar altmodische, aber hochherzige Gesinnung der Konservativen, sondern er trug auch eine ausserordentliche Vorliebe für den Faschismus zur Schau. Gleich nach seinem Eintreffen in der Stadt veröffentlichte er Artikel in den Zeitungen, die sich mit der aus dem Osten drohenden Gefahr befassten. Er war in Russland gewesen und hatte etwas Russisch gelernt. Daher hielt er sich für einen Fachmann in der Frage der roten Gefahr. Er war ferner anti-britisch und ein Judenfresser. Im Allgemeinen liess er sich gönnerhaft über die arbeitenden Klassen aus, griff aber gleichzeitig die Arbeiterführer und die Gewerkschaften an.

Seine äussere Erscheinung war alles andere als imponierend. Er hatte ein rotes, ein wenig aufgedunsenes Gesicht, und seine Gestalt war klein und plump. Er liebte es, populäre philosophische Gespräche zu führen und schob gern seine ein wenig lächerliche Person in den Vordergrund, indem er Reden über starke Männer und Wikingerheldentaten vom Stapel liess.

Im Herbst desselben Jahres wurde ich zum Sekretär der Arbeiterpartei in Narvik ernannt. Bevor ich mir eigentlich dessen bewusst wurde, stak ich plötzlich mitten in der Stadtpolitik. Die endlosen Debatten über Alkoholkonzessionen für die Hotels gingen weiter, und bei dieser Gelegenheit erkannte ich die Grundlagen der Arbeiterbewegung. Für das Alkoholverbot traten weniger die überzeugten Abstinenzler als die alten Stützen der Arbeiterpartei ein. Sie hatten früher erlebt, wie infolge

des Alkohols ihre Versammlungen gesprengt und ihre Organisation vernichtet wurden. Sie hatten gesehen, dass die Arbeiter ihr ganzes Geld vertranken und daher die Beiträge nicht bezahlen konnten. Daher hassten sie fanatisch alles, was mit der Alkoholproduktion zusammenhing, Restaurants, Bars und ähnliche Lokale.

Das Alkoholverbot, das nach dem ersten Weltkrieg aufgenommen war, bestand seit Langem nicht mehr. Dagegen besaßen die Gemeindebehörden das Recht, zu bestimmen, wie das Alkoholproblem gelöst werden sollte. Das Recht auf Alkoholausschank wurde den Hotels und Restaurants durch den Stadtrat verliehen. In Narvik gewannen die «Nassen» durch eine Abstimmung, aber der Stadtrat beschränkte das Recht der Hotels darauf, keine stärkeren Getränke als Bier zu verabreichen.

Daneben galt es, allerlei andere Probleme zu lösen. Die Arbeitslosigkeit wuchs. Auch wir begannen die Weltkrise zu spüren. In dieser Beziehung war Narvik der reinste Seismograph. Jede wirtschaftliche Störung wirkte sich in den Löhnen aus. Zunächst schaffte die Eisenerzgesellschaft die Überstunden ab und kündete an, dass sie Entlassungen vornehmen müsse, die bald darauf erfolgten. Die Jahre 1932 bis 1936 waren die schlimmsten. Während des Jahres 1932 betrug die durchschnittliche Arbeitslosigkeit unter den organisierten Arbeitern in Norwegen dreissig Prozent. Sie stieg bis auf vierzig Prozent, um dann gegen das Jahr 1935 langsam zu sinken.

Die Krise traf nicht alle Stände gleich. Die Städte mit wenig Industrie, die sich selbst versorgten, kamen am besten weg.

Narvik dagegen wurde schwer betroffen, vermochte jedoch durchzukommen, ohne sehr zu leiden. Als die Krise auf dem Tiefpunkt angelangt war, erwies es sich, dass sowohl die öffentlichen als die privaten Mittel erschöpft waren. Die Geschäfte gingen in Konkurs, und die meisten Häuser wurden versteigert, obwohl die Leute in den Häusern wohnen blieben.

Die Tatsache, dass Norwegen verhältnismässig leicht die Krise Überstand, verdankte es den Traditionen, die im norwegischen Volke stets lebendig waren. Dagegen konnte man nicht verhindern, dass die Ausgaben ständig stiegen und es immer schwieriger wurde, den Ausfall zu decken. An der Oberfläche war alles friedlich, zu friedlich. Im Hafen lagen nur wenige Schiffe, und in der Eisenerzgesellschaft wurde wenig gearbeitet.

Zu meiner grössten Überraschung ernannte man mich in der Mitte dieser Epoche auf Grund einer Wahl zum Bürgermeister von Narvik. Der Stadtrat wurde stets auf die Dauer von drei Jahren gewählt. Es war eine Körperschaft aus 44 ernsten Bürgern und Bürgerinnen, die es sich angelegen sein liessen, die Geschäfte der Stadt so gut als möglich zu leiten. Sie ernannte einen Exekutivausschuss, der für alle laufenden Geschäfte verantwortlich war. Die Arbeit ging zwar langsam, aber in vollkommener Ordnung und reibungslos vonstatten. Es war ausgeschlossen, dass mit dem geringsten Betrag aus öffentlichen Mitteln Missbrauch getrieben werden konnte. Alle wirtschaftlichen Massnahmen unterstanden jederzeit der Nachprüfung

durch die Öffentlichkeit. Auf alle Fälle handelte es sich um eine echt demokratische Behörde.

Die Lage wurde geradezu verzweifelt. Die Stadt musste unbedingt zu neuen finanziellen Mitteln gelangen. Die Eisenbahn und die Eisenerzgesellschaft setzten die Entlassungen fort. Die jungen Leute mussten zuerst gehen, da man wenn möglich die Familienväter und alten Arbeiter im Dienste beliess. Es war nicht angenehm, mit diesen ungeduldigen Bur-schen zu sprechen, da man ihnen doch nichts sagen konnte. Sie behaupteten, so könne es nicht weitergehen. Wir stimmten zu, wussten jedoch nicht, was wir tun sollten. Und dann standen sie da, angriffslustig, kräftig, eifrig und gleichzeitig geneigt, vernünftig zu sein.

Nach und nach besserte sich die Lage. Die Leute begannen wieder zu kaufen. Man sah mehr Schiffe im Hafen. Wir begannen wieder zu bauen, und dies verlieh uns eine grosse Befriedigung. Die Hotels am Ort wurden modernisiert. Bald darauf trafen Touristen ein, die vorwiegend vom Kontinent kamen. Sie hatten zwar nicht viel Geld, aber an Begeisterung fehlte es ihnen nicht.

Die Schifffahrt nahm einen Aufschwung. Die Eisenerzgesellschaft richtete während des Winters Nachtschichten ein, und die Hafendämme erglänzten in der Nacht in hellem Lichte. Der Gesang der Arbeit war wieder in den Bergen vernehmbar. Die Welt brauchte wieder Eisen. Das Vertrauen ist wieder da, sagten die Leute.

Die meisten Schiffe jedoch, die in den Hafen einliefen, trugen am Heck die rote Fahne mit dem Hakenkreuz.

Die Änderung in der Wirtschaftslage war langsam gekommen und prägte sich im Leben und in der Arbeit weit mehr aus als in der Geldflüssigkeit und in den hohen Preisen. Erz war wieder ein wertvolles Metall in der Welt geworden.

In unserem gelben Häuschen besaßen wir alles, was wir uns wünschen konnten. Schliesslich kam ein Töchterchen. Wir nannten es Siri.

Sonst ereignete sich nicht viel. Die Tage vergingen in ruhiger Arbeit. Wir liebten das Leben, die Stadt und das Land und fanden es vollkommen natürlich, dass Touristen zu uns kamen, um seine Schönheiten zu bewundern. Nicht alle Touristen waren erwünscht. Aber sie brachten doch alle ein wenig Abwechslung in unser Leben.

Bisweilen erschienen sonderbare Persönlichkeiten in der Stadt. So besuchte uns im Spätherbst Major Vidkund Quisling. Er hatte gerade seine militärische Laufbahn aufgegeben, um sich seinen philosophischen und politischen Studien zu widmen. Er hielt im Saal der Temperenzler einen Vortrag.

Eine Menge Leute erwarteten ihn. Nach dem Weltkrieg war Quisling Militärattaché in Moskau gewesen. Er begleitete Nansen auf seinen Reisen durch die russischen Hungerdistrikte und kehrte nach Hause zurück, einerseits ausgerüstet mit einem antikapitalistischen Standpunkt, andererseits mit einer Sammlung alter russischer Gemälde, die er durch einen jüdischen Kunsthändler verkaufte, mit dem er später wegen der Provision einen langen Rechtsstreit hatte. Major Quisling stellte seine Ideen der Arbeiterpartei zur Verfügung und erbot sich, rote Garden aufzustellen. Als die Linke ihn ablehnte,

wandte er sich der Rechten zu, wo er weit mehr Erfolg hatte.

Quisling wurde Verteidigungsminister in dem reaktionärsten Kabinett, das Norwegen je besass, dem agrarischen Kabinett der Jahre 1931-33. Während dieser Zeit zeichnete er sich hauptsächlich dadurch aus, dass er das Opfer eines nächtlichen Angriffs war, der auf ihn ausgeübt wurde, während er sich allein im Landesverteidigungsministerium befand. Wir wurden allerdings aus der Geschichte, die er erzählte, nicht recht klug. Ein unsichtbarer Bolschewist soll ihm Pfeffer ins Gesicht geschleudert und dann mit einem stumpfen Instrument von hinten auf den Kopf geschlagen haben, so dass er ohnmächtig wurde. Dank seiner starken Körperkonstitution büsste er dabei weder sein Leben ein, noch gingen militärische Geheimnisse verloren. Es gelang ihm nie, den Angreifer ausfindig zu machen, aber er besass nun weiteres Propagandamaterial gegen die Arbeiterschaft. Schliesslich trennte er sich von der Agrarpartei, spielte während eines kurzen Zeitraums den einsamen starken Mann, um dann mit Hilfe der von ihm geschaffenen, aber vollkommen unpopulären Partei der «Nationalen Sammlung» die politische Bühne wieder zu betreten.

Das war also der «Pfeffer-Minister», den zu hören wir eine halbe Krone Eintrittsgeld bezahlt hatten. Mehr war es auch nicht wert. Man konnte wirklich nicht behaupten, dass er das Leben oder sich selbst nicht ernst genommen hätte. Er begann damit, den Bankrott des Britischen Reiches zu prophezeien und schlug vor, den internationalen jüdischen Kapitalismus zusammen mit der verfaulten demokratischen Regierung zu

vernichten. Seiner Ansicht nach bestand aber für das norwegische Volk noch ein wenig Hoffnung, nicht etwa, weil es Intelligenz und Selbstbeherrschung zeigte, sondern weil es einige Rasseneigentümlichkeiten im Nationalcharakter besass. Jetzt tappten wir noch im Dunkel der Nacht des Liberalismus einher, aber der herrliche Tag würde einmal anbrechen.

Wir schüttelten die Köpfe und unternahmen in der Ersten Strasse einen Spaziergang, um in der frischen Abendluft einen klaren Kopf zu bekommen. Quisling verdankte es lediglich der «Nacht des Liberalismus», dass er noch frei umherlief. Wahrscheinlich stimmte nicht ein einziger Mensch in der Versammlung mit ihm überein.

Wieder einmal begannen wir zu glauben, dass das Leben nicht zu schwierig sei und dass «normale Zeiten» ein normales Leben bedeuteten. Zeitweise stiegen allerdings Zweifel in uns auf. Solange jedoch unsere Wünsche ungefähr mit unserer Umgebung übereinstimmten, lag die Versuchung nahe, zu glauben und entsprechend zu handeln.

Das Eisenerz wurde Tag für Tag durch die Stadt gefahren. Am Hafendamm arbeiteten die Arbeiter Tag und Nacht. Drei Dampfer wurden stets gleichzeitig vollgeladen, während andere im Hafen warteten. Nie war so viel Erz im Ofotfjord verschifft worden wie in jenem Winter. Die Zeitungen der Stadt veröffentlichten jedoch keine Gedichte mehr über das Erz, das zu Pflugscharen und Baumaterial verarbeitet wurde.

Wir zählten zwar immer noch die im Hafen liegenden Schiffe, aber wir freuten uns nicht mehr wie früher bei diesen

Anzeichen einer fieberhaften Tätigkeit.

Österreich, Sudetenland, Tschechoslowakei – mit jeder Annexion stieg die Masse des Erzes, das durch die Stadt gefahren wurde, und wies auf ein finsternes Unheil hin. Wir redeten uns ein, dass wir ohne Schuld seien. Es war nicht unser Erz. Wir hatten keinen Einfluss auf seine Verwendung. Was konnten wir auch wirklich tun?

Es wurde Sommer, und damit kehrte auch unsere Freude an Schönheit und Leben zurück. Fremde Gäste erschienen erneut, und wenn man auf den Küstenschiffen reisen wollte, musste man lange vorher einen Platz belegen.

Später sprachen wir oft darüber, wie verschieden die Touristen von denen des letzten Sommers waren. Warfen die Ereignisse in unserer Erinnerung ihre Schatten zurück? Nein, es war ein wirklicher Unterschied vorhanden. Die deutschen Sommertouristen des Jahres 1939 verfügten über Geld. Die Besucher bestanden nicht mehr aus jungen Burschen, die singend und Mandoline spielend umherwanderten. Es waren auch nicht mehr die Schwärme der «Kraft-durch-Freude»-Leute, jene «Touristen», die mit Schinkenbroten ausgerüstet an Land kamen und Postkarten und Seife kauften. Die neuen deutschen Touristen reisten erster Klasse und mäkelten nicht an den Preisen herum. Es waren meist junge oder in mittlerem Alter stehende Männer mit aufrechter Haltung, die wirklich die Schönheiten unseres Landes bewundern konnten, da sie über erstklassige Feldstecher verfügten. Sie benützten sie auch fleissig.

Trotz allem glaubten wir nicht an einen Krieg, zumindest nicht an einen Krieg, der unsere nationale Zukunft in Frage stellen konnte. Um sicherzugehen, erhielt die Regierung Sonderkredite für die Landesverteidigung zur Verfügung gestellt. Wir waren bereit, die Prämien für die Versicherung zu bezahlen, aber wir glaubten trotzdem nicht, dass unser eigenes Haus in Gefahr stünde.

Wir glaubten auch nicht an eine aus Russland drohende Gefahr. Russland besass seine eigenen eisfreien Häfen im Norden. Wir waren keine unmittelbaren Nachbarn. Finnland lag dazwischen. Wir hatten nie mit Russland im Krieg gestanden. Die Gefahr aus dem Süden war grösser, aber Gott sei Dank lag ein Ozean dazwischen. Wir hatten allen Grund, uns sicher zu fühlen, besonders seitdem wir so hohe Steuern zahlten.

Der russisch-deutsche Pakt wirkte wie ein Schlag. Dann kam der Krieg, eine Tragödie, die hätte verhindert werden können, obwohl wir nicht zu sagen wussten, auf welche Weise. Die Steuern stiegen, und an den öffentlichen Gebäuden erschienen Plakate, die uns anwiesen, vorsichtig zu sein und zu schweigen. Wir begannen zu zweifeln, ob wir viel zu verheimlichen hatten.

Während der Neujahrsferien reiste ich nach Oslo. Dort stellte ich fest, dass alle meine antimilitaristisch gesinnten Freunde grundsätzlich für eine Intervention eintraten. Wir standen nun auf der Seite des britischen Imperialismus. In den letzten Monaten organisierten wir die Hilfe für Finnland, das gegen das ankämpfte, was wir in unserer Jugend ersehnt hatten. Es war

nun nicht mehr leicht, klare Grundsätze zu haben und danach zu handeln. Anscheinend musste eine neue Welt aufgebaut werden, die auf den einfachen und moralischen Grundsätzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Freiheit und gegenseitigen Achtung begründet war. In unserer Studentenzeit hatten wir schöne Phrasen aufgestellt, worin gesagt wurde, dass jede Generation ihre Freiheit neu erringen müsse. Nun schien es, als wenn dies wörtlich in Erfüllung ginge.

Als ich nach Narvik zurückkehrte, erfuhr ich, dass unser Chefarzt als Freiwilliger in ein Spital an der finnischen Front eingetreten war und dass die Polizei den Vertreter der Kruppwerke als Spion verhaftet hatte.

Der deutsche Konsul, Wusof, wohnte im Grand Hotel, der englische Konsul, Mr. Gibbs, im Royal. Leute, die meinten, dass alle ausländischen Konsulate im Kriege in gleicher Weise gefährlich seien, machten wir auf diese beiden Männer aufmerksam. Der deutsche Konsul steckte seine Nase in alles und lud soviel Leute als möglich an seinen Tisch, um Norwegisch zu erlernen und sich mit norwegischen Sitten vertraut zu machen. Mr. Gibbs und seine Angestellten gingen pünktlich in ihre Kanzlei und verstanden kaum soviel Norwegisch, um «Skai» sagen zu können, nicht etwa, weil sie es nicht zu sprechen wünschten, sondern weil sie nicht indiskret erscheinen wollten.

In diesem Jahr war der Winter dunkler und schwerer als sonst. Es lag hoher Schnee, und die Winterstürme schienen kein Ende zu nehmen. Die Schnelldampfer wiesen mehr als einen Tag Verspätung auf, und die lokalen Schiffe mussten

bisweilen an den Orten vorbeifahren, ohne die Post aufnehmen zu können.

Die Atmosphäre verschlechterte sich immer mehr. Die Erzschiffe lagen tagelang im Hafen, nachdem sie geladen hatten, als fürchteten sie, in See zu stechen. Dann, gewöhnlich in mondlosen Nächten, verschwanden sie plötzlich, meist sämtliche Schiffe einer Nationalität auf einmal.

Vor dem Krieg betrug der jährliche Erzexport im Durchschnitt zwischen vier und sieben Millionen Tonnen. Zwei Drittel davon gingen nach Deutschland. Nun sah man häufiger die britische als die deutsche Flagge. Die norwegische Küste wies viele offene Stellen auf, und anscheinend fürchteten die Deutschen für ihre Schiffe. Der schwedische Erzhafen Lulea in der Ostsee ist bis in den Mai zugefroren, und daher muss der grösste Teil des schwedischen Erzes über Narvik gehen. Wenn wir mit den Schweden über Steuer- oder Arbeiterfragen sprachen, so liessen sie uns manchmal fühlen, dass wir uns nicht einbilden sollten, für den Erztransport unentbehrlich zu sein. Man habe bereits die Pläne für den Bau neuer Eisbrecher ausgearbeitet, die imstande sein würden, den Hafen Lulea das ganze Jahr hindurch frei zu halten. Es wäre unter Umständen sogar möglich, das Erz auf dem Schienenweg in die Häfen des südlichen Schweden zu befördern. Bei solchen Gelegenheiten sprachen wir dann in ironischer Weise unseren Dank dafür aus, dass das geliebte Brudervolk so freundlich war, unsere Arbeiter statt der eigenen zu beschäftigen. Wir wussten jedoch, dass unsere Stellung ziemlich unantastbar war. Gott hatte in seinem unerforschlichen Ratschluss das Erz auf der einen

Seite der Grenze erstehen lassen, aber den Zugang dazu an eine andere Stelle verlegt. Wir verfügten über den Hafen. Wir waren stolz darauf, dass er eine so vorteilhafte Lage besass. Nun begannen wir darüber nachzudenken, ob es wirklich für uns ein so grosses Glück bedeutete.

Die Schiffe mit den Flaggen der kriegführenden Nationen lagen Seite an Seite im Hafen. In solchen Zeiten war es den Mannschaften verboten, an Land zu gehen, aber es kam doch bisweilen vor.

Eines Tages erhielt ich einen unerwarteten Besuch. Es war am 9. Februar, jenem Tag, an dem die Sonne zum ersten Male nach der Dunkelheit des Winters wieder auftaucht.

Die Sekretärin teilte mir mit, dass ein junger Mann mich persönlich zu sprechen wünsche. Er sei Deutscher, aber leicht zu verstehen, wie sie mit einem gewissen Stolz auf ihre sprachlichen Fähigkeiten sagte.

Ein junger Mann, der kaum zwanzig Jahre alt sein mochte, trat ein und nahm im Sessel neben dem Schreibtisch Platz.

Nein, er käme nicht einer Konsultation wegen. Er möchte zunächst wissen, ob er frei sprechen dürfe.

Natürlich, lautete meine Antwort.

Er erzählte nun, er habe meinen Namen von sozialdemokratischen Freunden in Deutschland erfahren. Er leiste auf einem der Erzdampfer, die im Hafen lagen, Dienst, doch solle dies seine letzte Reise sein. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland werde man ihn ins Heer stecken, aber er glaube nicht an die Rechtmässigkeit dieses Krieges. Er weigere sich,

sein Leben zu opfern. Daher beabsichtige er, von seinem Schiff hier in Narvik zu desertieren.

Ich fragte ihn nach seinen Papieren.

Das sei eben die Schwierigkeit. Er besäße weder einen Ausweis noch einen Pass. Er möchte daher meine Meinung hören. Wie würden die norwegischen Behörden unter diesen Umständen mit ihm verfahren?

Ich erwiderte, wahrscheinlich würde man ihn sofort zu seinem Schiff zurückbringen. Mannschaften von Schiffen der kriegführenden Länder dürften sich nicht an Land aufhalten.

Ja, das wisse er. Er habe sich heimlich an Land geschlichen, um mit mir zu sprechen. Vielleicht könne er an Bord zurückkehren, ohne entdeckt zu werden. Nun möchte er wissen, ob man ihn ausliefere, wenn er an Land bliebe?

Es war keine leichte Sache. Ich gab ihm zu verstehen, dass wir als Neutrale vorsichtig sein müssten.

Er erwiderte, dass auch andere ins Land gekommen seien.

Das wusste ich nur zu gut. Es gab viele Deutsche in Norwegen. Früher hatten sie als Wandervögel und Touristen freundliche Aufnahme gefunden. Nun kamen sie als Flüchtlinge, meist ohne Papiere. Ich sagte ihm, dass erst vor Kurzem ein Mann von seinem Schiff desertiert wäre, der sich als österreichischer Gewerkschaftssekretär ausgab. Als der Anschluss vollzogen wurde, habe man ihn bei dem Versuch überrascht, die Gewerkschaftskasse zu retten und ihn in ein Konzentrationslager gebracht. Er sei entflohen und hätte sich nach einem Ostseehafen durchgeschmuggelt, wo Freunde ihm dazu verhalfen, einen Frachtdampfer nach Narvik zu besteigen. Da die

Geschichte glaubhaft klang, gaben wir ihm Geld und eine Fahrkarte nach Trondheim.

Man lud ihn dort zu einem Studentenklub ein, an einer Diskussion über den Sozialismus und die moderne Arbeiterbewegung teilzunehmen. Es erwies sich jedoch, dass er von den Fragen nicht viel verstand, und als man später entdeckte, dass er sich ausserordentlich für die Hafenanlagen in Trondheim interessierte, wurde er als Spion verhaftet.

Ich erzählte diesen Zwischenfall meinem Gast. Er wurde rot, schaute mir direkt in die Augen und versicherte, dass er kein Nazi sei und die lange Strecke zurückgelegt habe, um zu einem wirklich freien Volk zu gelangen. Er bat mich um meinen Rat.

Ich rief den Polizeidirektor an. Er erwiderte, dass er Befehl habe, alle Fremden ohne Papiere zu verhaften.

Aber wenn es sich um einen deutschen Matrosen handle, der nicht kämpfen wolle? Würde man ihn seinem Schiff ausliefern?

Hm!

Nach seiner Stimme zu urteilen, sah ich unseren menschlich denkenden Polizeidirektor vor mir, wie er sich den Kopf kratzte.

Wir müssten vorsichtig sein, sagte er. Es seien bereits peinliche Dinge vorgekommen. Politische Gefangene würden allerdings nicht ausgeliefert, aber jeder Fall müsse einzeln geprüft werden. Er sei daher nicht in der Lage, eine Entscheidung zu treffen.

Ich wiederholte diese Antwort dem jungen Deutschen. Er schien nicht vollkommen befriedigt zu sein, dankte mir jedoch

und wiederholte, wie er das freie norwegische Volk bewunderte.

Vielleicht würden wir einander wieder treffen.

Und das sollten wir wirklich!

Während der Monate Februar und März genossen wir einige ruhige Wochen bei prächtigem Wetter. Der letzte Teil des Winters war gewöhnlich ruhig und der März der beste Monat zum Skifahren. Die Berge waren wie ein sonniges Feenland und der Schnee voller Eiskristalle, so dass man glänzende Abfahrten machen konnte. Die Fischzüge endeten im April, und nun standen die Frühlingsstürme vor der Tür. Selbst die Seevögel suchten ein Obdach.

«Ein sicheres Zeichen, dass ein Sturm heraufzieht, wenn die Möwen tief fliegen», sagten die Fischer.

Viertes Kapitel

DER NEUNTE APRIL 1940

Der neunte April war ein Dienstag. An diesem Tage schlug der Blitz ein und zertrümmerte unsere Welt. Man kann nicht behaupten, dass wir nicht gewarnt worden seien. Wir sahen das Gewitter am Horizont aufziehen, glaubten jedoch nicht, dass es sich über uns entladen würde. Es gab genug Vorzeichen, aber wir verstanden sie nicht zu deuten.

Später sprachen wir oft von dem Vorabend der Katastrophe. Die Hunde heulen oft in finsternen Nächten, aber nur wenn der Tod seinen Einzug gehalten hat, gewinnt dieses Heulen für uns Bedeutung. Vielleicht gedenken wir nun lediglich dieses Tages, weil es der letzte in einer normalen Welt war.

Wie gewöhnlich hatte das Schiff am Montag Post für zwei Tage aus dem Süden gebracht. In der Kanzlei arbeitete man wie gewöhnlich. Plötzlich rief man vom Hafen aus an. Ein englischer Schiffskapitän bat mich, nach dem Hafen zu kommen und ihm ein Zeugnis mitzubringen, das die Seefähigkeit des Frachters S. S. «Romanby» bestätigte. In der Woche vorher hatte es im Hafen einen kleinen Zusammenstoß gegeben. Ich vertrat die Firma Lloyds aus London und veranlasste daher

alles Nötige für die Reparaturen und die entsprechenden Formalitäten.

Unterwegs traf ich einen Freund, der im Zollamt tätig war. Er hatte die ganze Nacht gearbeitet und befand sich auf dem Wege zu seinem Heim. Im Hafen und an den Quais lagen fünf- undzwanzig Schiffe, die Eisenerz geladen hatten. Bei ihrem Eintreffen waren sie untersucht worden, wobei alle Radiosender versiegelt wurden. In der Frühe war ein riesiger Walfischfänger, der «Jan Wellern», aus dem Norden eingetroffen. Mein Freund war selbst an Bord gewesen. Das Schiff hatte eine bedeutende Ladung Lebensmittel an Bord, die nach Süden gebracht werden sollte. Vielleicht war es von den Engländern in den Hafen getrieben worden. Mein Freund hatte nichts Aussergewöhnliches feststellen können, abgesehen von der Tatsache, dass die Mannschaft, die sich recht höflich zeigte, schlechte Zigarren rauchte.

Ich teilte meinem Freunde mit, dass ich im Begriff sei, an Bord eines britischen Schiffes zu gehen.

«Dann bekommst du wenigstens bessere Zigarren», sagte er gähnend und wandte sich zum Gehen.

Ein Boot brachte mich zum Schiff, das von einem Manne geführt wurde, der eine Art Taxi verkehr im Hafen eingerichtet hatte.

Er erzählte, dass das Geschäft nicht schlecht ginge. Die Trinkgelder seien grösser geworden, seit mehr Engländer und weniger Deutsche den Hafen besuchten, aber den guten Geist der Seeleute träfe man jetzt seltener. Alle seien so verschlossen. Niemand wusste, wann die Schiffe ankamen und wann sie abfuhrten. Nach aussen hin schien alles friedlich zu sein. Die

Schiffe lagen Seite an Seite; die einen hatten den Union Jack, die anderen die Hakenkreuzfahne gehisst. Alle aber besaßen geheime Maschinen, die auf dem Vorderdeck standen. Die Geschütze steckten in Futteralen. Überall sah man Hafenspolizei. Man erzählte sich viel von Spionen. Mit Ausnahme eines einzigen war jedoch nie jemand verhaftet worden. Aber schön war es nicht mehr.

An Bord der S. S. «Romanby» angelangt, lud mich der Kapitän in seine Kabine ein, nachdem wir die Reparaturen geprüft hatten. Er füllte zwei Gläser.

«Skai for Narvik», sagte der Kapitän. «Sie sehen, dass ich bereits etwas Norwegisch gelernt habe.»

«Und einen wichtigen Satz in unserer Sprache», antwortete ich.

Ich händigte dem Kapitän das Zeugnis aus, worauf wir noch ein wenig plauderten. Wir sprachen über den «sonderbaren Krieg» und über Narvik.

«Werden wir hineingezogen, wenn es einmal losgeht?» fragte ich.

Der Kapitän beruhigte mich.

«Bis jetzt hat Grossbritannien auf dem Lande nicht viel geleistet», sagte er, «aber wir beherrschen immer noch die Meere. Die Deutschen sind vielleicht imstande, ein oder zwei Frachter Ihrer neutralen Küste entlang nach Narvik zu bringen, aber Kriegsschiffe, die auf offener See fahren müssen, kommen nicht durch. Sie können daher beruhigt sein. Es besteht für Sie keine Gefahr.»

Als ich das Schiff verliess, sah ich den riesigen deutschen Walfischfänger «Jan Wellern», der in einiger Entfernung vor Anker lag. Eine übermässig grosse Hakenkreuzfahne flatterte

am Vordermast. Hinter ihm lagen die norwegischen Zerstörer «Norge» und «Eids void».

Nach Beendigung der Arbeit holte mich Ellen ab, um mit mir in ein Kino zu gehen. Um 7 Uhr gab man im Theaterraum die offiziellen Nachrichten durch. Es wurde gemeldet, dass ein gestrandetes deutsches Schiff, die «Rio de Janeiro», in der Frühe gegen die Küste in Südnorwegen getrieben worden sei. Neben dem Wrack habe man ertrunkene Pferde und Soldaten bemerkt. Die Soldaten schienen jung und alle von der gleichen Jahresklasse zu sein. Zu der Meldung wurde kein offizieller Kommentar gegeben.

Anschliessend nahmen wir das Nachtessen im Hotel Royal ein, wo wir der Besitzerin, Frau Polly, einen Besuch abstatteten. Sie erzählte uns, dass mehrere Hafenbeamte ebenfalls zum Essen gekommen seien; als sie jedoch die Meldung vernahmen, hätten sie sich sofort zum Hafen begeben. Offiziere und Mannschaften der beiden Zerstörer müssten an Bord bleiben, und es gäbe keinen Urlaub. Mehrere ausländische Journalisten befanden sich im Hotel, unter anderen zwei Amerikaner und ein Engländer, Giles Romilly, ein Neffe Churchills. Sie sassen den ganzen Abend in der Telephonkabine. Der Zwischenfall mit dem gesunkenen deutschen Transporter musste etwas bedeuten, aber niemand wusste eigentlich was. Sollte ein Angriff auf Grossbritannien bevorstehen?

Auf dem Heimweg unterhielten wir uns weiterhin über den Krieg. Ich wiederholte, was mir der englische Kapitän am Morgen gesagt hatte: Hier würde sich nichts ereignen.

Beyor wir die Lichter löschten, gingen wir in Siris Zimmer. Sie hatte, wie gewöhnlich, alle Decken von sich geworfen und schlief in der denkbar unbequemsten Stellung. Diesmal lag ihr Köpfchen unter dem Kissen, dicht neben Trine, der treuen Puppe, die keine Beine besass.

In der Frühe des folgenden Morgens wurden wir durch eine heftige Explosion geweckt. Das ganze Haus zitterte. Ellen sprang auf. Was war das?

Ich erwiderte, wahrscheinlich würden auf dem Gebiet der Eisenerzgesellschaft Sprengungen vorgenommen. Es war 4 Uhr 45, und es würde besser sein, wenn wir uns wieder schlafen legten.

Gleich darauf ereignete sich eine noch heftigere Explosion. Die Fensterscheiben klirrten.

«Das kommt nicht vom Grundstück der Eisenerzgesellschaft her, sondern von der See».

Ich antwortete nicht, sondern stürzte ans Fenster und schob die Vorhänge zurück. Die Morgendämmerung war von Nebel erfüllt, und durch die Nebelschleier hindurch sah man züngelnde Flammen. Im Hafen wurde geschossen.

«Ist der Krieg ausgebrochen?»

«Das kann uns nichts angehen», erwiderte ich. «Wahrscheinlich haben die Engländer einige deutsche Schiffe bis in die Fjorde hinein verfolgt.»

Gleich darauf sah man neue Feuerwellen, und dann erfolgte eine fürchterliche Explosion. Wir fühlten sie mehr, als dass wir sie sahen.

Siri regte sich in ihrem Zimmer. Wir hörten sie aus dem Bett klettern, vernahmen das Trippeln nackter Füße auf dem

Boden, und plötzlich stand sie in der Tür.

«Was ist?» fragte sie. Und als wir nicht antworteten: «Ist schon Weihnachten?»

Wir hatten ihr nämlich erzählt, dass am Weihnachtsabend die Schiffe im Hafen ein Feuerwerk veranstalten würden.

Gesichter erschienen an allen Fenstern. Wir riefen einander an. Niemand wusste, was es sein könnte. Ein Soldat von der Wache auf der Halbinsel rannte vorbei.

Nein, auch er wusste nichts Sicheres. Der Nebel war zu dicht. Man sah nichts. Im Hafen hatte man jedoch gesagt, dass es die Deutschen seien, die schossen.

Wir zogen uns an und gingen hinunter.

Die Deutschen schossen! Das verstanden wir nicht.

Wir sprachen mit unseren Nachbarn, die sich inzwischen ebenfalls angezogen hatten.

Wieviel Truppen befinden sich in der Stadt?

Anscheinend nicht viele. Aber im Innern, nördlich des Fjords, lag das Übungslager Elvegard, und dort lagen etwa fünfhundert Mann.

Ich beruhigte Ellen und Siri und stürzte in die Stadt.

An der Brücke stiess ich auf eine grosse Anzahl deutscher Soldaten. Sie hatten ihre Maschinengewehre aufgestellt.

Die Leute gingen in den Strassen umher. Man erzählte, die Stadt habe kapituliert.

«Kapituliert, welcher Unsinn!»

«Die deutsche Fahne flattert aber auf dem Marktplatz.»

Das stimmte. Eine riesige Fahne war über dem Telegra-

phengebäude sichtbar. Ich rannte zum Rathaus. Auch dort flatterte eine Hakenkreuzfahne. Im Ratssaal stiess ich auf den Wärter. Er erzählte, er sei soeben auf dem Marktplatz Zeuge eines sonderbaren Vorgangs gewesen. Hunderte deutscher Soldaten erschienen von den Molen her und trieben norwegische Soldaten zum Marktplatz. Dann tauchte Oberst Sundlo mit den norwegischen Streitkräften auf und marschierte nach der Schule auf der anderen Seite der Stadt. Vor der Brücke aber verliessen einige norwegische Offiziere und die Hälfte der Mannschaft die Reihen und marschierten die Strasse hinauf, die zum Bahnhof führte. Gleich darauf vernahm er Schüsse aus dieser Richtung. Er gewann den Eindruck, dass Sundlo mit seinen Leuten kapituliert und der Mannschaft den Befehl erteilt hatte, in die Quartiere zurückzugehen. Anscheinend weigerten sich einige, dem Befehl Folge zu leisten und machten sich aus dem Staube.

Später erschienen deutsche Soldaten vor dem Rathaus und hissten ihre Flagge. Sowohl das Grand Hotel als das Hotel Royal waren voll von deutschen Offizieren; das Telegraphengebäude und der Bahnhof wurden besetzt. Sonst hatte er nichts weiter zu berichten. Er fragte, ob die Kanzleistunden wie gewöhnlich abgehalten würden.

Ich antwortete zustimmend.

In der Zwischenzeit erschienen die ersten Angestellten. Ich gab ihnen den Auftrag, alle Ratsmitglieder und die Chefs der wichtigsten Einrichtungen, wie Eisenbahn, Eisenerzgesellschaft, Spital und Telegraphenbureau, zu einer Sitzung zusammenzurufen.

Ferner befahl ich ihnen, sich mit Oberst Sundlo in Verbindung zu setzen, so dass wir über die Lage unterrichtet würden und entsprechende Massnahmen treffen konnten.

Von den Eckfenstern des Rathauses aus sahen wir deutsche Soldaten in alle Richtungen eilen. Anscheinend wussten sie genau, was sie zu tun hatten. Sie trugen eine Unzahl seltsamer Waffen. Handgranaten hingen an ihren Gürteln, und sie sahen aus, als seien sie wandelnde Weihnachtsbäume.

Nun erstattete das Spital Bericht. Es war voll von toten und verwundeten norwegischen Seeleuten. Auch einige Deutsche hatten Unterkunft gefunden. Beide norwegischen Kriegsschiffe waren gesunken. Anscheinend hatten dabei alle Seeoffiziere den Tod gefunden. Soeben war der Kommandierende der Seestreitkräfte Narviks, Per Askim, in einem Lastwagen eingeliefert worden. Im Spital wusste man nicht, ob er noch lebte.

Norwegische Seeleute teilten mit, dass sich an Bord der Kriegsschiffe etwa fünfhundert Mann befunden hatten. Die meisten mussten in der ersten halben Stunde umgekommen sein. Die «Eidsvold» hatte den deutschen Zerstörer ausserhalb des Hafens gestellt. Ein deutscher Offizier erschien in einem Motorboot, um zu verhandeln. Er verlangte sofortige und bedingungslose Übergabe. Kapitän Willoch teilte dem Kommandanten Askim auf der «Norge» diese Forderung auf radiotelegraphischem Wege mit, worauf dieser antwortete: «Wir ergeben uns nicht! Wir kämpfen!»

Man gab dem deutschen Offizier Zeit, unangefochten zu seinem Schiff zurückzukehren. Bevor er es jedoch erreichte, gab er die Entscheidung der Norweger durch ein Signal mit

der Leuchtpistole bekannt. Hierauf tauchten die Torpedos aus dem Nebel auf. Ohne Gelegenheit zu haben, auch nur einen Schuss abzugeben, flog die «Eidsvold» in einer einzigen furchtbaren Explosion in die Luft. Acht Mann wurden gerettet, jedoch nicht ein einziger Offizier.

Die Überlebenden der «Norge» berichteten, dass sie einige Stunden früher gewarnt worden waren. Ein deutsches Geschwader, hiess es, dampfe vom Ozean her auf den Fjord zu. Die «Norge» hatte die Decks klar zum Gefecht machen lassen und hielt ihre 21-Zentimeter-Geschütze schussbereit. Als man die ersten Umriss von Schiffen am Eingang des Hafens auftauchen sah, griff das Schiff sofort an. Der Nebel verhinderte jedoch ein klares Zielen. Gleich darauf hüllte er die angreifenden Schiffe vollständig ein. An Bord der «Norge» stellte man fest, dass mehrere feindliche Schiffe sich bereits im Hafen befinden mussten. Eines davon wurde in der Nähe der Mole gesehen. Die «Norge» eröffnete das Feuer, wurde aber selbst von deutschen Torpedos getroffen, die von allen Seiten kamen. Sie sank innerhalb von zwanzig Sekunden.

Vom Bahnhof aus wurde gemeldet, dass früh am Morgen zwei Züge nach Schweden abgegangen waren. Die Linie sei jetzt unterbrochen. Die Fähren fuhren noch, und auf allen Seiten der Halbinsel von Narvik versuchten die Leute, die Stadt zu verlassen.

Nun erschienen die Mitglieder des Stadtrates. Wir nahmen am grünen Tisch Platz. Es wurde wenig gesprochen. Die Gesichter waren aschgrau. Wir waren uns klar darüber, dass sich etwas Furchtbares ereignet hatte. Wir wussten es und konnten

es doch nicht fassen. Von der Militärbehörde musste ein aufklärender Bescheid kommen. Es war daher besser, zu warten.

Von der Treppe her ertönten Rufe. Man verlangte nach dem Polizeichef und nach mir. Wir sollten ins deutsche Hauptquartier kommen. Der Polizeichef erschien, und wir verliessen beide den Saal. Am Haupteingang standen deutsche Soldaten, die uns erwarteten. Sie nahmen stramme Haltung ein, was uns recht sonderbar anmutete. Wir sollten ins Grand Hotel kommen.

Warum gerade ins Grand Hotel? fragte ich mich.

Die Halle war voll von deutschen Offizieren, meist junge Leute. Konsul Wusof rannte geschäftig wie eine Biene mit Aktenstücken in der Hand umher. Er erklärte uns, der General würde bald erscheinen, und er habe das Vergnügen, uns Generalleutnant Eduard Dietl vorzustellen.

«Das ist eine wirklich aussergewöhnliche Lage, Herr Bürgermeister», sagte er. «Die Ereignisse haben sogar mich überrascht.»

Der Konsul lächelte begeistert und schwang seine Dokumente.

Wir nahmen Platz und warteten.

Gleich darauf erschien der General in einem Taxi. Alle richteten sich auf. Wir wurden ihm vorgestellt, worauf der General eine Ansprache hielt. Er war gross, hatte ein schmales, scharfgeschnittenes Gesicht und ging ein wenig gebeugt. Ein Leutnant, der hinter ihm stand, versuchte ihm etwas mitzuteilen. Hinter ihm stand ein Norweger.

«Was gibt es?»

«Es ist nur der Chauffeur, der sein Geld verlangt. Wir haben kein norwegisches Kleingeld, Herr General.»

«Ein Skandal!»

Der General entschuldigte sich wegen dieses Versehens. Der Polizeichef und ich sahen einander an. Sie hatten die Stadt besetzt, und nun entschuldigten sie sich, dass sie kein Kleingeld besaßen!

«Lediglich ein Versehen, Herr Bürgermeister.»

Wir nickten.

Der General war die Höflichkeit selbst.

«Wir wollen hoffen», sagte er, «dass wir später dazu Zeit finden. Wir sind soeben eingetroffen. Ich möchte von Anfang an klarstellen, dass wir als Freunde kommen, um Ihr Land vor weiteren Neutralitätsbrüchen seitens der Engländer zu bewahren. Die deutsche Wehrmacht hat den Schutz von Oslo, Bergen und Trondheim übernommen. Nirgends stiessen wir auf bewaffneten Widerstand.»

«Aber unsere Seeleute im Hafengebiet?»

«Sehr traurig, nicht wahr?»

Wir gaben keine Antwort.

«Ich kann Sie versichern, meine Herren, dass wir kein Blutvergiessen wünschen. Ich bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können, dass Norwegen auf friedliche Weise im Namen des Führers besetzt wurde.»

Ich blickte auf den Polizeichef. Er zuckte bestürzt die Achseln und gab mir zu verstehen, dass ich antworten sollte.

«Wir sind nicht in der Lage, über das Geschick des Landes zu verhandeln. Vielleicht beschränken wir uns auf unsere Stadt?»

«Gut. Ihr Oberst war so vernünftig, keinen Widerstand zu

leisten. Er übergab mir die Stadt. Als Oberkommandierender der Besatzungsmacht übernehme ich den Befehl. Ich möchte jedoch von vornherein darauf aufmerksam machen, dass die Zivilverwaltung wie vorher funktionieren muss, wenigstens soweit es die militärischen Notwendigkeiten erfordern. Wir müssen eine gewisse Kontrolle über die Verbindungen ausüben, und ferner ist es zum Schutz der Bevölkerung notwendig, dass jeder sich ab 8 Uhr abends zu Hause aufhält. Das ist für den Augenblick alles. Nein, noch etwas. Meine Leute brauchen Rasierseife und ähnliche Dinge. Sie müssen die Geschäftsleute unterrichten, dass sie deutsches Geld anzunehmen haben. Um die Sache zu vereinfachen, haben wir besondere Reichsmark drucken lassen. Der Kurs ist... einen Augenblick...»

Der General sah einige Aktenstücke durch, die ihm ein Adjutant reichte.

«Hier ist es. Eine Reichsmark ist gleich einer Krone und sechzig Öre. Ich denke, dass dies für den Augenblick alles ist. Ich würde mich freuen, die Herren später wiederzusehen.»

Der General verbeugte sich und begab sich zu seinem Stab. Man gab zu verstehen, dass wir gehen sollten.

Im Ratssaal erwarteten uns die Vertreter der Behörden, unter ihnen Oberst Sundlo. Anscheinend hatte niemand gesprochen.

Ich erzählte, was ich erfahren hatte und gab über die Besprechung mit dem deutschen General Bericht. Dann schlug ich vor, zunächst einmal zu bestimmen, welchen Standpunkt wir einnehmen sollten, um hierauf das Nächstliegende zu erledigen. Oberst Sundlo möge zunächst seine Erklärung abgeben.

Der Oberst war absolut ruhig. Er vermochte nur zu sagen, dass er durch den Angriff vollkommen überrascht worden sei und es für unnütz gehalten habe, weiteren Widerstand zu leisten, nachdem die norwegischen Kriegsschiffe gesunken waren. Er verfügte über 3-400 Mann, während die Deutschen, wie man sagte, über 10'000 Mann stark waren.

Man wollte wissen, ob er seine Vorgesetzten befragt habe.

Er habe sich während des Kampfes mit dem Hauptquartier in Harstad in Verbindung gesetzt, war die Antwort.

Man fragte, ob er bevollmächtigt worden sei, die Stadt zu übergeben.

Ja. Das heisst, man habe ihm dies gewissermassen anheimgestellt. Von sich aus möchte er noch hinzufügen, dass die norwegischen Militärbehörden anscheinend die Lage nicht richtig verstünden.

Man fragte, wie es mit dem Rest des Landes stände.

Die Antwort lautete, dass anscheinend die Städte im Süden besetzt worden seien; Es hätte keinen Zweck, Widerstand zu leisten.

Ich bat meine Kollegen, diese Frage nicht zu behandeln. Wir konnten nicht über das Geschick des Landes bestimmen und mussten uns auf die notwendigsten Pflichten Narvik gegenüber beschränken.

Es wurde der Vorschlag gemacht, möglichst viele Leute zu evakuieren. Auf jeden Fall war es nötig, dass die Stadtbehörden die Verwaltung der Lebensmittelvorräte übernahmen. Man musste noch mit unvorhergesehenen Ereignissen rechnen.

Wir sprachen nicht viel. Einige Nachrichten wurden noch

bekanntgegeben. So teilte Herr Toft mit, den man vor Kurzem an die Spitze der Ofoten-Bahn gestellt hatte, dass es ihm gelungen war, nach dem Frühschnellzug noch einen Sonderzug nach Schweden abzusenden. Hunderte von Zivilisten, die in der Nähe der Bahnlinie wohnten, hatten diesen Zug genommen. Sie wurden jedoch bei Hundalen angehalten, da der Nordalviadukt zerstört war. Alle Evakuierten mussten daher die Seeroute benützen.

Wir beschlossen, soviel als möglich Zivilisten zu evakuieren. Um die Gefahr einer allgemeinen Flucht zu bannen, wurden Direktor Hoel von der Eisenerzgesellschaft, der Polizeichef und ich gebeten, einen Aufruf an die Einwohnerschaft zu entwerfen. Die Stadt sollte ferner genauen Aufschluss über die vorhandenen Lebensmittelvorräte erteilen. Das Hamstern musste vermieden werden.

Im Verlauf des Tages hatte ich Gelegenheit, am Radio zur Bevölkerung zu sprechen. Ich teilte mit, dass die Eisenbahn nicht mehr fahre, dass dagegen Dampfer verfügbar seien. Jeder solle vollkommen ruhig bleiben und nicht zu viel Gepäck mitnehmen. Ich wollte noch Weiteres sagen, wurde jedoch durch den deutschen Zensor unterbrochen.

Am ersten Tag verliessen zwischen tausend und zweitausend Bürger die Stadt. Es stellte sich jedoch als unmöglich heraus, einen genauen Evakuierungsplan auszuarbeiten. Es gab zwar keine Panik, aber die Leute reisten doch in vollkommener Unsicherheit über ihr Geschick ab. Wir wussten nicht, welche Gegenden von den Deutschen als verbotene Zonen erklärt worden waren. Wir hatten Befürchtungen für den nörd-

lichen Bezirk, da zwei deutsche Zerstörer in der Frühe dorthin abgedampft waren.

Nördlich der Stadt gibt es zwei Fjordarme. Das Meer dringt in den Rombakkenfjord ein, einem langen und schmalen Fjord, in dem die Berge sich fast senkrecht aus dem Meere erheben. Der Fjord ist fast unbewohnt. Westlich der Halbinsel Oyjord öffnet sich der Herjanganfjord zu einer breiten Bucht. Im inneren Fjord gibt es Wälder und Felder. Hier liegt Bjerkvik, ein freundliches kleines Dorf mit einer Kirche und einem neuen Schulhaus. Drei oder vier Meilen talaufwärts liegt Elvegardsmoen, ein militärisches Übungslager. Wir vernahmen, dass die Sommerhäuser dort überfüllt und die Transportschwierigkeiten gross seien. Deutsche Truppen marschierten nordwärts. Es gelang uns, mit Bjerkvik in telephonische Verbindung zu kommen. Der junge Telephonist war jedoch ganz verwirrt und nicht in der Lage, etwas zu sagen.

Der Ratssaal wurde nun eine Art Hauptquartier. Wir sassen an dem langen Beratungstisch und nahmen die Berichte entgegen.

Die Schiffe mit den Evakuierten kamen nicht zurück, der erste Beweis, dass es noch unabhängige Bezirke gab, wo die Leute freie Entschlüsse fassen konnten.

Radio Oslo teilte mit, dass Quisling zum Ministerpräsidenten ernannt worden war, dass alles ruhig sei und wir mit den Deutschen Zusammenarbeiten müssten. Der König und die Regierung seien geflohen.

Eine rundliche Frau trat in den Ratssaal. Sie war vollkommen ausser Atem. Die deutschen Soldaten, teilte sie mit, kauften die ganze Schokolade in ihrem Laden auf und bezahlten

mit komischen kleinen Geldscheinen. Was sie tun solle?

Daran liesse sich nichts ändern. Sie solle die beste Schokolade verstecken und Bonbons in kleinen Tüten verkaufen.

Und das Geld?

Es sei deutsches Geld, das die Banken umwechseln müssten.

Der Chefarzt am Telephon: «Wo sollen unsere Toten beerdigt werden?»

Die Geschäftsleute fragten, wie sie die Nahrung ohne Lebensmittelkarten rationieren sollten. Es müsse alles nach Gesetz und Ordnung vor sich gehen. Sie hätten alte Kunden, die einzukaufen wünschten.

Beruhigt die Leute! Verkauft so wenig als möglich. Wir lassen inzwischen Karten drucken.

Die Bäcker liessen sich vernehmen:

Die Deutschen essen uns alle Kuchen weg.

Lasst sie essen, backt aber keine frischen mehr.

Eine andere Anfrage lautete, ob der Bürgermeister wisse, wo man ein Paar Hosen für einen Schiffskoch bekommen könne, der in Unterhosen gerettet wurde.

Seltsame Anfragen kamen.

«Hier ist die Handelsbank. Benötigt die Stadt nicht mehr Kleingeld?»

«Gewiss, aber war nicht gerade ein Mann von der Stadtkasse bei Ihnen, um Geld zu holen?»

«Ja, das stimmt, aber brauchen Sie nicht mehr? Das Geld ist rasch gewechselt.»

«Natürlich. Danke für Ihren Anruf. Wir werden sofort jemanden senden.»

Den Einwohnern war mitgeteilt worden, sie sollten dem Os-

loer Radio keinen Glauben schenken. Die Deutschen hatten den Sender übernommen.

«Der Tromsøer Sender behauptet, wir ständen im Kriege.»

Ein Bote, den wir nach Oyjord entsandt hatten, kam zurück.

«Ich fuhr mit einem Ruderboot hinüber», berichtete er. «Die Deutschen haben die Fähre genommen. Die Leute drüben wissen gar nicht, wie sie sich verhalten sollen. Die Strasse nach dem Norden ist gesperrt, das Lager in Elvegard besetzt.»

Der Mann, der die Mitteilungen über den Rundfunk gebracht hatte, erschien wieder.

«Ich habe Stockholm gehört», berichtete er. «Es teilte mit, dass alle grossen Hafenstädte besetzt sind und im ganzen Lande Verwirrung herrscht. Der Sender Tromsø dagegen behauptete, dass die ganze Nacht hindurch im Oslofjord gekämpft und die Hauptstadt durch Angriffe aus der Luft zurückgewonnen wurde. Der König und die Regierung wären entkommen und hätten Befehl zur allgemeinen Mobilisation erteilt.»

Was sollen wir mit den Leuten aus Oyjord anfangen?

Witwe Johansen in der Zweiten Strasse weigert sich, die Rationierungsvorschriften zu beachten.

Evakuierte befinden sich längs der Eisenbahnlinie auf der Flucht. Wir hören Schüsse aus dieser Richtung. Sollen wir sie anhalten?

Das Spital lässt dringend um Wagen bitten. Der Keller ist voller Leichen. Der Oberkommandierende Askim dagegen ist gerettet.

Die Deutschen haben alle Wagen beschlagnahmt.

Eine Zeitlang schien es fast unmöglich, in dem Chaos Ordnung zu schaffen. Hierauf taten sich einige unserer Leute zusammen und zogen in ein Privatbureau in der inneren Stadt. Wir stellten eine Schildwache vor die Tür. Alle verfügbaren Laufburschen der Stadt wurden eingestellt, um Meldungen herumzutragen. Wir gaben unsere Befehle schriftlich und mit unseren Unterschriften versehen heraus.

Zunächst: Der Schnapsladen ist zu schliessen.

Ferner: Geschäftsleute, die den Anordnungen keine Folge leisten, setzen sich der Gefahr aus, dass ihre Vorräte beschlagnahmt werden.

Plakate verkündeten, dass im Ratssaal jene bestimmt würden, die die Stadt verlassen sollten. Allerdings konnten wir keine anderen Ratschläge erteilen, als dass die Leute sich ruhig verhalten sollten, bis wir bestimmtere Nachrichten erhielten.

Leute mit schriftlichen Vollmachten wurden nach Oyjord entsandt.

Der nördliche Bezirk, einschliesslich der Bahn nach Schweden und der Strasse nach Bjerkvik, wurde als verbotenes Gebiet erklärt.

Nur ruhig!

Der Tag war geradezu phantastisch mit Arbeit angefüllt, und wir dankten Gott dafür.

Wie konnte das nur passieren? Wir hatten keine Zeit, uns darüber den Kopf zu zerbrechen.

Norwegen befand sich im Krieg. In Nordnorwegen war nie ein Geschütz auf Menschen gerichtet worden. Nun aber mussten wir den Kelch des Krieges bis zur Neige leeren.

Fünftes Kapitel

DIE ENGLÄNDER KOMMEN

Wir schliefen wie die Klötze in dieser Nacht und waren immer noch schlaftrunken, als wir durch die ersten Kanonenschüsse am Morgen geweckt wurden. Sie erfolgten zur gleichen Stunde wie am Tage vorher, und wieder gab es schwere Detonationen. Von Neuem vernahmen wir Siris trippelnde Schritte, diesmal bevor wir aus den Betten waren.

«Ist auch heute nicht Weihnachten?» fragte sie.

«Nein, es ist Krieg.»

«Ist Krieg hübsch?»

Nein, der Krieg war wirklich nicht schön, aber zweifellos erregend.

Als wir die Vorhänge an den Fenstern zurückschlugen, sahen wir, dass im ganzen Hafen feurige Zungen aufflammten. Die Wolken hingen tief über dem Wasser, aber der Nebel war nicht so dicht wie am Tage vorher. Vom Fjord her donnerte es, und im Hafen wurde geantwortet.

«Wer schießt denn jetzt dort draussen?»

«Ich weiss es nicht. Wer es auch sein mag, es müssen Freunde sein, und sie schießen tadellos.»

Wir sahen direkte Einschläge auf den Schiffen im Hafen.

Die Flammen loderten so stark auf, dass man glaubte, sogar das Metall brenne.

Die Granaten regneten auf den Hafen. Trümmer der Postmole flogen in die Luft und piffen über unsere Köpfe. Wir mussten im Keller Schutz suchen. Es war ziemlich kalt, und wir befanden uns noch im Nachtgewand. Ich rannte hinauf, um wärmere Kleidung zu holen und wurde vom Anblick, der sich von den Fenstern aus bot, magisch angezogen. Einer der deutschen Zerstörer brannte vom Bug bis zum Heck. Seine Maschinen liefen noch, aber er irrte ziellos im Hafen umher.

Vom Keller her wurde gerufen: «Kommst du nicht zurück? Siri friert.»

«Ich muss mir das ansehen. Unsere Beschützer verbrennen im Hafen.»

«Sie brennen auch, wenn du uns die Kleider bringst!»

Als ich jedoch die Kleider hinuntergetragen hatte und wieder oben war, sah man im Hafen nur noch Nebel und Rauch. Die Kanonade verzog sich nach dem äusseren Fjord. Sie dauerte mehrere Stunden. Selbst im Verlauf des Vormittags, nachdem wir bereits mit der Arbeit im Ratssaal begonnen hatten, hörten wir heftige Explosionen. Nun wussten wir, was los war.

Die ersten Verwundeten hatten im Spital Bericht erstattet. Englischen Zerstörern war es gelungen, in den Hafen einzufahren, bevor die Deutschen sie entdeckten. Diesmal waren es die Briten, die angriffen. Der führende deutsche Zerstörer flog in die Luft, wobei ein Kommodore namens Bonte umkam.

Verwundete Deutsche bezeichneten seinen Verlust als eine furchtbare Katastrophe und enthüllten dadurch, dass Bonte eine wichtige Persönlichkeit gewesen sein musste.

Diese Nachrichten änderten jedoch die Lage in der Stadt nicht wesentlich. Die Leute bestanden darauf, wegzugehen. Im Verlauf des Vormittags verschwanden die meisten Ruderboote. Überall sah man Familien im Sportanzug und mit Rucksack auf dem Wege zum Meere und nach dem Norden der Stadt. Wir machten uns Gedanken über diese Evakuierung aus dem Stegreif.

Es war vielleicht für kleine Schiffe schwierig, in die unbesetzten Gebiete zu kommen. Sogar die südliche Seite, der sogenannte Ankenesstrand, war jetzt von den Deutschen besetzt worden, die überall die Fähren mit Beschlag belegten.

Wir mussten uns also bemühen, die Räumung der Stadt einzudämmen. Eine Panik musste unter allen Umständen vermieden werden. Wir sagten daher den Leuten, dass auch wir Frau und Kinder hätten und diese ebenfalls zuletzt gehen würden.

Im Rathaus wickelte sich jetzt alles recht ordentlich ab. Die Rationierungsabteilung arbeitete mit Hochdruck. Rationierungskarten waren gedruckt und die Anteile bestimmt worden. Das System war so ausgedacht, dass im Falle einer Reduktion der Rationen keine neuen Karten gedruckt werden mussten. Wir hatten genügend Mehl und Konserven. Ferner gab es riesige Lager von Fischen, für die Ausfuhr nach Deutschland bestimmt. Nun waren die Kunden persönlich erschienen. Es fehlte uns jedoch an Eis, so dass wir gezwungen waren, die Fi-

sche in Salz zu legen. Es ging daher nicht alles so, wie man es hätte wünschen sollen, obwohl der Fisch besser schmeckte, als der Geruch vermuten liess. In den ersten zwei Kriegsmonaten assen wir täglich Salzfisch zu Mittag.

Zahlreiche Komitees bildeten sich. Eine Witwe brachte einige junge Mädchen zusammen, die eine Suppenküche einrichteten. Hier konnte jeder essen, der bedürftig war und ein Markenheftchen der Gemeinde vorwies. Geld wurde nicht verlangt, aber Ordnung musste sein.

Das Spital ersuchte um Arbeitskräfte und Wagen. Die Toten füllten nun bereits die Kellertreppen.

«Wir haben nicht genügend Wagen.»

«Dann lasst die Deutschen sie selbst holen.»

Immerhin sind es ihre eigenen Toten. Zufällig erfuhren wir auch bei dieser Gelegenheit, wer Kommodore Bonte war. Die deutschen Ärzte behaupteten, er sei der Oberkommandierende der Seestreitkräfte gewesen. Er und sein ganzer Stab flogen in die Luft. Als sie gestern eintrafen, hatten sie zehn Zerstörer. Nun scheint es, als ob die Hälfte davon mehr oder weniger vernichtet sei.

Unser Rotes Kreuz hatte reichlich mit eigenen Angelegenheiten zu tun. Eine vollkommene Umgestaltung erwies sich als notwendig. Die Damen, die genäht und gestrickt und jahrelang für die gute Sache Kaffeekränzchen abgehalten hatten, konnten uns nicht mehr viel nützen. Wir brauchten junge Burschen, die bereit waren, zu arbeiten. Auch die Damen in weissen Schürzen mit Morphiumspritzen in der Hand, wie man sie auf den Rot-Kreuz-Plakaten sah, kamen nicht mehr in Betracht.

Stattdessen benötigten wir frische Burschen, die entschlossen waren, draussen im Feuer zu arbeiten und die mit Schaufel und Zeltbahnen umzugehen wussten.

Das neue Rote-Kreuz-Korps umfasste Rettungsabteilungen und eine Station für erste Hilfe, die in einem Hörsaal des Rathauses eingerichtet wurde. Arne und Finn, zwei junge Burschen, die gerade die Handelsschule verlassen hatten, wurden Abteilungschefs, während Dekan Njötén die Station für erste Hilfe übernahm. Er war ein kleiner, ruhiger Mann mit rötlichem, harmlosem Gesicht. Er hatte eine mächtige, grossbusige Schullehrerin geheiratet und nie daran gedacht, die Welt in Brand zu setzen, aber er erwies sich in den kommenden Wochen als einer der brauchbarsten Männer der Stadt.

Die Deutschen sprachen oft im Rathaus vor. Sie verlangten die Schlüssel der Kirche, der Schulen und anderer Gebäude, die sie als militärische Quartiere und Spitäler beschlagnahmt hatten. Sie wollten die Türen nicht aufbrechen, sagten sie.

Wir boten die Lehrer der höheren Schulen als Dolmetscher auf und versuchten, soviel als möglich auf schriftlichem Wege zu erledigen. Es war vielleicht gleichgültig, auf welche Art die Deutschen von den Dingen Besitz ergriffen, aber wir hatten das Gefühl, dass man der Sache selbst eine gewisse Form geben solle. Wir mussten auch verhindern, dass eine Panik entstand. Auch glaubten wir, dass es unserer Selbstachtung zugute kam, wenn wir angesichts der herrschenden Unordnung wenigstens alles Erforderliche schriftlich festlegten.

Es war uns bekannt, dass es die Deutschen vorzogen, ihre Befehle an die Bevölkerung durch die norwegischen Behörden zu erteilen. Wenn sie jedoch glaubten, dass wir dadurch nach aussen hin die Verantwortung teilten, so irrten sie sich. Wir legten Wert darauf, unseren Mitbürgern stets die Sachlage bekanntzugeben. Nun zeigte es sich, wie wertvoll es war, die offene Politik eines freien Volkes zu betreiben. Wir besaßen keine Führer, sondern Männer, denen das Volk Vollmachten erteilt hatte.

Die Deutschen hatten bereits Aufrufe in norwegischer Sprache verbreitet. Die Texte waren bisweilen seltsam und eigenartig, aber der Inhalt klar. Die deutsche Wehrmacht war erschienen, um unser Land und unser Volk gegen jeden Angriff zu verteidigen, während wir als Verräter behandelt würden, wenn wir versuchten, das gleiche zu tun.

Bei der jetzigen Entwicklung der Lage blieb den Deutschen in den ersten Tagen nicht viel Zeit, sich mit uns zu befassen.

«Der erste englische Angriff ist siegreich abgeschlagen», sagte eine kleine deutsche Ordonnanz zu uns, «aber es ist nicht ausgeschlossen, dass die Briten nochmals zurückkehren.» Er rannte dauernd zwischen den beiden Hotels und dem Rathaus hin und her, um Befehle über Requisitionen oder Bekanntmachungen zu überbringen. Wir gaben ihm den Namen «Sauerkraut». Unausgesetzt liessen die Deutschen schwere Schwelmen und Schienen zur Framnes-Halbinsel und an die Küste bringen.

In unserem Hause wurde die Nachbarschaft so ungemütlich, dass wir unser Bettzeug und unsere Habseligkeiten auf

einen Schlitten luden und nach der unteren Stadt zogen. Siri fand es sehr amüsant, so zeitig im Frühjahr bereits zum Picnick aufs Land zu fahren. Als wir ihr jedoch sagten, dass wir für längere Zeit nicht zurückkehren würden, bestand sie darauf, ihre alte Trine mitzunehmen. Sie wollte ihr ganzes Spielzeug aufladen, beschränkte sich jedoch zuletzt auf den Eisbären Truls, da es für die anderen Tiere zu kalt sei.

Nach und nach wohnten wir an drei verschiedenen Orten, da die Stadt bezirksweise geräumt wurde. Die meiste Zeit verbrachten wir bei einem Lehrer und schliefen in dessen Wohnzimmer auf dem Boden. Wir hielten es nicht für richtig, uns im oberen Stockwerk aufzuhalten, da die Kanonade von der See her jederzeit wieder einsetzen konnte. Der Lehrer und seine Frau schliefen in ihrem Speisezimmer.

An dem Tage, da wir nach der Stadt zogen, besuchte mich ein alter Eisenbahnbeamter. Er hatte mir etwas Vertrauliches mitzuteilen, und wir begaben uns daher in ein Zimmer, wo uns niemand beobachten konnte. Er berichtete mir, dass er über eine Telephonverbindung verfüge, die nicht durch die Zentrale ginge, welche von den Deutschen besetzt war und wo sie einen ununterbrochenen Tag- und Nachtdienst eingerichtet hatten. Sein Telephon stände in direkter Verbindung mit dem ersten Bahnhof der Eisenbahnlinie auf schwedischer Seite. Wir gingen in sein Haus und stellten sofort die Verbindung mit dem Grenzdorf Riksgrensen in Schweden her. Ich bat einen schwedischen Offizier an den Apparat. Wir waren beide höchst er-

regt. Ich teilte ihm alles mit, was ich wusste.

Nein, die Deutschen hätten keine Flugzeuge oder schwere Artillerie. Ihre Zahl betrüge nicht mehr als fünftausend.

Er versprach, die Nachricht an die norwegische Regierung weiterzuleiten. Wir verabredeten Tag und Stunde für einen zweiten Anruf, leider waren aber von den Deutschen der ganzen Linie entlang Horchposten aufgestellt worden.

Später am Tage hatten wir Fliegeralarm. Die neuen Sirenen der Eisenerzgesellschaft und des Hotels Royal funktionierten ausgezeichnet, aber wenig Leute suchten den Keller auf. Es fand ein Luftangriff der Alliierten statt. Wir zählten sieben Maschinen, davon zwei von einem ganz besonderen Typus. Schliesslich kamen wir zu dem Schluss, dass die fünf Maschinen englische, die beiden anderen dagegen norwegische seien. Diese sahen seltsam altmodisch aus.

Von allen Seiten wurde geschossen. Zum erstenmal sahen wir Leuchtmunition. Zwischen dem Fagernes-Berg und der «Schlafenden Königin» war der ganze Himmel mit Leuchtstreifen besät. Die Flugzeuge überflogen den Hafen. Wir sahen die Bomben fallen. Es waren keine sehr grossen, aber sie waren zahlreich. Sie fielen neben den Schiffen ins Wasser. Drei oder vier der Maschinen verschwanden hinter den Bergen, die übrigen drehten ab und gingen im Sturzflug nieder. Das Feuer der deutschen Abwehrgeschütze wurde heftiger. Eins der altmodischen Flugzeuge umkreiste wie wahn-sinnig eines der vor Anker liegenden Schiffe, einem wütenden Vogel gleich, der die Beute nicht fahren lassen will. Mehrere

Bomben fielen. Die Seeleute vor meinem Fenster behaupteten, sie sähen wie ihre Fleischbüchsen auf den Schiffen aus.

«Glaubt ihr denn wirklich, dass wir leere Büchsen verwenden, um Bomben herzustellen?» fragte ich, als gerade eine der Bomben mit fürchterlichem Krachen auf einem unserer Schiffe explodierte.

«Grosser Gott, Mensch, anscheinend haben sie vergessen, das Fleisch herauszunehmen!» rief der Matrose aus.

Unglücklicherweise wurde nicht einer der Zerstörer getroffen, sondern nur ein norwegisches Küstenschiff, auf dem die Deutschen die Hakenkreuzfahne gehisst hatten. Sämtliche Flugzeuge entkamen über die Berge. Wir atmeten erleichtert auf.

Am gleichen Tag veröffentlichte der Sender Tromsö einen Aufruf an die Bevölkerung von Narvik, die Stadt zu räumen, da jeden Augenblick neue Kämpfe entbrennen könnten. Nun verlangten unsere Leute, dass sofort Massnahmen zur Räumung getroffen wurden. Wenn sie schon ihr Leben verlieren sollten, dann nicht durch norwegische Konservenbüchsen und in der Gesellschaft der Deutschen und der faulen Fische.

Es blieb also nichts anderes übrig, als unser Glück zu versuchen. Ich liess den Polizeichef und einen Lehrer kommen, dessen Spezialfach die deutsche Sprache war. Wir anderen verstanden Deutsch, obwohl wir es nicht perfekt sprachen. Wir wurden von General Dietl empfangen, der uns seinem Adjutanten, Korvettenkapitän Reichmann, einem gut aussehenden, höflichen Mann mit hartem Gesicht vorstellte. Dieser klappte

die Hacken zusammen, dass es wie ein Pistolenschuss klang. Wir trugen unseren Fall vor und sagten, dass sich immer noch Tausende von Frauen und Kindern in der Stadt befänden, dass die Nahrung knapp würde und es nicht im Interesse der Deutschen sein könne, die Leute zurückzuhalten, wenn erneut um den Besitz der Stadt gekämpft würde.

«Die Engländer haben bereits eine Niederlage erlitten. Es ist nicht wahrscheinlich, dass sie nochmals kommen.»

«Unsere Leute möchten jedoch fortgehen.»

«Wir wünschen nicht, dass eine Panik entsteht.»

«Dazu besteht kein Anlass. Die Leute möchten nur ihre Familien in Sicherheit bringen.»

«Sie sind hier in Sicherheit.» Damit drehte uns der General den Rücken zu.

«Aber...»

«Der General hat Ihnen weiter nichts mehr mitzuteilen. Es tut mir leid, meine Herren, aber der General hat sehr viel zu tun.» Korvettenkapitän Reichmann führte uns höflich zur Tür und klappte wieder die Hacken zusammen.

Als wir beim Rathaus ankamen, stand eine Menge Menschen dort, die uns erwartete. Sie sah uns kommen und machte uns Platz, als wir uns der Terrasse näherten. Ich wandte mich um und schaute in die fragenden Gesichter. Dann hielt ich eine Ansprache.

Ich sagte, wir hätten getan, was wir konnten. Die Deutschen weigerten sich jedoch, die Räumung der Stadt zu gestatten. Wir hätten uns damit abzufinden. Wir müssten uns als echte Norweger erweisen und uns nicht wie ängstliche Hühner auf-

führen. Sollten die Lebensmittel knapp werden, so müssten wir eben gemeinsam hungern.

Am späteren Abend wurde ich nochmals zu General Dietl ins Grand Hotel gerufen. Er bewohnte das gleiche Zimmer, das Konsul Gibbs noch vor wenigen Tagen innegehabt hatte. Auch Kapitän Reichmann war wieder anwesend. Als ich eintrat, schaute der General von den Karten auf, die vor ihm ausgebreitet lagen.

«Sie leben in einer hübschen Stadt, Herr Bürgermeister», sagte er.

«Wir liebten sie stets», erwiderte ich.

«Und welch wunderbare Berge! Eine herrliche Natur, ein ausgezeichnetes Skigelände, besser als auf der schwedischen Seite. Ich verbrachte einmal die Ferien in Abisko, nur fünfzehn Meilen von der Grenze entfernt.»

Kapitän Reichmann unterbrach das Gespräch. «Der Herr General möchte mit dem Herrn Bürgermeister über die Bedingungen bezüglich der Herausgabe einer Zeitung sprechen.»

«Richtig», erwiderte der General. «Ich bedaure, dass ich Ihrer Bitte heute früh nicht stattgeben konnte, aber wir möchten gern, dass das Leben so regelmässig als möglich bleibt. Die Leute müssen zur Arbeit zurückkehren.»

«Meint der Herr General die Eisenerzausfuhr?»

«Gewiss, auch diese soll zur gegebenen Zeit wieder in Gang kommen. Jetzt aber meine ich die allgemeine Arbeit.»

«Die Eisenbahn und die Erzausfuhr bilden das Rückgrat unserer Arbeit.»

«Und der Fischfang?»

«Wir haben keine Schiffe.»

«Man kann vom Ufer aus fischen.»

Herr Reichmann unterbrach erneut das Gespräch.

«Der Herr General meint, dass alle Arbeiten wieder in Gang kommen müssten, soweit dies die militärischen Operationen gestatten. Dies soll in einer Zeitung bekanntgegeben werden, deren Veröffentlichung man Ihnen gestatten wird. Das Manuskript jeder Nummer muss von uns genehmigt werden, bevor es in die Presse geht.»

«Und wir sollen die Leute ermutigen, dass sie vom Ufer aus Fischfang betreiben?»

«Wir wollen die Einzelheiten später besprechen», sagte der Kapitän in steifer Haltung.

Der General beugte sich über seine Karten.

Nun lud mich Kapitän Reichmann in sein eigenes Zimmer ein.

General Dietl schaute auf.

«Wir werden Freunde werden, Herr Bürgermeister», sagte er, «sobald wir uns besser kennengelernt haben.»

Er sprach, als handle es sich um einen Programmpunkt, der erst später zur Behandlung käme und eines Tages von Interesse sein könne.

Ich verabschiedete mich. Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah.

Kapitän Reichmann bemühte sich, recht freundlich zu sein.

«Sie haben nicht das richtige Vertrauen zu uns, Herr Bürgermeister, nicht wahr?»

«Wir sind Feinde», erwiderte ich.

Er wurde blass, und sein Gesicht nahm einen harten Ausdruck an.

«Hören Sie immer noch auf die Engländer?»

«Wir hören auf die norwegische Regierung.»

«Es gibt keine norwegische Regierung mehr.»

«Wir glauben doch, dass es eine gibt.»

«Glauben Sie, dass wir auf dieser Grundlage Freunde werden können?»

«Das habe ich nie behauptet.»

«Sie werden Ihre Haltung ändern. Benehmen unsere Soldaten sich nicht anständig?»

«Meinen Sie an jenem ersten Morgen?»

«Sie wissen ganz genau, was ich meine. Haben wir in der Stadt irgendetwas geraubt? Bezahlen wir nicht alles, was wir wegnehmen?»

«Gewiss, aber mit Okkupationsgeld.»

«Was ist dabei nicht in Ordnung? Haben Ihre Banken nicht Anweisung, es umzuwechseln?»

«Und was fangen die Banken mit dem Geld an?»

«Das wird bei der Schlussabrechnung geregelt. Wir werden dafür sorgen, dass England bezahlt. Es hat den Krieg begonnen. Sie werden sehen, dass wir dafür sorgen werden, dass England sogar Sie bezahlt.»

«Der Krieg ist noch nicht aus.»

«Es wird höchstens noch einige Wochen dauern.» Ich stand auf.

«Sie sprachen davon, dass wir eine Zeitung herausgeben könnten. Wie sind die Bedingungen?»

«Wir stellen keine Bedingungen. Wir verlangen nur das Manuskript zu sehen.»

«Ich werde die Angelegenheit mit unseren Journalisten besprechen; Sie bekommen morgen Bescheid.»

Am nächsten Tag war unser Manuskript fertig. Ein Teil der Zeitung bestand aus Vorschriften für die Rationierung, ein anderer Teil aus Aufrufen, die zu Einigkeit und Opferwilligkeit aufforderten. Der Text war ziemlich allgemein gehalten. Wir wandten Worte an, die einen doppelten Sinn hatten, und verschiedene Stellen enthielten versteckte Aufforderungen. Leider wurden die meisten doppelsinnigen Stellen entdeckt und ausgeschieden. Die Deutschen besaßen gute Dolmetscher.

Die Zeitung, die auf diese Weise zustandekam, war nicht gerade interessant, aber sie erfüllte sicher ihren Zweck. Sie enthielt nicht viel Neues, dafür stand aber auch nichts darin, das uns hätte demütigen können. Es war immerhin ein norwegisches Blatt, das letzte, das in Narvik gedruckt wurde.

Trotzdem erhielten die Narviker genaue Nachrichten. In der gleichen Zeit, da Kapitän Reichmann im Grand Hotel die Korrekturen las, verbreiteten wir mit der Schreibmaschine geschriebene Radiomeldungen in der Stadt. Der kleine dicke Lehrer Tanke war gleichzeitig Herausgeber und Verleger. Er arbeitete in tiefstem Geheimnis und mit peinlicher Genauigkeit.

Nach und nach bekamen wir ein genaues Bild von den Vorgängen an der südlichen Kriegsfront in Norwegen. Am ersten Tag war eine Reihe deutscher Kriegsschiffe gesunken, darunter der Kreuzer «Blücher» mit dem ganzen für Norwegen vorgesehenen Gestapokorps. Tausende von Leichen schwammen im Oslofjord umher.

Lange nachdem der Kampf begonnen, legten die Deutschen

der norwegischen Regierung ihr Ultimatum vor.

Danach sollten wir unsere ganze Küste Deutschland zur Verfügung stellen. Wir mussten unsere Flugplätze und unsere Verbindungslinien übergeben. Die Befestigungen mussten unberührt ausgeliefert werden. Wir sollten unsere Handelsflotte abliefern und jede Verbindung mit den Westmächten und mit dem amerikanischen Kontinent aufgeben.

Gleichzeitig mit dem Ultimatum übergab der deutsche Gesandte eine persönliche Botschaft Hitlers an unseren König, «den er hochachte». Er sprach darin den Wunsch aus, dass der norwegische König ein Kabinett ernenne, das mehr zur Zusammenarbeit bereit war. Major Quisling sollte den Vorsitz übernehmen.

Wir vernahmen, dass man nicht einen Augenblick erwog, diese Forderungen anzunehmen. Wir hörten, wie standhaft sich der König und die Regierung verhielten und erfuhren, dass das norwegische Storting sich in einer der am meisten bedrohten Kriegszonen versammelt und den König ermächtigt hatte, den Krieg weiterzuführen. Wir vernahmen, dass andere deutsche Diplomaten in Oslo in dem Augenblick, da die diplomatischen Beratungen noch im Gange waren, den Landstrassen entlang Truppen nach Norden sandten, um den König und die Regierung gefangen zu nehmen und dass der neue norwegische Oberkommandierende, General Ruge, mit einer Abteilung Freiwilliger ihnen wenige Meilen südlich von Elverum Einhalt gebot. Seine Leute bestanden meist aus Farmern und Holzfällern, die sich sofort freiwillig meldeten, als sie von

dem deutschen Einmarsch hörten.

Nun waren wir imstande, das Fortschreiten des Krieges zu verfolgen. Eine Front nach der anderen entstand. Nach drei Tagen gab es sechs Fronten. Der König und die Regierung befanden sich immer noch in tödlicher Gefahr. Unsere Jungen fochten in den Wäldern; sie fochten in den Bergen; sie gaben ihr Leben hin für das schöne Land, das wir unser nannten. Und sie liessen den Deutschen ihren Angriff teuer zu stehen kommen.

Ich sehe immer noch die Gesichter unserer Leute, wenn sie sich die Hintertreppe im Rathaus hinaufstahlen, um die neuen Berichte zu lesen. Sie sagten nicht viel. Ihre Gesichter waren bewegungslos, aber ihre Augen sprachen. Sie flehten nur um eins, um Waffen!

Sechstes Kapitel

GESCHÜTZDONNER IM FJORD

In Narvik erfuhren wir nicht viel über die Kämpfe an der norwegischen Front. Die Seeschlacht vom 10. April war beinahe vergessen. Durch den schwedischen Rundfunk erfuhren wir, dass dabei drei englische Zerstörer, «Hardy», «Hunter» und «Hotspur», gesunken waren. Die beiden übrigen Schiffe konnten entfliehen. Es hatten also fünf Engländer zehn Deutschen gegenübergestanden, und von den letzteren waren fünf kampfunfähig gemacht worden. Danach schien der deutsche Sieg nicht gerade überwältigend gewesen zu sein.

Der Rundfunk erwähnte jedoch nicht die Kämpfe in den Bergen bei Björnefjell an der schwedischen Grenze. Ein Skifahrer brachte uns hierüber Nachricht. Es war klar, dass die Mannschaften aus unserer Gegend noch nicht die Verbindung mit den übrigen norwegischen Streitkräften hatten aufnehmen können. Wir waren die vergessene Front.

Der folgende Samstag, der 13. April, war das erste Wochenende im Kriege. Er sollte unser Tag werden. Unser Frontabschnitt war also weder vergessen noch vernachlässigt. In der Frühe hörten wir im Rundfunk eine Ansprache des Königs, die

sich direkt an alle Norweger wandte. Er konnte nicht sagen, wo er sich aufhielt, aber er befand sich mit dem Kronprinzen bei der Regierung. Sie waren geradezu mörderischen Bombenangriffen entronnen. Der König hatte gesehen, wie schutzlose Städte bombardiert wurden. Nun ermutigte er sein Volk, den Widerstand fortzusetzen und zu kämpfen.

Am frühen Nachmittag vernahmen wir erneut Geschützfeuer im äusseren Fjord, das an Heftigkeit zunahm. Die von den Deutschen besetzten Bezirke der Stadt wurden geräumt, worauf die Gebirgstruppen nach Norden abzogen. Der Feind liess jedoch Abteilungen zurück, um den Hafen zu verteidigen und das Telegraphenamt zu halten.

Ein junger Bursche tauchte aus der Richtung aus Framnes bei uns auf. Es war mein Freund Oscar. Die Deutschen hatten ihn von einem Punkt verjagt, wo er Aussicht auf das Meer hatte. Er hatte jedoch bereits gesehen, dass der ganze Fjord voller Schiffe war. Die ganze britische Flotte musste dort sein. Darunter befand sich auch ein Koloss, ein Schlachtschiff. Ich dankte ihm und sagte: «Nun haben wir endlich einmal einen Nutzen von deiner Neugierde. Komm wieder!»

An diesem Tage erschienen keine deutschen Ordonnanzen, um zu requirieren. Es war schwer, zu arbeiten. Wir waren gespannt und wachsam. Wir sahen nicht viel von dem, was im Fjord vor sich ging, aber wir hörten, dass das Zentrum des Kampfes uns näher rückte. Granaten flogen über Narvik, und mehrere schlugen im Stadtkern selbst ein. Wir standen an den

Fenstern, um zuzuschauen, rannten durch die Strassen, ver-
steckten uns hinter den Häuserecken, wenn die Granatsplitter
durch die Luft heulten. Frauen und Kinder waren in den ver-
hältnismässig sicheren Kellern untergebracht. Ein Tunnel
wurde in der Nähe der Eisenerzgesellschaft gebaut. Er war nur
teilweise fertig und die in den Fels gehauenen Wände noch in
rohem Zustand. Das Wasser rann ununterbrochen von den
Wänden herunter, und der Boden bestand nur aus losen Bret-
tern. Aber man sagte, dass er bombensicher sei und tausend
Mann aufnehmen könne. An jenem Tag wurde er äusserst be-
liebt.

Es gab ferner einen ausgezeichneten Luftschutzkeller unter
dem Gebäude der Feuerwehr neben dem Rathaus. Dort arbei-
tete man in zwei Schichten Tag und Nacht. Wir gruben zwei
Keller, die untereinander lagen. Sie wurden mit Balken ge-
stützt und mit Lichtern und Bänken ausgestattet.

Für jene aber, die einen Grund hatten, sich oben aufzuhal-
ten, war es unmöglich, ruhig zu bleiben. Wir brannten buch-
stäblich vor Ungeduld. Unser Geschick entschied sich im
Fjord. Das Schiessen wollte kein Ende nehmen, und oft hörte
man nicht mehr die einzelnen Abschüsse, sondern ein ständi-
ges Trommeln. Dann war es wieder still. Wir konnten die
schweren Granaten von den anderen unterscheiden, und diese
kamen wohl von den ganz schweren Geschützen. Die Berge
gaben das Echo zurück. Einmal vernahmen wir das Echo eines
Schusses siebenmal.

Wir kamen uns vor wie die Prinzessin im Märchen, um die
die Prinzen kämpften. Wir empfanden das Glücksgefühl, als
der weisse Prinz siegreich einzog und gleichzeitig die Demüti-

gung, nichts tun zu können. Wie furchtbar war doch diese Tatenlosigkeit!

Nun hörten wir eine betäubende Explosion im Hafen, während die Kanonade sich gleichzeitig nach Norden verzog. Die leeren Strassen füllten sich erneut mit Menschen. Wir sahen deutsche Soldaten aus den Wäldern von Framnes erscheinen. Sie waren nass und müde. Viele hatten die Waffen weggeworfen. Und zum erstenmal bemerkten wir eine seltsame Eigentümlichkeit des Menschen, eine seelische Reaktion, die viele von uns erlebten. Nach der Todesgefahr empfindet man eine Art Rauschzustand. Wir sahen, wie die steifen, starrblickenden deutschen Matrosen plötzlich wie wild lachten. Viele marschierten Arm in Arm singend durch die Stadt. Sie blieben stehen, um mit uns zu plaudern. Von ihnen erfuhren wir, dass ein britisches Schlachtschiff im Verein mit anderen englischen Schiffen sich draussen auf dem Kriegspfade befände. Das deutsche Geschwader stände zur Zeit in dem engen Rombakfjord und weiter nördlich in einem mörderischen Kampf mit den Engländern.

Als wir ihnen sagten, dass sie unterlegen seien, da lächelten sie nur und murmelten: «Kamerad». Nun waren sie nicht mehr die Männer des Blitzkrieges. Sie traten auch nicht mehr so herablassend gegen ihre Rassenbrüder auf, die auf so tragische Weise von den dekadenten Demokratien irregeleitet worden waren. Sie wünschten nun, als Menschen wie wir behandelt zu werden, und sie freuten sich, dass sie noch lebten. Da die Verbindung mit den Offizieren zerrissen, war es auch mit ihrer Moral vorbei.

Banden geschlagener Deutscher trieben sich in der Stadt

und auf dem Fagernesberg herum. Eifrig bahnten sie sich einen Pfad, der im Zickzack am steilen Hang entlanglief. Ihre dunklen Reihen hoben sich von der weissen Schneewand ab, und es sah aus, als winde sich eine Schlange den Berg hinauf.

Eine alte Frau erschien mit einem Schlitten, auf dem eine Matratze lag. Sie besass auf dem Grat des Berges eine Hütte, die nun voller Deutscher war. Sie erzählte, dass die Soldaten sich nach dem Weg erkundigt hätten, der nach Schweden führte, und sie habe sie in eine unbestimmte Richtung verwiesen. Nun konnten sie in den Bergen herumirren, um schliesslich festzustellen, dass kein Pfad hindurchführte.

In den Strassen der Stadt herrschte kein Leben mehr. Man sah nur noch Schildwachen und von Zeit zu Zeit einen Lastwagen mit Leichen, die von Zeltbahnen bedeckt waren. Der Tod erschien vom Meere her. Unsere eigenen Rot-Kreuz-Abteilungen hatten viel zu tun. Allerdings gab es noch nicht viele Verwundete unter der Zivilbevölkerung. Dagegen halfen unsere Leute vom Roten Kreuz im Notfall dem Feinde.

Obwohl ich nur zur Reserve des Roten Kreuzes gehörte, fühlte ich das Bedürfnis, mich vom Stand der Dinge persönlich zu überzeugen. Auf alle Fälle musste die Tätigkeit der Beobachtung eine gewisse Entspannung der Nerven bringen. Ich band die Rot-Kreuzbinde um und begab mich zur Mole. Vielleicht gab es noch Verwundete dort. Von Zeit zu Zeit schlugen Granaten in der Nähe ein.

In der oberhalb der Mole gelegenen Strasse fand ich die Türen des Seemannsheims offenstehen. Die Zimmer waren alle mit Betten angefüllt, auf denen deutsche Uniformen und

Ausrüstungsgegenstände lagen. Auf den Tischen bemerkte ich die Überbleibsel von Mahlzeiten, aber kein menschliches Wesen befand sich in den Räumen. Das Haus war als Quartier für die Mannschaften benutzt worden, die es nun in Eile verlassen hatten. Auf einem Regal bemerkte ich ein Tagebuch und eine Anzahl Photographien. Ich steckte beides in die Tasche und verliess das Haus.

Der Hafen war der reinste Schiffsfriedhof. Wo man auch hinsah, bemerkte man Wracks von Schiffen. Gruppen ängstlicher Möwen flogen schreiend über das Wasser. Gelegentlich tauchten sie nieder, um auf die seltsamen Gegenstände zu stossen, die in dem öligen Wasser umherschwammen. Die Mole selbst bot einen tragischen Anblick dar. Das neue Kühlhaus, das wir errichtet hatten, war bis auf einige Mauerreste verschwunden, die Molkerei auf der anderen Seite des Platzes ebenfalls getroffen. In einer Wand sah man ein klaffendes Loch, und alle Fenster waren zertrümmert, aber das Gebäude selbst konnte wiederhergestellt werden. Die Mole sah hoffnungslos aus. Die hölzernen Planken der alten Mole waren weggeweht, die Pfähle aus dem Wasser gerissen, so dass sie wie Zahnstümpfe aussahen. Die neue Mole war zertrümmert, der riesige Zementblock am Ende wie von einer riesigen Axt gespalten worden. Überall sah man Reste von Schiffswracks umherliegen. Bruchstücke der Schiffe waren ans Ufer geschleudert worden und lagen nun zusammen mit Balken, Holzblöcken und Steinen da. Ganze Stücke von Kriegsschiffen waren weggeschleudert worden und legten Zeugnis ab von der vernichtenden Wirkung der Schiffsartillerie.

Noch nie hatte ich etwas so Seltsames gesehen. Es kam mir vor, als wandere ich über den Spielplatz eines Ungeheuers, das plötzlich seine Spielzeuge zerschlagen hatte. Das ganze Innere eines Kriegsschiffs schien umhergestreut worden zu sein. Es sah aus wie eine Laubsägearbeit, die unvollendet geblieben war. Indes konnte man sich wohl vorstellen, dass man aus diesen Teilen ein Kriegsschiff zusammensetzen konnte. Trotzdem erschien es mir rätselhaft, wie die Schiffe auseinandergebrochen waren und nun die einzelnen Teile auf der Mole umherlagen.

Aber wir hatten uns längst daran gewöhnt, uns nicht mehr zu wundern. Das Leben war in den letzten Tagen recht merkwürdig geworden. Immerhin wäre ich sehr überrascht gewesen, wenn man mir damals gesagt hätte, dass das Rätsel einmal gelöst würde. Es war ein halbes Jahr später in der friedlichen kleinen Stadt Beloit, im Staate Wisconsin. Dort fand ich die Lösung des Rätsels in dem Buche eines deutschen Offiziers, der gerade in diesem Augenblick beobachtete, wie ich planlos über die zerstörte Mole wanderte. Tatsächlich erhielt ich durch ihn die gewünschte Aufklärung. Der Kommandant eines der zehn deutschen Zerstörer, Korvettenkapitän Fritz Busch, veröffentlichte nämlich ein umfangreiches Buch über die Heldentat: «Narvik – vom Heldenkampf deutscher Zerstörer». Er sandte ein Exemplar an Verwandte in den Vereinigten Staaten, die es an einen meiner norwegisch-amerikanischen Freunde ausliehen.

Die Lösung war wirklich phantastisch. Es stimmte, dass die Überreste auf dem Hafendamm von einem deutschen Zerstörer stammten. Er war das letzte Schiff in der Linie des deut-

schen Geschwaders gewesen und erhielt in der Schlacht im Hafen am 10. April schwere Beschädigungen, so dass er nicht in der Lage war, am tödlichen Kampf jenes schicksalsschweren Samstags teilzunehmen. Als die Seeschlacht in den äusseren Fjorden begann, hatte man das Schiff an der Mole vertäut und aufgegeben. Alle beweglichen Gegenstände waren fortgenommen worden, während die Offiziere und die Mannschaft sich in den Eisenbahntunnel oberhalb des Dammes zurückzogen. Der Zerstörer war mit Dynamit geladen worden, so dass er eine riesige schwimmende Mine bildete.

Vom Beobachtungspunkt im Tunnel aus verfolgten die Deutschen die Seeschlacht auf dem Meere. Sie sahen, wie ein britischer Zerstörer in den Hafen eindrang. Anscheinend hatte er in der Schlacht einen schweren Treffer erhalten und fuhr in langsamem Tempo mit schwerer Schlagseite. Vorsichtig dirigierte die Mannschaft das Schiff zwischen den Schiffwracks hindurch, bis es möglich war, es in dem seichten Wasser bei Ankenes, im Süden des Hafens, direkt vor der Stadt, auf Grund laufen zu lassen. Der Meeresboden war an dieser Stelle flach, und es herrschte zur Zeit Ebbe.

Hierauf fuhr ein zweiter britischer Zerstörer in den Hafen ein. Er war gefechtsbereit und anscheinend auf der Suche nach neuen Gegnern. Als er den stillen deutschen Zerstörer neben der Mole entdeckte, näherte er sich vorsichtig. Ein Sprengfachmann pirschte sich vom Tunnel her heran. Er stellte den Zeitzünder ein und brachte sich in Sicherheit. Die Mine musste in zehn Minuten in die Luft gehen. Der britische Zerstörer

kam immer näher. Nun war die Entfernung nur noch etwa 120 Meter und wurde immer geringer. Plötzlich setzte das Feuer eines deutschen Maschinengewehrs ein, das zwischen den Holzpfeilern neben einer Eisenerzmole stand. Man hatte vergessen, die Mannschaft zu benachrichtigen. Die Briten änderten hierauf den Kurs und befanden sich ausser Gefahr, als das deutsche Schiff in die Luft flog.

Es war jene furchtbare Explosion, die wir vorher vernommen hatten. Als ich auf der zerstörten Mole stand und die Kräfte der Telepathie ersehnte, um unsere Verbündeten herzuzaubern, da wusste ich nicht, dass eines ihrer Schiffe bereits dagewesen, dass es mit knapper Not einer Falle entgangen und wieder umgekehrt war, da es keine Landungstruppen an Bord führte.

Ich verlor den gestrandeten britischen Zerstörer, der knapp eine Meile entfernt dalag, nicht aus dem Auge. Er war nicht so stark beschädigt, als dass er nicht mehr hätte feuern können. Er schoss daher auf das deutsche Maschinengewehrnest neben der Eisenerzmole. Ich sah, wie die Schiffsschraube das Wasser peitschte, und ich hoffte, dass er jeden Augenblick abfahren würde.

Da ich Gefahr lief, für einen Deutschen gehalten zu werden, so stellte ich mich so, dass meine Armbinde mit dem roten Kreuz gegen das Meer gewendet war.

Schliesslich wurde ich müde, dauernd auf der Mole zu stehen. Ich wandte mich daher dem zerstörten Lagerschuppen zu. Als ich um eine Ecke kam, stiess ich auf einen deutschen Leutnant, der einen Revolver in der Hand hielt. Sein Gesicht war

gespannt. «Ich hatte Sie dauernd im Visier», sagte er. «Wenn Sie den Versuch gemacht hätten, mit den Herren drüben in Verbindung zu treten, wären Sie ein toter Mann gewesen. Aber eins kann ich Ihnen sagen: Ihre britischen Freunde werden nicht mehr kommen.»

Ich zuckte die Achseln und ging in die Stadt. In der Ersten Strasse stiess ich auf einen unserer Wagen vom Roten Kreuz, der vollbepackt war mit Feuerwehrleuten, die gleichzeitig als Helfer beim Roten Kreuz dienten. Der Wagen war vom Direktor der Eisenerzgesellschaft zur Verfügung gestellt worden. Wir fuhren eine Zeitlang in der Stadt umher. Die innere Stadt selbst war totenstill. Die Kanonade vom Fjord her hatte aufgehört. Von Zeit zu Zeit hörte man eine Explosion im Rombaksfjord.

Als wir über den Marktplatz fuhren, sahen wir die Hakenkreuzflagge immer noch über dem Telegraphengebäude wehen. Plötzlich durchfuhr mich ein Gedanke. Der deutsche Dienstleiter war immer noch im Amt, unterstützt von einigen norwegischen Telegraphisten, die die telegraphischen und telephonischen Verbindungen herstellten.

Es war sicher von Bedeutung, wenn die Zentrale in diesem Augenblick nicht arbeitete. Soweit wir Bescheid wussten, gingen alle deutschen Verbindungslinien über diese Stelle. Zweifellos konnte es nichts schaden, wenn man ein wenig Verwirrung stiftete. In Kürze würde sich etwas ereignen, und es war gut, wenn der Weg für unsere Verbündeten frei war.

Wir fuhren vor und gingen in das Gebäude. Unteroffizier Wiedener empfing uns lächelnd mit seinem besten Dänisch. Er

war offensichtlich nervös. Ich machte ein finsternes Gesicht und sagte ihm, dass sie das Spiel verloren hätten. Die Stadt sei wieder norwegisch geworden. Wir erwarteten die Engländer jeden Augenblick. Sie ständen bereits im Begriff zu landen.

Er fühlte sich nicht sehr wohl in dieser Lage.

Ich fuhr fort:

Die deutschen Truppen sind aus der Stadt geflohen. Wenn er aus dem Fenster schaue, könne er sich überzeugen, dass nicht ein Hund zurückgeblieben sei.

In seiner Angst antwortete er auf Deutsch: «Ach, ich bin nicht Soldat. Ich bin nur Telephonist.»

«Aber Sie tragen doch Waffen auf sich.»

Er lieferte seine Pistole ab, klappte die Hacken zusammen und gab sich gefangen.

Ich klappte ebenfalls ein wenig die Absätze zusammen, um der Sache ein amtliches Gepräge zu geben, aber leider kratzte ich mich auf ganz un militärische Art am Kopfe. Was sollte ich mit dem armen Teufel anfangen? Als ich ihm gerade sagen wollte, er möge verschwinden, gewann er seine Würde zurück und verlangte eine Quittung für seine Pistole.

Ich wurde wütend und schaute ihn an wie ein Oberst, der die Morgenparade abhält.

Wie? Ob er nicht die einfachsten Kriegsregeln kannte? Ob er nicht wüsste, dass in solchen Lagen keine Quittungen über das Gepäck ausgestellt würden?

Er ging.

Indes musste ich die norwegischen Telephonisten enttäuschen und ihnen mitteilen, dass ich nicht die Wahrheit gesprochen hatte. Ich sagte ihnen, dass unsere Truppen noch nicht in

der Stadt seien und wir uns daher aus dem Staube machen müssten. Die Deutschen wollten gewiss die Zentrale bis zum letzten Augenblick benützen, und es würde daher gut sein, wenn niemand da sei, um ihnen zu helfen.

«Aber unten stehen doch noch die Schildwachen!»

«Ach, das ist dumm !» erwiderte ich. Da hatte ich mich in eine dumme Geschichte eingelassen.

Sogar die Schildwachen liessen sich täuschen. Indes weigerten sie sich, die Waffen abzuliefern.

Nun, sie durften ihre Waffen behalten und abmarschieren.

Das taten sie auch. Wir sahen sie in Richtung auf den Berg abziehen. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie einer Abteilung begegneten, die den Berg herunterkam. Sie blieben stehen. Dann kamen sie plötzlich alle zusammen auf das Telegraphengebäude angestürzt. Wir sprangen in den Wagen und fuhren ab. Sie schossen uns nach. Die rechte Scheibe des Wagens wurde zertrümmert, aber wir entkamen. Der würdige alte Wagen fuhr so rasch um die Ecke, dass die Vorhänge an den Fenstern nur so flatterten.

Im Rathaus warteten wir bis tief in die Nacht auf die Landung unserer Verbündeten. Es liefen ständig Berichte ein, aber von einer Landung war keine Spur zu sehen. Das elektrische Licht ging aus. Anscheinend war das Elektrizitätswerk in Rombakken getroffen worden. Wir zündeten Kerzen an und setzten unsere Arbeit fort.

Zwei junge Burschen hatten den letzten Teil der Schlacht im Rombaksfjord beobachtet und berichteten nun.

Vier deutsche Zerstörer waren in den Fjord hineingetrieben worden. Einer hatte sich im Fjord quer gestellt, so dass dieser vollkommen abgesperrt wurde. Die anderen drei setzten die Schiffe auf Strand und retteten die Mannschaften.

Der blockierende Zerstörer kämpfte bis zum Schluss. Er lag an einer schmalen Stelle, so dass die Engländer nicht herankommen konnten, da der freie Raum nur für ein Schiff ausreichte. Das riesige Schlachtschiff, das wir im Fjord gesehen hatten, konnte ihnen wahrscheinlich nicht folgen. Nur die kleineren britischen Schiffe waren in der Lage gewesen, sich bis auf Schussweite zu nähern. Dem ersten Schiff, das herankam, wurde der ganze Vordersteven weggeschossen, doch fuhr es fort, im Fjord weiter zu kämpfen. Hierauf gelang es den Engländern, die Blockade zu forcieren, so dass die Deutschen durch die englischen Breitseiten zerschmettert wurden. Nachdem der letzte deutsche Zerstörer auf Grund gelaufen war, sprengten die Deutschen ihre eigenen Schiffe in die Luft.

«Das sind also vier. Als sie kamen, waren es aber ihrer zehn. Nun wollen wir rechnen!»

«Zwei Zerstörer sanken im Hafen am 10. April während des ersten englischen Angriffs, und mehrere wurden beschädigt; einer kenterte in der Nähe des Hafendamms. Das war das Schiff des grossen Bonte. Macht also drei in der ersten Schlacht. Die Ernte dieses Tages sind vier Schiffe in Rombakken und eins, das ausserhalb von Framnes sank», sagte der Junge aus Beidsfjord. Und dann sahen wir eins im Herjangenfjord, das strandete und schliesslich in die Luft flog.

«Das wären also bis heute sechs verlorene Schiffe.» Ich selbst aber sah die Trümmer eines Zerstörers an der Mole.

«Das wären dann sieben. Rechnet man dazu die drei zu Beginn, so ergibt dies eine hübsche Anzahl.»

Wir sangen das Tipperarylied. Es war das einzige englische Lied, das wir auswendig wussten, abgesehen von dem Lied «My wild Irish Rose», das für diese Gelegenheit nicht gerade passte. Wir hatten das Bedürfnis, unsere Begeisterung für die Engländer anzufachen.

Was sollte nun geschehen? Wir besprachen alle Möglichkeiten. Von Zeit zu Zeit gingen wir auf die Strasse, um auf den Fjord hinauszuschauen. Der Himmel war grau, und wir konnten nichts entdecken.

In Begleitung eines Feuerwehrmannes begab ich mich zum Hotel Royal, von wo aus man den Herjangenfjord überblicken konnte. Wir glaubten auf der entgegengesetzten Seite des Fjords eine Rauchsäule zu sehen. Das war alles. Das Hotel war jedoch nicht leer. Die Halle befand sich voller Soldaten. Sie sahen uns. Plötzlich schien es, als wenn wir von einem ganzen Bataillon umringt wären. Einer von ihnen rief, ich sei derjenige, der Wiedener seine Waffe abgenommen habe.

Hierauf richtete man Gewehrläufe auf uns und führte uns ab. Zunächst sollten wir im Telegraphenamt dem Unteroffizier gegenübergestellt werden.

Man stellte fest, dass ich der Täter war.

Mein Begleiter erklärte, er habe um diese Zeit beim Feuerwehramt Dienst getan.

«Es waren einige Leute mit Feuerwehrhelmen dabei, dieser

aber nicht», erklärte der Unteroffizier grossmütig. Hierauf liess man meinen Begleiter gehen.

Ich bat ihn um Erlaubnis, nach Hause telephonieren zu dürfen, damit ich ihnen sagen konnte, dass ich durch die Arbeiten im Rationierungsamt vielleicht die ganze Nacht zurückgehalten würde.

Nachdem meine Personalien aufgenommen worden waren, brachte man mich unter Schutz zu Hauptmann Müller. Zu meinem Trost erzählte man mir, dass Hauptmann Müller Chef der Spionage und des militärischen Nachrichtendienstes sei. Er wohnte im Hotel Royal.

Der Hauptmann war müde und ärgerlich über die Störung. Trotzdem verfügte er in der höflichsten Form meine Verhaftung. Man schloss mich in einem Zimmer im obersten Stockwerk des Hotels ein. Die Tür des Zimmers blieb unverschlossen, aber eine Schildwache bewachte den Eingang.

Siebentes Kapitel

PARAGRAPH

SECHSUNDDREISSIG

Zum erstenmal verbrachte ich eine Nacht im Hotel Royal. Ich hatte damals wesentlich dazu beigetragen, dass dieses Hotel gebaut wurde. Das Zimmer war entzückend, und es lag durchaus nicht an der Güte des Bettes, wenn ich nicht schlief.

Ich hängte meinen Rock über einen Stuhl. Einige Schriftstücke schauten aus den Taschen hervor: das Tagebuch und die Photographien, die ich in dem verlassenem Seemannsheim gefunden hatte. Obwohl es bereits 2 Uhr nachts war, genügte das Licht, um lesen zu können. Die Photographien stammten von norwegischen Soldaten und waren wahrscheinlich vor dem Krieg aufgenommen worden. Allem Anschein nach hatte man sie Gefangenen abgenommen. Das Tagebuch jedoch war deutsch. Es bestand aus sachlichen Notizen und Beobachtungen. Da es in deutscher Schrift geschrieben war, konnte ich es nur unter Schwierigkeiten lesen. Dagegen war die Handschrift so klar wie die eines Schülers, den man gerade aus der Schule entlassen hatte. «Tagebuch von Klaus Hermann Klaushauser»

stand in grossen Buchstaben auf der Titelseite. Der erste Eintrag stammte vom 7. April und lautete: «Auf hoher See».

Ich verbrachte die Nacht mit der Lektüre des Tagebuches und erfuhr dabei, dass Klaus ein ganz junger Mann war, der sich zwar nicht scheute, den Kampf gegen die ganze Welt aufzunehmen, es aber vorzog, auf dem Lande zu kämpfen. Er sagte zwar nicht ausdrücklich, dass er auf der Reise nach Norden seekrank wurde, aber seine Beschreibung der 1'250 Meilen langen Seereise von Bremen nach Narvik beschränkte sich auf einige kurze Sätze über die wogende See und die furchtbare Enge auf dem Zerstörer. Neben der Besatzung, die aus 250 Mann bestand, hatte jedes Schiff eine gleiche Menge Gebirgstruppen an Bord. Klaus selbst schien aus der Steiermark zu stammen. Er verglich die norwegische Landschaft mit den Bergen seiner Heimat.

Das Tagebuch begann mit der Abfahrt von Bremen. Am Quai waren weder der Vater, noch die Mutter, noch ein Mädchen anwesend, um ihm zu versprechen, Briefe zu senden. Am Abend des 6. April hatte jedoch eine Parade stattgefunden, bei denen die Offiziere Ansprachen hielten. Man nannte der Mannschaft das Ziel der Reise nicht, sondern machte sie lediglich darauf aufmerksam, dass sie nun Gelegenheit habe, in einer der gewagtesten militärischen Expeditionen der Geschichte zu kämpfen.

Wenn die Leute in den Hängematten in den engen Gängen des Zerstörers lagen, unterhielten sie sich darüber, welche Abenteuer wohl ihrer harrten. Die meisten glaubten, sie wür-

den nach Schottland gesandt. Erst am 8. April erfuhren sie, dass die Expedition nach Norwegen bestimmt sei.

«Wir wussten nicht viel über Land und Leute, die wir besuchen sollten», schrieb Klaus weiter. «Der Kommandeur hatte jedoch auf der Diensttafel eine genaue Beschreibung des Landes anheften lassen, so dass jeder vor der Landung einigermassen über Norwegen Bescheid wusste. So erfuhren wir, dass die Bewohner von Norwegen ehrlich und nordisch seien und nie ihre Häuser verschlossen. Sie seien langsam, wie unsere Bauern in Friesland, und Fremden gegenüber misstrauisch. Sie seien aber auch zurückgeblieben und verständen nicht viel von der Kriegskunst. Daher hätten sie sich von der englischen Propaganda betören lassen. Die deutschen Soldaten sollten sich nun so anständig wie möglich aufführen, besonders gegen Frauen, denn Deutschland stände im Begriff, Norwegen zu besetzen, um Land und Leute zu beschützen.

An jenem Abend bekamen wir alle Bier, und einer unserer Offiziere begrüßte in einem Toast den Führer, der uns mit diesem Kreuzzug beauftragte. Wir sollten unsere Rassenbrüder beschützen und die ‚Neue Ordnung‘ in das Land der Mitternachtssonne bringen. Wir standen alle auf und riefen ‚Sieg Heil‘.»

So lautete der Bericht über den ersten Tag.

Dann gab es einige Seiten über Narvik, das auf den jungen Klaushauser keinen grossen Eindruck machte. Narvik! Die Stadt, wo es nur Meer und Berge gab und das Volk nicht wusste, was in seinem Interesse lag.

Ich steckte die Photographien in die Tasche, legte das Tagebuch unter meine Matratze und versuchte zu schlafen. Die

ganze Sache war so lächerlich. Wir verstanden nichts vom Krieg, und unsere Häuser waren stets unverschlossen. Darin bestand unsere Schuld.

Ich fühlte mich krank vor Abscheu. Die schweren Stiefel vor der Tür trampelten auf allem herum, was uns lieb und teuer, auf Recht und Achtung vor dem Nächsten, auf allem, was für uns schön und edel war, auf unseren Träumen vom Glück und auf unserer Liebe zur Freiheit. War es möglich, dass alles, wofür wir geschafft hatten, nur ein Traum, eine Flucht vor der Wirklichkeit gewesen sein sollte?

Ich stand auf und ging langsam im Zimmer auf und ab. Vom Fenster aus sah ich die grauen, vom Winde umwehten Farmen jenseits des Fjords. Kleine, verkrümmte Birken standen um die Häuser herum. Es schien, als stemmten sich die Bäume, die in dem mageren Boden standen, gegen die Felsen, um einen Halt gegen den Sturm zu finden, der sie umbrauste.

Nein, wir konnten nicht anders handeln. Hätten wir allein aufgerüstet, um uns gegen die deutsche Kriegsmaschine zu wehren, so wären nun überhaupt keine Heimstätten mehr da, die wir verteidigen konnten.

Ich versuchte das Fenster zu öffnen, um frische Luft zu schöpfen. Da es fest verschlossen war und beim Öffnen ein Geräusch entstand, erschien die Schildwache und fragte, was los sei. Ich ging wieder ins Bett. Der deutsche Soldat blieb an der offenen Tür stehen, auf sein Gewehr gelehnt. Er konnte noch nicht einmal zwanzig Jahre alt sein. Ich fragte ihn nach seinem Alter.

Achtzehn Jahre.

Wie lange er bereits Soldat sei?

Er war Matrose, und sein Schiff war seit dem Herbst, da der Krieg begann, auf See gewesen.

Er unterhielt sich gern mit mir. Anscheinend war ihm die Nacht auch ein wenig lang geworden. Wir sprachen über alles Mögliche. Oft waren seine Antworten so bestimmt und mechanisch wie von einem Konfirmanden in der Kirche. «Der Führer hat es gesagt!» wiederholte er immer wieder.

Seine Auffassung der Welt ausserhalb Deutschlands war so verdreht, dass man hätte glauben können, er spräche von den Marsbewohnern. Von den Norwegern dachte er anscheinend, es sei ein halbzivilisiertes Volk, das vom internationalen jüdischen Kapitalismus ausgebeutet wurde.

Ich erzählte ihm ein wenig von unserem Lande, von unseren sozialen Reformen und unserer Neutralitätspolitik. Dann fragte ich ihn, ob er glaube, dass diese Dinge auf ein halbzivilisiertes Volk hindeuteten. Er wich aus und erwiderte, dass er keine besonders gute Erziehung erhalten habe. Auf solche Fragen könne nur sein Offizier antworten.

Seine Bescheidenheit war echt. Er schien Befriedigung darin zu finden, dass er sich rücksichtslos opferte. Und ich konnte nicht umhin, dieses Soldatenmaterial zu bewundern. Was konnte man nicht alles mit solchen Leuten erreichen! Ich hatte die wandernden Lemmings in den Bergen gesehen, jene kleinen braunen Geschöpfe, die in geschlossenen Reihen, vom blinden Instinkt geführt, allen Gefahren trotzten und Flüsse und Meeresarme überschritten. Wenn aber die Wasserfläche

zu breit war, so ertranken sie lieber, als dass sie umkehrten.

Diese kleinen Tiere mit ihrer jungen, weichen Haut waren einzeln sicher sehr hübsch, aber die geschlossene Phalanx der Herde – das war denn doch etwas anderes. Man konnte nur hoffen, dass es nicht notwendig sein würde, sie alle umzubringen.

Schliesslich war es nicht der geeignete Augenblick, darüber Betrachtungen anzustellen, was man mit einem besiegtten Deutschland anfangen sollte. Im Augenblick stand es als Verkörperung der Macht in der offenen Tür, mit dem Gewehr in der Hand, und ich lag hilflos im Bett. Ich war nicht in der Stimmung, anmassend zu sein. Trotzdem erschien es mir gegen das Naturgesetz, dass dieser unwissende Enthusiast, dieser unentwickelte Junge mit dem Gewehr in der Hand Macht über mich besitzen sollte.

Schliesslich erschien der Kommandant der deutschen Wache und geleitete mich nach unten. Man gab mir etwas zu trinken, das Kaffee darstellen sollte, obwohl es mit unserem Frühstücksgetränk keine Ähnlichkeit hatte.

Hierauf brachte man mich in die Halle, wo ich auf den Staatsanwalt warten musste. Meine Schildwache sprach nun vollkommen kameradschaftlich zu mir und zeigte mir schliesslich ein Bild von seiner Liebsten in Deutschland.

Der Armeestaatsanwalt war etwa ebenso alt wie ich. Ich sah sofort, dass er keine Offiziersausbildung genossen hatte. Er nahm meine Erklärung entgegen. Ich gab die Tatsachen zu, sagte jedoch, ich sei der Ansicht gewesen, dass die Engländer im Begriff standen zu landen. Unteroffizier Wiedener hatte

seinen Bericht geändert und meine Haltung viel drohender dargestellt, als sie in Wirklichkeit gewesen. Nachdem das Verhör zu Ende war, wurde das Protokoll an den General zur Entscheidung gesandt.

Ich sass da und wartete. Der Teil der Halle, in dem ich sass, bildete eine Art Rauchzimmer und diente gleichzeitig als Durchgang zum Speisezimmer. Unaufhörlich kamen Offiziere vorbei. Ich hörte, wie sie von dem britischen Schlachtschiff «Warspite» sprachen. Das war anscheinend das grosse Schiff, das wir während des Seegeftes in dem äusseren Fjord gesehen hatten. Der Zerstörer, der auf der anderen Seite, bei Ankenes, gestrandet war, schien der «Cossack» zu sein. Man hatte ihn in der Morgendämmerung wieder flott gemacht. Alle Offiziere waren mehr oder weniger aufgereggt, obwohl anscheinend die Moral der Truppe in der Nacht wiederhergestellt worden war, nachdem sich Weiteres nicht ereignete. Sie tobten wegen der Brutalität der Engländer: diese «Schweine» hätten auf die Matrosen gefeuert, die an das Ufer schwammen.

Ob die Deutschen wohl gewartet hätten, bis der Feind am Ufer Stellung bezogen hatte?

Als der Staatsanwalt zurückkam, sagte er in barschem Töne, der General habe entschieden, ich sei schuldig, mich gegen § 36 des deutschen Militärstrafgesetzes – Sabotage von Verbindungen – vergangen zu haben. Da ich ein Kollege sei, könne ich den betreffenden Paragraphen selbst lesen.

Der Paragraph 36 klang nicht sehr verlockend. Es stand To-

desstrafe auf das Verbrechen. Es gab nur die eine Möglichkeit.

Ich schaute auf. Der Staatsanwalt lächelte grimmig.

«Ich nehme an, dass Sie verstanden haben.»

Ich nickte.

Hierauf ging er. Ich blieb in derselben Stellung sitzen. Meine Wache schaute über meine Schulter in das Gesetzbuch. Als er sich abwandte, standen ihm die Tränen in den Augen.

Erst jetzt bemerkte ich, dass die Lage ernst war, obwohl es mir in dieser bekannten Umgebung unwirklich erschien. Die Strahlen der Morgensonne fielen auf das Fenster. Sollte es wirklich mein letzter Tag sein? Ich hoffte, dass es dann rasch zu Ende ging. Wenn ich niemand sah, so würde ich es ertragen. Ich durfte nicht an jene denken, die zurückblieben. Nun konnte ich nicht mehr viel für sie tun.

Ich weiss nicht, wie lange ich so dagesessen habe. Am späten Vormittag erschien der Staatsanwalt wieder. Er teilte mir mit, dass er nochmals mit dem General und einigen Offizieren gesprochen habe. Da vom Rathaus eine Beschwerde eingegangen war, hatte man den Vorschlag gemacht, mich zu begnadigen, womit der General sich schliesslich einverstanden erklärte. Ich sollte jedoch mein Ehrenwort geben, dass ich mich täglich um 12 Uhr mittags und um 6 Uhr nachmittags bei Hauptmann Müller melde.

Ich gab das Versprechen.

Als ich ins Rathaus zurückkehrte, fand ich eine trübe Stimmung vor. Meine Kollegen hatten von meiner Verhaftung gehört und in der Frühe eine Beschwerde an den General gerich-

tet. Sie machten darin auf die Tatsache aufmerksam, dass ich Deutsch spreche und für die Zivilverwaltung unentbehrlich sei.

Ich bat um eine Kopie des Schreibens. Ich würde es später vielleicht einmal brauchen können.

Obwohl es Sonntag war, verbrachten wir den Rest des Vormittags damit, das Rationierungsproblem zu prüfen. Ein grosser Teil unserer Lebensmittel Vorräte, die im Hafen lagen, waren während der Seeschlacht am vergangenen Tag zerstört worden, so dass wir die Rationen verringern mussten. Das war jedoch nicht das einzige Problem.

Wir versuchten ständig, Ordnung in die Finanzen zu bringen, aber es fehlte an barem Geld. Das Geld floss stets den gleichen Weg, vom kaufenden Publikum zu den Geschäftsleuten. Die Kaufleute wollten es jedoch nicht auf die Bank bringen, die schon zum Bersten mit Okkupationsreichsmark angefüllt war.

Wir besprachen die Möglichkeit, ein Ortsgeld zu drucken. Entweder waren wir gezwungen, das deutsche Geld auch für unsere Zahlungen zu verwenden oder aber neues norwegisches Papiergeld zu drucken. Wir baten einige Bankiers um ihren Rat. Dabei dachten wir vor allem an die moralische Seite des Problems. Natürlich lag uns daran, so wenig als möglich Okkupationsgeld in Verkehr zu setzen, aber das Wichtigste war, ob wir es als Geld anerkennen sollten oder nicht.

Einer unserer angesehensten Stadträte, ein Buchdrucker, sagte: «Man zwingt uns diese beleidigenden Papierfetzen mit den Bajonetten auf. Wir müssen uns weigern, sie als Geld anzuerkennen.»

Es ging aber nicht um die Frage, ob es sich dabei um wirkliches Geld oder um wertloses Papier handelte. Wir mussten

die soziale Seite der Sache in Betracht ziehen. In dem Augenblick, da man uns die Mark aufzwang, mussten die Norweger dafür einen Gegenwert hergeben. Die Frage war daher die, ob der Kaufmann oder der Arbeiter, der auf dem Geld sitzen blieb, den Verlust allein tragen sollte oder ob ihn die Allgemeinheit trug.

Die Frage gewann an Klarheit, wenn wir der Logik der Deutschen selbst folgten. In der ersten Woche zahlten sie ausschliesslich mit Okkupationsgeld. Dann trugen sie körbeweise das Geld zur Bank und tauschten es gegen norwegische Noten ein. Seitdem zahlten sie in norwegischem Gelde. Gab es da einen Unterschied? Sie überlisteten das Gemeinwesen, und es traf daher einen jeden von uns, da wir dafür eintreten mussten. So war es in Narvik und wahrscheinlich auch in allen anderen Teilen des Landes.

Ich erwähne einen Fall, um meinen Standpunkt zu erklären. Vergangenen Donnerstag hatten die Deutschen einem unserer Boten das Fahrrad weggenommen. Sie sagten, dass sie es bezahlen würden. Als jedoch der Junge um sein Fahrrad kämpfte, gaben sie ihm eine Quittung und sagten ihm, er solle zum Bürgermeister aufs Rathaus gehen und eine Anweisung auf die deutsche Okkupationskasse verlangen. Der Junge erschien bei mir, und ich gab ihm die Anweisung. Als wir den Wert angeben wollten, verlangte er begreiflicherweise von mir, ich solle einen hohen Preis einsetzen. Ich lehnte das ab.

«Warum sollen sie nicht zahlen?» fragte er.

«Es sind nicht die Deutschen, die zahlen», antwortete ich.
«Du weisst, dass du lediglich Okkupationsmark bekommst,

und was willst du damit anfangen?»

«Ich gehe auf die Bank und wechsele sie um.»

«Richtig. Und das norwegische Geld auf der Bank stellt eben unsere Ersparnisse dar.»

«Verdammt!» sagte er. «In was für einen Wirrwarr sind wir geraten!»

«Da hast du gewiss recht!» erwiderte ich mit einem Seufzer.

Nun erhob sich das Problem, welche Art von Geld wir verwenden sollten. Die Stadt war der einzige Arbeitgeber, der umfangreiche Arbeiten zu vergeben hatte: Anlage von Kellern und Gräben, Reparaturen, Aufräumarbeiten. Wir glaubten genügend Mittel zur Verfügung zu haben. Das Geld rollte jedoch sehr rasch, und es ging wenig ein. In kürzester Frist würde die Stadtkasse leer sein.

Die Banken teilten mit, dass die Stadt grosse Aussenstände besässe; wir müssten jedoch dafür entweder Okkupationsmark annehmen oder einen Scheck.

Wir kamen also wieder auf den ersten Punkt zurück. Es machte wirklich keinen grossen Unterschied aus, mit welchem Geld wir zahlten. Da wir jedoch keine Noten mit dem Bild unseres Königs verwenden konnten, so wollten wir auch nicht mit dem deutschen Papiergeld zahlen. Wir entschlossen uns, neue Noten zu drucken. Wir vernichteten einen Scheck auf hunderttausend Kronen und druckten für den Wert Fünfkronennoten. Sie wurden bei der Bevölkerung rasch beliebt, und ich zweifle nicht daran, dass unsere heimgesuchte Stadt dabei eine Anzahl Kronen verdienen wird, da viele dieser Scheine

aus dem Verkehr verschwanden, um als Andenken aufbewahrt zu werden.

Nachdem wir dieses Wirtschaftsproblem gelöst hatten, beschäftigten wir uns mit der Frage der Rationierung und der Beschäftigung. Nicht alle Dinge konnten rationiert werden. Man musste damit rechnen, dass das ursprüngliche Vertrauen in das neue Geld bald schwinden würde und die Leute Sachwerte kauften. Die Vorräte waren bereits so beschränkt, dass Schwierigkeiten entstanden, wenn wir die Kaufkraft nicht in drastischer Weise beschnitten. Es war wichtiger, dass das Gemeinschaftsgefühl in dieser Not erhalten blieb. Wenn die Befreiung lange auf sich warten liess, so konnte die gute Moral der Bevölkerung leicht durch die Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen untergraben werden. Es war im höchsten Grade notwendig, soviel Leute als möglich zu beschäftigen. Die Arbeit gab Entspannung und schuf den Geist der Gemeinschaft.

Wir arbeiteten nun einen Plan aus, der alle Arbeitsgebiete umfasste. Unser alter ausgezeichnete Stadtgenieur wurde zum Oberhaupt des öffentlichen Arbeitsamts gewählt. Da er kein grosses Schlafbedürfnis hatte, arbeitete er buchstäblich Tag und Nacht. Er entwarf Pläne für den Bau neuer Luftschutzkeller, für die Umgestaltung der öffentlichen Parks in Kartoffeläcker und für die Anlage eines neuen Friedhofs. Wir beschlossen, mehr Arbeiter und Zivilangestellte einzustellen und gleichzeitig das Arbeitsfeld des Roten Kreuzes und der Feuerwehr zu erweitern. Um ein Gegengewicht zu haben, wurden alle Gehälter auf ein Minimum reduziert, wobei man

die Zahl der Familienmitglieder berücksichtigte. Die Angestellten, die bereits im Dienste der Stadt standen, erhielten nur einen Teil ihres Gehaltes ausgezahlt. Jeder wurde gleichbehandelt, nicht auf Grund eines Prinzipes, sondern lediglich deswegen, weil wir uns im Kriege befanden. Obwohl wir keine Waffen trugen, fühlten wir uns doch als Soldaten. Wir hatten endlich begriffen, dass im totalen Krieg jeder seine Pflicht tun musste, nicht nur die jungen Leute, die körperlich auf der Höhe waren.

Ich erhielt in diesen Monaten ein Sondergehalt von zehn Dollar in der Woche und kam damit aus. Niemand zahlte die Miete. Das wäre zu kompliziert gewesen, da wir stets gezwungen waren, umzuziehen. Der halbverdorbene Fisch aber war billig.

An jenem Sonntag führten wir tatsächlich eine radikale soziale Revolution durch. Der konservative Herr Toft von der Eisenbahn schüttelte zwar den Kopf, gab aber zu, dass man unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum etwas anderes tun könne. Einige Tage später führte er das gleiche System bei seinen Angestellten ein.

Als ich an jenem Tag nach Hause ging, wusste ich, dass ich wie ein Stein schlafen würde, und nachdem ich mich auf der Matratze ausgestreckt hatte, kam es mir so vor, als ob ich in einen tiefen Schacht hinabsinke. Über mir sah ich den Glanz der Erde. Blasen stiegen auf. Sie hatten die Form von Paragrafenzeichen.

Paragraph 36, dachte ich, und schon war ich eingeschlafen.

Achtes Kapitel

DAS LEBEN MIT DEM FEINDE

In der folgenden Woche verlegte der General sein Stabsquartier in das Innere des Landes, in die Nähe der Bahnlinie, die nach Schweden führt. Wir erhielten die Nachricht, dass die Deutschen die norwegischen Bahnstationen und die privaten Skihütten in den Bergen als Quartiere benützten. Die Stadt selbst wurde nun zu einer Art äusseren Frontbezirkes, und wir bekamen daher einen Ortskommandanten. Ich wurde dem neuen Befehlshaber im Grand Hotel vorgestellt, wo er eine Flucht von Bureaux innehatte. Das Grand Hotel lag ein wenig tiefer als das Hotel Royal, so dass die Bureaux des Ortskommandanten nicht direkt von Granaten von der See her getroffen werden konnten. Die britischen Kriegsschiffe fuhren dauernd um die Narviker Halbinsel herum und beschossen von Zeit zu Zeit die deutschen Stellungen.

Der neue Ortskommandant hiess Major Hauzel. Es genügte, ihn anzuschauen, um zu wissen, dass es nicht leicht war, mit ihm zu verkehren. Der Typus ist wohlbekannt: herrschsüchtig und brutal, eingebildet und herablassend, dazu ein gewisses, berechnendes Misstrauen, das sehr oft auf geheime

Minderwertigkeitsgefühle schliessen lässt. Nicht alle deutschen Offiziere sind vom Typus dieses Majors. Wären sie es, so könnte der Krieg von den Alliierten leichter gewonnen werden.

Die meisten deutschen Offiziere sind glänzende Techniker, die einer scharfen Disziplin unterworfen sind. Sie folgen jetzt Hitler, wie sie einst dem Kaiser folgten. Was die Jungen angeht, die unter Goebbels Leitung herangewachsen sind, so ist die Lage eine andere. Es sind gesunde, guttrainierte Burschen, die an den Gott des Blutes glauben, weil sie nie einen anderen kennengelernt haben.

Bei der ersten Besprechung, die wir mit Major Hauzel hatten, gab er uns zunächst einen kurzen Überblick über die Grundlagen der Beziehungen zwischen der Wehrmacht und der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern. Diesem philosophischen Exkurs folgte eine Aufzählung von Forderungen, mit deren Erfüllung er sich einstweilen begnügen wolle.

Er hatte die Gewohnheit, zum leichteren Verständnis für den geistig beschränkteren Zuhörer die Punkte seines Programms zu nummerieren, und so geschah es auch diesmal:

Erstens: Die Stadt sollte Quartiere beschaffen für die britischen Matrosen der Erzschiffe, die gefangen genommen worden waren. Sie brauchten nicht erstklassig zu sein. Die britischen Gefangenen waren mit jener Abteilung norwegischer Soldaten, die Sundlo aufgegeben hatte, in der Gemeindeschule eingeschlossen worden. Nun aber brauchten die Deutschen die Räume, da sie allem Anschein nach lange zu bleiben gedachten.

Zweitens: Für die deutschen Matrosen der Handelsschiffe mussten ebenfalls Quartiere gestellt werden.

Drittens: Der Major selbst brauchte eine neue Uniform mit leichterem Stoff, da zu erwarten war, dass auch in diesen Breiten einmal der Frühling kommen würde.

Wir erklärten dem Major, dass keine weiteren Quartiere verfügbar seien. Sämtliche öffentlichen Gebäude waren bereits beschlagnahmt, mit Ausnahme des Rathauses und des Spitals. Was die Uniform anlangte, so besaßen wir keine Vorräte an Stoffen. Der Major möge sein Glück bei einem Schneider versuchen.

Wir wollten solange als möglich zu verhindern suchen, dass Privatquartiere besetzt wurden. Daher stellten wir einen Gasthof zur Verfügung, in dem die britischen Gefangenen untergebracht wurden. Dagegen war es unmöglich, ein Gebäude aufzutreiben, in dem die deutschen Matrosen wohnen konnten. Es waren ihrer etwa fünfhundert. Schliesslich mussten wir die schöne neue Kirche in Frydenlund zur Verfügung stellen.

Wir verhandelten über die Kirche mit einem deutschen Kapitän, der seit Jahren Narviker Erz verschiffte. Er bedauerte es, dass man ihm den Befehl erteilt hatte, die Kirche zu beschlagnahmen und beteuerte, dass er selbst gläubig sei. So machten wir mit ihm ein «Gentlemen's Agreement». Wir lieferten Strohmattentzen für seine Leute, während er versprach, das Eigentum der Kirche zu schützen, dafür zu sorgen, dass der Altar nicht entweiht und keine Abwehrgeschütze im Turm aufgestellt würden.

Was den Schneider anlangte, so beging ich den taktischen Fehler, ihn persönlich zum Quartier des Majors zu führen. Es wird von Interesse sein, zu erfahren, wie der Schneider sich aus der Schlinge zog.

Wir wurden zu einem Haus geführt, das nicht weit vom Bahnhof hinter einer Anhöhe lag. Die Besitzer hatten das Haus verlassen. Der Major benützte unseren Besuch, um sein herablassendes Wesen zu zeigen. Er liess uns so lange warten, wie er es für seine Würde erforderlich hielt, speiste zu Mittag und machte ein Schläfchen. Das Haus war von ihm sorgfältig ausgewählt worden, denn es konnte von der See her nicht von Granaten getroffen werden. Nach der Audienz wurden wir mit herablassender Geste entlassen. Die Muster, die der Schneider gebracht hatte, waren von guter englischer Qualität, aber die Uniform selbst wurde nie fertig. Der Schneider fand immer einen neuen Grund, um die Ablieferung hinauszuschieben.

Hinsichtlich der verlassenen Front brauchten wir uns eigentlich keine Gedanken zu machen. Die Engländer sparten nicht mit Munition; aber sie zielten sorgfältig, und anfangs schossen sie nur auf die deutschen Stellungen.

In einer Nacht vernichteten sie eine vollständige deutsche Feldwache bei Vasvik, einem kleinen Hafen an der Nordseite der Halbinsel, der einen Landeplatz für die Fähre und die Fischerboote besass. Die Leichen lagen tagelang herum, bis sie schliesslich beerdigt wurden. Das Haus, in dem die Soldaten gewohnt hatten, brannte nieder, und von den Leichen blieb nicht viel übrig.

Anlässlich der täglich zweimal stattfindenden, erzwunge-

nen Besuche bei Hauptmann Müller erfuhr ich Verschiedenes über die britischen Beschiessungen.

Es sollte sicher nur ein Anfang sein, da die Engländer bestimmt die vollständige Zerstörung der ganzen Stadt planten. Daher gab es nur ein Heil für uns – deutsche Flugzeuge –, und diese würden nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Ich bat die Deutschen, sich unseretwegen keine grauen Haare wachsen zu lassen. Nach und nach wurde der Ton unserer Unterhaltung freier. Ich muss übrigens sagen, dass ich zunächst geglaubt hatte, das Bureau des Hauptmanns sei die Zentrale der Gestapo. Als ich jedoch darüber einen jungen Soldaten fragte, war er so wütend, dass ich daraus schliessen musste, es sei ein ausschliesslich militärisches Amt.

Es war ausgezeichnet ausgerüstet mit Radiosendern, Schreibmaschinen und Briefordnern. Die Wände schmückten riesige Karten von Narvik und dem Ofotfjord, bei Weitem die genauesten Karten, die ich je von norwegischen Gebieten gesehen hatte. Der Text war in deutscher Sprache gehalten. Auf einer allgemeinen Karte sah man einen grossen schwarzen Pfeil, der in den Fjord wies und die Unterschrift trug: Der Weg nach Narvik.

In dieser Woche vervollständigten wir unser Rationierungssystem und erprobten unsere neue Gehaltspolitik.

Am folgenden Sonntagmorgen hatten wir unsere letzte Besprechung mit Major Hauzel. Wir erfreuten uns gerade einiger ruhiger Stunden im Rathaus, die wir dazu benützten, die Korrespondenz einzuordnen – sämtliche wichtigen Vorfälle wur-

den schriftlich niedergelegt und von Zeugen bestätigt –, als ‚Sauerkraut‘ in den Saal stürzte. Befehl vom Major: er wünschte, dass ihm sofort ein Paar erstklassige Pantoffeln geliefert würden.

«Pantoffeln?»

«Weiche Pantoffeln mit Lederkappe und niedrigen Absätzen.»

Wir setzten der Ordonnanz auseinander, dass wir im Rathaus kein Pantoffellager hielten.

«Aber der Major befahl mir ausdrücklich, hierher zu gehen und sie zu verlangen.»

Wir boten ‚Sauerkraut‘ eine Zigarette an und erklärten ihm, dass heute Sonntag sei und es wegen der Sonntagsruhe in ganz Narvik ausgeschlossen sei, ein Paar Pantoffeln aufzutreiben. Wir konnten ihn schliesslich überzeugen, und er ging wieder.

Wir waren mit der Arbeit der Einordnung der Berichte noch nicht fertig, als wir im Gang wieder schwere Schritte hörten. Diesmal war es ein Leutnant mit einer ganzen Wache.

«Der Herr Ortskommandant möchte Ihnen zunächst mitteilen lassen, dass die befohlenen Sachen geliefert werden müssen, zweitens, dass er die Lieferung bis i Uhr nachmittags verlangt.»

Der Leutnant schlug die Hacken zusammen und ging.

Wir sassen da und wussten nicht, ob wir lachen oder weinen sollten. Sie hatten unsere Banken, unsere Schulen und die Kirche weggenommen. Und nun sollten wir an einem Sonntag Pantoffeln liefern! Es war für uns eine Demütigung. Wir erzählten uns alle Witze, die uns über Pantoffeln einfielen. Es

half ein wenig. Einer der jungen Leute hatte einen Onkel, der ein Schuhgeschäft besass. Er ging zu ihm und brachte ein Paar Pantoffeln mit einer riesigen Nummer, das für Reklamezwecke verwendet worden war. Wir schickten die siebenjährige Tochter des Portiers, um sie abzuliefern. Dem Kinde bereitete es den grössten Spass. Sie musste die grossen Pantoffeln zum Hause des Majors beinahe schleppen.

Wie wir erwartet hatten, kam der Leutnant bald wieder mit den Pantoffeln zurück. Sie passten nicht. Sie seien zu gross. Er habe Befehl erhalten, sie gegen ein Paar umzutauschen, das mehrere Nummern kleiner sei. Der Major begreife nicht, wie man ein so grosses Paar hätte senden können. Wir sahen jedoch, dass es der Leutnant verstand.

Wir erklärten, dass wir es sehr bedauerten, aber die Nummer des Majors sei uns unbekannt. Vielleicht wäre der Leutnant bereit, sie selbst umzutauschen, da er besser über die Füsse des Majors Bescheid wisse.

Er zögerte einen Augenblick. Dann sandte er die Soldaten in den Korridor. Wir boten ihm eine Zigarre an, worauf er die Achseln zuckte und sich zu gehen entschloss. Schliesslich ersparte er sich vielleicht dadurch einen weiteren Gang. Er nahm die riesigen Pantoffeln unter den Arm und verschwand.

Am nächsten Tag erschien Oscar wieder. Er hatte von der Pantoffelgeschichte gehört. Man sprach davon in der ganzen Stadt und amüsierte sich köstlich. Er fragte, ob man ihn nicht vielleicht für einen Streich brauchen könne? Dann erzählte er, er habe ein wenig auf eigene Rechnung herumspioniert und dabei festgestellt, dass die Deutschen mit Arbeiten an einer

Stelle der Küste beschäftigt seien, wo eine Landung leicht war. Sie versenkten riesige Metallbehälter in die Erde. Nun sei er gekommen, um dies einer Amtsperson bekanntzugeben. Wir begaben uns in das geheime Konferenzzimmer.

Von allen Seiten kamen Angebote zur Hilfeleistung. Eine Näherin in mittlerem Alter erbot sich, britische Flaggen anzufertigen. Sie würden sicher benötigt werden, wenn man in nächster Zeit in der Stadt ein Fest feierte. Es war gut, dass wir nicht wussten, wie lange wir noch warten mussten, bis wir sie brauchen konnten. Jeden Morgen sagten wir uns: «Heute wird sich etwas ereignen»; als aber die Tage vergingen, fassten wir uns in Geduld. «Diese Woche nichts Neues. Gut! Aber nächste Woche werden wir wieder frei sein!»

Nachdem das Elektrizitätswerk getroffen worden war, blieben wir einige Tage ohne Nachrichten. Es dauerte eine gewisse Zeit, bis wir uns die nötigen Batterien verschafft hatten, denn die Deutschen hatten alle verfügbaren beschlagnahmt. Der Lehrer Tanke entdeckte jedoch einen Vorrat, so dass der Nachrichtendienst bald wieder in Gang kam.

Wir erfuhren nun, dass in allen Tälern des Südens weitergekämpft wurde. Britische Truppen waren an drei Punkten gelandet: in Andalsnes an der Westküste, in Namsos, nördlich von Trondheim, und in Harstad, das nördlich von Narvik auf einer der Inseln im Ozean liegt. Spätere Meldungen besagten, dass französische Alpentruppen gelandet seien. An der Südfront und in der Gegend von Namsos kämpften unsere norwegischen Truppen Seite an Seite mit den Briten, die innerhalb

einer Woche nach Kriegsausbruch norwegischen Boden betreten hatten. Weiter nördlich dauerte es länger, bis die alliierte Infanterie mit dem Feind zusammenstiess.

Norwegische Soldaten standen auf dem Festland zwischen Tromsö und Narvik. Obwohl das Übungslager von Elvegardsmoen am ersten Tag besetzt worden war, befanden sich norwegische Abteilungen an verschiedenen Punkten. Die 6. Division wurde während des ersten finnisch-russischen Krieges als Grenztruppe aufgeboten, und ein grosser Teil davon befand sich noch unter den Waffen. Ihr Kommandeur, General Fleischer, war ein energischer und zielbewusster Offizier.

In den ersten drei Wochen kämpften die Norweger allein. Die Namen der Berge, die wir von unseren Jagd- und Fische-
reiausflügen in den Sommerferien her kannten, waren nun mit blutigen und schweren Schlachten verknüpft. Die Deutschen hatten ihre Pläne gut vorbereitet und überall Maschinengewehrnester eingerichtet, bevor der norwegische Gegenangriff einsetzen konnte. Offensichtlich waren die deutschen Soldaten für den Gebirgskampf ausgebildet worden. Sie verfügten über bessere Waffen und kämpften von vorzüglich eingerichteten Stellungen aus. Die jungen Norweger aber kannten ihre Berge besser und kämpften für ihre Heimat. Wir erhielten zunächst Siegesnachrichten, aber der Vormarsch erfolgte nur langsam. Die norwegischen Streitkräfte trafen nicht rechtzeitig genug ein, um den nach Schweden zu gelegenen schmalen Frontabschnitt hinter der Stadt zu retten.

An einem Vormittag erhielten wir einen Bericht, dass norwegische Gefangene den Bahngleisen entlang transportiert würden. Es waren die Überlebenden jener zweihundert Mann, die sich am ersten Tag des deutschen Angriffs nicht ergeben wollten. Ich kannte den Kommandeur, Major Omdahl, und erhielt die Erlaubnis, ihn zu besuchen. Man zwang uns zwar, die Unterhaltung in deutscher Sprache zu führen, aber ich erfuhr trotzdem von ihm, dass es ihm gelungen war, sich an jenem Tag mit dem Hauptquartier in Verbindung zu setzen, ferner dass Sundlo den erhaltenen Befehl nicht befolgt hatte. Der Befehl lautete, zu kämpfen.

Obwohl wir keine Nachrichten von irgendeiner Tätigkeit der alliierten Infanterie hatten, zeigten sich die britischen Kriegsschiffe überall. Die Sommernächte wurden ständig heller, und die Deutschen konnten sich nie in ihren Stellungen sicher fühlen. Sie legten ihre Quartiere so nahe als möglich an jene der Zivilisten heran. Die am äusseren Rand der nördlichen Stadt gelegene Kapelle richteten sie als Artilleriestellung ein und verlegten ihre Quartiere und Maschinengewehrmester in die eigentliche Stadt. Das Feuer wurde auf beiden Seiten immer stärker.

An einem Vormittag erschien ‚Sauerkraut‘, um mich zum neuen Ortskommandanten zu führen. Major Hauzel hatte sein Quartier ebenfalls weiter ins Innere verlegt. Der neue Kommandeur, Korvettenkapitän Boehme, besass nur Hauptmanns-rang. Trotzdem machten wir einen guten Tausch. Boehm war mehr Seemann als Politiker und besass einen niedrigeren Rang als sein Vorgänger, was wir als gutes Omen betrachte-

ten. Anscheinend wollten die Deutschen unter einem so grossen Mann, wie es nun einmal ein Major ist, keine Niederlage erleiden. Wir fanden diesen Grund recht vernünftig und hofften, dass die Niederlage bald kommen würde. Wir begannen ungeduldig zu werden. Unsere Wohnungen waren bereits mit Menschen überfüllt und wurden es immer mehr, als die Deutschen ihre Geschütze zwischen den Häusern aufstellten, was zur Folge hatte, dass die Wohnungen geräumt werden mussten.

Korvettenkapitän Boehme erteilte uns Erlaubnis, die englischen Gefangenen zu besuchen. Diese beklagten sich hauptsächlich über den Ersatzkaffee und über die «Nachrichten», die sie von den Deutschen erhielten.

Über den Kaffee wusste ich selbst Bescheid; dagegen fragte ich mich, welcher Art die Nachrichten sein konnten, die die Deutschen verbreiteten.

Ich erfuhr, dass die Norweger ein Eingreifen der Engländer ablehnten und in Norwegen an keiner Stelle, mehr gekämpft würde.

Daraufhin setzte ich den Gefangenen auseinander, wie die wahre Lage sei.

Ich sprach mit Giles Romilly, dem Neffen Churchills. Er befand sich in ausgezeichnete Stimmung, sah allerdings bedeutend schlanker aus als sein berühmter Onkel. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Er war nicht imstande gewesen, sich zu beherrschen und hatte die ihm von der Schildwache mitgeteilten Nachrichten verächtlich zurückgewiesen. Am folgenden Tag beschuldigte man mich, mit den Gefangenen politische

Gespräche geführt zu haben, und weitere Besuche wurden nun untersagt.

Vergebens hatte ich unter den Gefangenen nach Konsul Gibbs und seinen Mitarbeitern ausgeschaut. Unbestätigte Gerüchte waren eingelaufen, sie seien gefangengenommen worden, aber niemand wusste, wo sie sich aufhielten. Ein Zimmermädchen des Hotels hatte am Morgen der Invasion noch mit dem Konsul und seinen Kollegen gesprochen. Als die ersten Schüsse fielen, waren sie im Morgenrock auf den Gängen erschienen und hatten sich erkundigt, was los sei. Sie hatte geantwortet, in der Küche erzähle man, dass norwegische Kriegsschiffe im Hafen im Kampf mit deutschen Kriegsschiffen lägen. Sie sah dann, wie die englischen Herren eifrig ihre Geheimpapiere vernichteten und damit gerade in dem Augenblick fertig wurden, als die Deutschen erschienen. Mit knapper Not konnten sie flüchten. Das Hotel Royal war eines der ersten Gebäude, das die Deutschen besetzten. Ein Offizier und einige Soldaten begaben sich sofort in das Zimmer des Konsuls. Man rief das Mädchen, hielt ihr einen Revolver unter die Nase und bedrohte sie in norwegischer Sprache. Sie antwortete, sie wisse nichts. Anscheinend hatten die Deutschen genug zu tun, um sich damit aufzuhalten, sie gefangen zu setzen.

Wir hofften daher, dass der Konsul und sein Stab fliehen konnten und imstande waren, die schwedische Grenze zu erreichen.

Am 21. April erfuhren wir durch einen unserer Sonderboten, dass die britischen Gefangenen verschickt würden. Sie befanden sich unter schwerer Bewachung, und es schien, als wolle man sie ins Innere der Berge führen. Einen Augenblick

später erschienen sie. Ich winkte dem Kapitän der S. S. «Romanby», und er winkte zurück. Unter der Wachmannschaft entdeckte ich den jungen Freiheitsdurstigen, der mich vor drei Monaten um Erlaubnis gebeten hatte, in Norwegen bleiben zu dürfen.

Einige Tage später führte man auch die norwegischen Gefangenen von Narvik weg.

Ein britischer Zerstörer begleitete diesen letzten Gefangenentransport, indem er nahe an das Ufer des südlichen Rombaksfjord herandampfte. Die Granaten flogen nur so umher, so dass die Gefangenen rasch Deckung suchen mussten. Zwei norwegische Offiziere benützten die Gelegenheit, rannten rasch die Böschung hinunter ans Ufer, wo sie von einem Boot des Zerstörers aufgenommen wurden. Wir erfuhren dann noch, dass es Major Omdahl gelungen war, während eines Schneesturms in den Bergen zu entweichen und zu den norwegischen Streitkräften im Norden zu gelangen.

An diesem Abend stiessen wir mit deutschem Bier auf das Wohl Major Omdahls an. Die Feuerwehr feierte ihren Geburtstag im Keller des Bahnhofs. Allerdings war der Alkoholausschank in der Stadt verboten, aber da es sich nur um Bier handelte, das man den Deutschen weggenommen hatte, so ging man einmal über das Gesetz hinweg. Ein Lagerschuppen war nämlich von den britischen Granaten in Brand geschossen worden. Der Feuerwehr gelang es, eine beträchtliche Menge Mehl zu retten, und bei dieser Gelegenheit nahm man auch verschiedene deutsche Vorräte mit.

Abgesehen von dieser Abweichung wurde das Alkoholverbot, das zu Beginn des Krieges zum Gesetz erhoben worden war, streng gehandhabt. Nicht eine Flasche Liqueur wurde verkauft, selbst nicht auf Grund eines ärztlichen Rezepts. Man belieferte nur das Spital. Wir schickten dort allen Whisky hin, als die Deutschen immer stärker requirierten, obwohl die Anzahl der Truppen ständig geringer wurde. Anfangs verlangten die Deutschen den besten Cognac. Später jedoch, als fast nur noch ganz junge Offiziere da waren, nahm auch die Zahl der Sterne auf den Flaschen ab.

Als das Bombardement vom Fjord her zunahm, wurde auch die Aufregung unter den Deutschen immer grösser, während der Rang des Ortskommandanten um einen Punkt sank. Der letzte war ein Oberleutnant, namens Poetsch. Er blieb auf diesem Posten.

Poetsch war neunundzwanzig Jahre alt und von Beruf Ingenieur. Allerdings schien er von Jugend auf eine mehr oder weniger militärische Erziehung erhalten zu haben. Auf seinen Briefköpfen, Requisitionsscheinen und Militärpässen führte er sowohl seinen militärischen als auch seinen bürgerlichen Titel. In erster Linie war er jedoch Soldat, und zwar ein tüchtiger Soldat, obwohl ihm der Humor nicht fehlte. Er betonte seine Eigenschaft als Herr der Stadt nicht zu sehr, ausser wenn er unangenehme Befehle geben musste. Im Allgemeinen war es leicht mit ihm zu verhandeln, von einigen Ausnahmefällen abgesehen. Dann aber prallte alles an ihm ab wie an einer Wand von Vorurteilen. Er zweifelte nicht im Geringsten an der Gerechtigkeit der deutschen Sache. Macht war für ihn gleichbe-

deutend mit Recht und wurde durch gute Geschütze und wohl-
ausgebildete Soldaten versinnbildlicht. Nach dem Fall von
Belgien und Holland, als die deutsche Kriegsmaschine über
Frankreich rollte und nichts imstande schien, sie aufzuhalten,
ging er wie in einem Rausch der Begeisterung einher. Das Le-
ben war doch herrlich!

Die Radiomeldungen führten die ersten Siege Hitlers auf
die Wirkung seiner Geheimwaffen zurück. Während eines britis-
chen Bombardements sassen wir in einem Luftschtzkeller
zusammen, und ich fragte Poetsch über diese Geheimwaffen
aus. Wenn sie wirklich vorhanden waren und gebraucht wur-
den, so konnten sie doch nicht ganz geheim sein. Er lachte dar-
aufhin.

Selbstverständlich. Er würde mir ja gern ein wenig militä-
rischen Unterricht erteilen. Offen gestanden stünde er jedoch
nicht hoch genug im Rang, um solche Dinge zu erfahren. Er
war aber nicht so sicher, dass tatsächlich Geheimwaffen ver-
wendet wurden. Die Waffen, die man verwendete, waren je-
denfalls ausgezeichnet, und Deutschland besass deren eine
ganze Menge. Wenn wir nur einsehen würden, wie sinnlos un-
ser Widerstand war! Unser Volk könne mit den Deutschen ei-
ner Epoche der Weltherrschaft entgegengehen, wie sie die Ge-
schichte noch nie erlebt habe. Wenn wir gegen Deutschland
kämpften, wären wir dem Untergang geweiht.

«Selbst wenn dies zuträfe», erwiderte ich, «haben wir doch
unsere Wahl getroffen. Aber der Krieg ist noch nicht vorbei.
Vielleicht hat er noch nicht einmal richtig begonnen.»

Er musste wohl den Eindruck haben, dass ich unbelehrbar sei. In seinen Augen war ich ein ganz netter junger Mann, vielleicht sogar schon ein wenig zu alt und vollkommen durch die Propaganda der Plutokratien irreführt.

Oberleutnant Poetsch gestattete mir eine gewisse Bewegungsfreiheit. Auf seine Veranlassung erhielt ich sogar einen persönlichen Ausweis, der mich ermächtigte, auch nach 8 Uhr abends die Strassen zu betreten. Ich hatte die Abendarbeit im Rathaus vorgeschützt, was ja auch wirklich stimmte. Er traute mir jedoch nicht vollkommen und stellte mehrmals fest, dass ich Dinge tat, die er missbilligte. Zum Glück waren sie verhältnismässig unschuldiger Natur. So erfuhr er unter anderem, dass wir den Narvikern den Befehl erteilt hatten, mit deutschen Soldaten nicht zu sprechen, ausser wenn es unbedingt notwendig war oder wenn es sich um behördliche Aufträge handelte. Da er dies gerade an dem Tage entdeckte, an dem «einzigartige Siege der deutschen Armee» erfochten wurden, übersah er es.

Als die Kommandantur selbst von britischen Granaten zerstört wurde, kam er täglich ins Rathaus, um militärische Erlaubnisscheine für Beidsfjord oder die Umgebung der Stadt auszustellen, obwohl diese als verbotene Zonen erklärt worden waren. Zweimal wöchentlich wurden die Requirierungen in der Stadt durch Zahlungen in Okkupationsgeld legalisiert.

Poetsch war stets korrekt und gut gelaunt. Fräulein Hansen, unser nicht mehr ganz junges Schreibmaschinenfräulein, ging so weit, zu behaupten, dass unser neuer Kommandant ein net-

ter Mensch sei und wahrscheinlich die Befehle ausführen müsse, die er erhielt.

«Selbst wenn wir annehmen, dass er ein ganz anständiger Mensch ist», erwiderte einer von uns kalt, «so muss man darauf aufmerksam machen, dass auch ein Tiger weisse Zähne hat und deswegen nicht weniger gefährlich ist. Ausserdem handelt es sich nicht lediglich darum, dass er seine Pflicht erfüllt. Er ist mit Herz und Seele unser Feind. Jeder Gedanke, jeder Atemzug von ihm bedeutet Gift für unsere Freiheit und für die Gerechtigkeit.»

«Nun, ich behaupte ja auch nicht, dass man ihn nicht erschiessen sollte, obwohl er ein netter Mensch ist», erwiderte Fräulein Hansen.

Unseren freundschaftlichen Beziehungen zu Oberleutnant und Diplomingenieur Poetsch waren von Anfang an ganz bestimmte Grenzen gezogen. Am zweiten Tage seiner Herrschaft hielt er es bereits für notwendig, seine Macht zu zeigen. In der vergangenen Nacht hatte eine heftige Kanonade im Fjord stattgefunden. Durch einen Bauern aus Beidsfjord, der durch einen Granatsplitter verletzt und ins Spital eingeliefert worden war, erfuhren wir die wichtige Nachricht, dass alliierte Truppen auf der anderen Seite des Gebirges gelandet waren und im Dorfe Hakvik lagen.

Am gleichen Vormittag erschien ‚Sauerkraut‘ wieder. Er klappte mit äusserster Feierlichkeit die Hacken zusammen. Der Herr Ortskommandant wünschte den Herrn Bürgermeister und den Herrn Polizeipräsidenten in seiner Kanzlei zu sprechen.

Als wir eintrafen, trat uns der Oberleutnant entgegen. Vom

Diplomingenieur war nun nicht mehr viel zu merken.

«Meine Herren», sagte er, «ich habe Befehl erhalten, Ihnen mitzuteilen, dass in der Nacht Schüsse auf deutsche Soldaten abgegeben wurden. Die Täter sind entkommen. Es waren norwegische Zivilisten.»

«Aber Sie haben doch am Tage der Invasion alle Waffen weggenommen.»

«Das hat nichts zu bedeuten. Der Fall ist klar.»

Wir glaubten, der Oberleutnant mache sich auf unsere Kosten lustig. Es war doch höchst unwahrscheinlich, dass Norweger die ganze Zeit über Waffen und Munition versteckt haben sollten, um nun in der Nacht aufs Geratewohl zu schießen und dabei nicht einmal jemanden zu treffen!

Der Kommandant erhob sich und zeigte ein hartes Lächeln.

«Ich habe den Eindruck, dass die Herren sich nicht ganz klar über die Lage sind. Über den Fall ist nicht zu diskutieren. Ich habe vom Hauptquartier Befehl, eine Liste von Geiseln einzureichen, die mit ihrem Leben für die Sicherheit der Stadt haften. Nennen Sie uns fünf Bürger der Stadt. Ich muss ihre Namen sofort haben. Sonst sind wir gezwungen, sie selbst auszusuchen.»

Der Polizeichef sah mich an, damit ich die Antwort erteile.

«Am besten nehmen Sie uns beide als erste», sagte ich.

«Und die drei anderen?»

«Nun, wir könnten den Chefindgenieur, den Chefarzt des

Spitals und den norwegischen Direktor der schwedischen Eisenerzgesellschaft nehmen.»

Es waren die besten Namen der Stadt, wenigstens vier davon.

Wir standen auf, aber der Kommandant war noch nicht fertig. «Das war Punkt eins», erklärte er. «Punkt zwei betrifft die Veröffentlichung dieser Massnahme. Die Herren mögen das miteinander ausmachen. Die Bekanntmachung soll an den wichtigsten Stellen der Stadt angeschlagen werden.»

Da hat Hauzel die Hand im Spiel, dachte ich. Waren wir diesen Teufel immer noch nicht los?

Wir gingen.

Im Rathaus liessen wir die Bekanntmachung drucken, in der unsere Unterredung so genau als möglich geschildert wurde. Vielleicht hatten wir die Tatsache zu sehr betont, dass die Nachricht über die in der Stadt gefallenen Schüsse vom Hauptquartier in den Bergen nach Narvik gelangt war. Die Deutschen merkten jedoch die Ironie. Im Laufe des Vormittags erhielten wir Befehl, die Bekanntmachung wegzunehmen und durch eine andere zu ersetzen. Der Text war vom Kommandanten selbst verfasst worden.

Am gleichen Abend wurden die Geiseln übergeben. Der Kommandant hielt in seinem Bureau eine Rede. Später versuchte er freundlich zu sein und sprach von der Abwesenheit der Engländer und dem Heldenmut der Deutschen. Die gesellschaftliche Atmosphäre wurde jedoch dadurch nicht besser. Er bot uns hierauf Zigaretten mit Goldaufdruck an, die mit Stroh gefüllt waren. Das machte jedoch keinen Eindruck auf uns. Die Unterhaltung drehte sich hierauf um die Beschiessung der

Stadt, die anscheinend immer schwerer wurde. Hierüber liess sich eine Zeitlang reden.

Poetsch bat mich nach der Besprechung, noch einen Augenblick zu bleiben. Er versuchte mir klarzumachen, dass er persönlich kein Freund von harten Massnahmen sei, jedoch die erhaltenen Befehle ausführen müsse. Er fühle sich genötigt, sein persönliches Bedauern darüber auszusprechen.

«Vollkommen überflüssig», erwiderte ich und bot ihm eine Zigarette an, die wirklichen Tabak enthielt. Es gab nämlich in den Läden keine mehr, wenigstens nicht für die neuen Kunden.

Es lagen gewisse Gründe vor, die mich zu der Überzeugung brachten, dass ein verhältnismässig freundliches Verhältnis zu dem Kommandanten gewisse Vorteile haben könnte.

Am folgenden Tag erschien Oscar wieder im Rathaus. Er sprudelte über vor Erregung. Kaum konnten wir ihn davon abhalten, mit seinen Nachrichten herauszuplatzen, bevor wir ihn in ein Zimmer geführt hatten, wo man nicht gehört werden konnte.

Er war von einem britischen Admiral, von Polen und von Franzosen beauftragt worden, uns Grüsse zu übermitteln. Bald würde ein wirkliches Feuerwerk losgehen. Sehr bald sogar. Das hatte der Admiral zu ihm gesagt. «Recht so!» hatte Oscar geantwortet. Dann war er Zeuge gewesen, wie ein Dutzend Deutsche hinter einer Scheune hingerichtet wurden. Franzosen hatten dies bewerkstelligt. Fini!

Er war so begeistert, dass er beinahe die ganze Geschichte in einem Atemzug erzählte.

«Bitte beruhigen Sie sich doch», ermahnte ich ihn und zün-

dete mir dabei absichtlich langsam eine Zigarette an. «Erzählen Sie mir lediglich, was Sie gesehen und gehört haben. Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, so wahr Ihnen Gott hilft.»

Oscar lächelte. Seine Spannung wich ein wenig.

«Nun, Sie erinnern sich, dass ich meine Tante in Beidsfjord besuchen sollte. Der deutsche Ausweis war in Ordnung, und ich langte gegen Abend in ihrem Hause an. In der Nacht begab ich mich auf geborgten Skiern über die Berge nach Hakvik. Im Tal gab es nur noch wenig Schnee, so dass ich meine Skier im Walde lassen musste. Ich traf in Hakvik keine Soldaten, dagegen viele Evakuierte aus Narvik, unter anderen einen Burschen, der sich bereit erklärte, mich zu einem der grössten englischen Kriegsschiffe hinaus zu rudern. Ich sagte, ich hätte Nachrichten aus Narvik, darunter geheime Instruktionen von Seiten des Bürgermeisters und müsse den Kapitän sprechen. Und es gelang mir tatsächlich, den Chef selbst zu sprechen. Wir sassen in Klubsesseln in seiner Kabine und tauschten bei Grog und Zigarren Neuigkeiten aus. Ich besitze immer noch die Zigarre.»

Oscar zog eine riesige, feine Zigarre aus der Tasche.

«Es war eine Banderole daran, aber ich warf sie fort, damit die Deutschen nicht Verdacht schöpften, falls ich geschnappt wurde. Aber nur eine Zigarre? Jeder Herr hat das Recht, eine Zigarre bei sich zu tragen.»

«Aber über was haben Sie denn mit ihm gesprochen?»

«Zunächst sagte ich ihm alles, was ich über Narvik und die Deutschen wusste.»

«Einen Augenblick! Aber wie konnten Sie sich denn verständigen?»

«Nun, es war ein junger Offizier an Bord, der ein wenig Norwegisch sprach. Ich sagte ‚Sir‘ und ‚All right‘, und wir verstanden uns ausgezeichnet. Ich soll von ihm Grüsse bestellen.»

«Gut, aber welche Instruktionen gab er Ihnen?»

«Zunächst, ob Sie Nachrichten vom britischen Konsul in Narvik, Mr. Gibbs und seinem Stab, hätten? Sie können die Stadt nicht verlassen haben, da von ihnen keine Nachricht vorliegt.

Und dann fragte er mich über unsere Moral. Der Offizier übersetzte so rasch, dass ich nicht sofort verstand. Ich dachte, er meinte, ob unsere Mädchen anständig seien – und darüber hätte ich ihm ja vielleicht manches sagen können –, aber er wollte wissen, wie es uns ginge und auf welcher Seite wir stünden. Ich fragte ihn, ob er nicht wisse, dass der König Deutschland den Krieg erklärt habe. Ferner erzählte ich ihm, dass wir ungeduldig wie die Teufel seien und faule Fische mit Senf essen müssten. Dann schüttelten wir uns die Hand; der Admiral bat mich wiederzukommen, worauf ich antwortete: ‚All right, Sir‘.»

«Und was war mit den Deutschen hinter der Scheune?»

«Warten Sie nur! Ich bin noch nicht mit dem Admiral fertig. Er liess mich in ein Boot bringen, das mich in der Nähe von Sjomen an Land setzte. Ich musste also wieder nach Hakvik zu Fuss zurück. Am gleichen Tage erschienen dort polnische Truppen und französische Alpenjäger oder Frem-

denlegionäre. Sie sagten mir, ich solle nicht über die Berge nach Beidsfjord zurückgehen.»

«Und bei ihnen haben Sie Französisch gelernt?»

«Um bei der Wahrheit zu bleiben, ich taue nicht zum Französischlernen, aber es war ein norwegischer Leutnant da, der als Dolmetscher fungierte. Ich erzählte ihm, was der englische Kapitän gesagt hatte.»

«Sie sagten doch, er sei Admiral?»

«Nun, er war gleichzeitig Kapitän auf seinem Schiff, verstehen Sie? Auf alle Fälle erhielt ich die Erlaubnis, die französischen Truppen ins Tal hinunter zu begleiten. Sie marschierten im Gänsemarsch am Waldrande entlang, je ein Mann auf jeder Seite der Strasse. An einer Kurve passierte es. Sie erinnern sich an jenen Damm am unteren Ende des grösseren Sees? Dort trafen wir eine kleine Abteilung Soldaten in norwegischen Uniformen. Die Franzosen umzingelten sie, bevor sie einen Ton von sich geben konnten, und ich schrie: «Aufpassen, es sind Norweger!»

In diesem Augenblick feuerte einer von ihnen seinen Revolver ab und traf einen der Franzosen. Der Mann fiel in den Graben – seine Stirn war durchschossen. Die anderen Norweger hoben rasch die Arme hoch. Sie sprachen Deutsch, und um das festzustellen, brauchte man kein Professor zu sein.

Die Franzosen nahmen ihnen sämtliche Waffen ab und führten sie ein wenig abseits der Strasse, zu einem Bauernhaus, wo uns eine Bäuerin zuwinkte. Die Gefangenen wurden in einer Reihe vor der Scheune aufgestellt. Der französische Offizier fragte den norwegischen Leutnant, ob er absolut sicher sei, dass die Gefangenen norwegische Uniformen trügen.

Dieser erwiderte, dass er vollkommen sicher sei. Hierauf nahm der Franzose ihnen die Erkennungsmarke ab, die die Deutschen um den Hals trugen. Sie erbleichten, sagten jedoch nichts. Der französische Offizier grüßte. Einer der Deutschen nahm sein Halstuch ab und band es sich vor die Augen. Die andern taten das gleiche. Einer mühte sich ab, den Knoten zu lösen, als die Schüsse krachten. „Fini!“ sagten die Franzosen.»

«War es nicht schwer, das anzuschauen? Sie haben doch noch nie jemand sterben sehen, nicht wahr?»

«Ich habe gesehen, wie man meinen Vater heimbrachte, als er bei den Lofoten ertrank. Das war aber natürlich etwas anderes. Ja, es war ein wenig beängstigend.»

«Und wie sind Sie weitergekommen?»

«Nun, am oberen Ende des Sees bezogen die Franzosen Stellung, während ich über das Gebirge weiterging. Es waren Deutsche in den Wäldern, aber es gelang mir durchzuschlüpfen. An einer Stelle musste ich mich in eine Schneemulde legen und so tun, als ob ich ein Eisblock wäre, was dann schliesslich auch beinahe zutraf. Zuletzt kam ich in Beidsfjord an, wo ich eine Milchkanne fand, die ich nach Narvik brachte.

«Da haben Sie ein schönes Stück Arbeit geleistet. Es tut mir leid, dass ich den anderen nichts davon erzählen darf, aber es wird wohl besser sein, wenn wir das für uns behalten. Ein Mann in der Stadt wird Ihnen beistehen. Sie gehen noch heute zu ihm. Aber wenn der Krieg vorbei ist, werden wir ein Fest zu Ihren Ehren veranstalten.»

Oscar errötete wie ein junges Mädchen.

«Ach», sagte er, «es ist nicht der Rede wert.»

Wir setzten für den nächsten Tag eine Stunde fest. Ich hoffte, dass ich in der Zwischenzeit etwas über Mr. Gibbs erfahren würde. Ich hatte eine Idee, wo er zu suchen sei.

Einige Tage vorher hatte ich nämlich gehört, dass zwei Burschen von einer Gruppe unrasierter Taubstummer sprach, die in den Bergen, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in einer Gerätehütte lebten. Sie spielten den ganzen Tag über Karten. Die Deutschen besaßen überall ihre Horchposten. Die Engländer feuerten von Zeit zu Zeit auf die feindlichen Stellungen, und einige Zivilisten waren bereits verwundet worden.

Ich sprach mit einem der Burschen, der mir eine genaue Beschreibung dieser schweigenden Männer gab. Die Beschreibung stimmte. Ich sagte ihm daher, wen ich in ihnen vermutete, und verlangte von ihm, uns zu helfen, sie in die Stadt zu schaffen. Er war von dem Plan ganz begeistert. Ein Freund von ihm besaß einen Lastwagen, der zur Beförderung von Leichen gedient hatte. Diesen sollte er nun verwenden.

Am gleichen Abend wurden Konsul Gibbs und seine Kollegen, von Zeltbahnen zugedeckt, in die Stadt geschafft. Wir hatten für sie ein Haus bereitgestellt, das Haus des Stadtrichters, dessen Familie die Stadt am Tage der Invasion verlassen hatte. Wir stellten eine Köchin und ein Mädchen an. Bei ihrem Eintreffen fanden die Engländer Kleider und Whisky vor. Als Konsul genoss Mr. Gibbs das Vorrecht der Exterritorialität – was den Alkohol anlangte.

Der Wagen traf mit den Gästen ein. Es waren Konsul Gibbs, Hauptmann H.W. Torrance, Mr. E. Pegott und ein Major, dessen Name ich nie richtig aussprechen konnte. Sie hatten in dem Geräteschuppen drei Wochen gehaust und von Konserven gelebt. Hauptmann Torrance sprach Norwegisch, während die anderen die Taubstummen spielten, wenn sich Leute in der Nähe befanden. Nach der Seeschlacht vom 13. April war die Hütte voll von deutschen Matrosen, die über die Engländer fluchten und tobten. Konsul Gibbs hatte kopfschüttelnd und lächelnd den unerwünschten Gästen Kaffee serviert. Die Deutschen mussten sie wohl für gutmütige, dumme Norweger gehalten haben. Der Kaffee hatte ihnen jedoch geschmeckt.

Wie es die britischen Beamten fertiggebracht hatten, die Komödie so lange Zeit hindurch zu spielen, ging mir einfach nicht in den Kopf. Selbst ohne Kragen und mit wilden Bärten sah das Personal des Konsulats typisch englisch aus. Es ist nicht leicht, den Gentleman zu verleugnen, obwohl natürlich ein heisses Bad, Rasieren und frische Kleider die Erscheinung wesentlich ändern.

Wir stiessen miteinander an, und ich erklärte ihnen, dass die Stadt es als eine grosse Ehre betrachte, sie als Gäste zu beherbergen. Es sei uns peinlich, dass sie unter den herrschenden Umständen hinter verschlossenen Läden leben müssten.

Hierauf brachten wir an der Türe ein Plakat an, in dem bekanntgegeben wurde, dass das Haus ansteckender Krankheiten wegen unter Quarantäne stände. Das wirkte. Die Deutschen

besetzten zwar die meisten Häuser in dieser Strasse, liessen aber das infizierte Haus des Richters ungeschoren.

Am folgenden Tag entwarf ich eine ausgezeichnete Karte für Oscar. Er kam jedoch nicht an den vereinbarten Ort. Ich ging in meine Kanzlei zurück. Einige Minuten später teilte man mir mit, dass Gunnar, unser Vermittler, mich sofort zu sprechen wünsche. Ich wusste, wohin ich mich zu begeben hatte. Gunnar war ein norwegischer Offizier, der als Zivilist in der Stadt lebte und der sein Pflichtgefühl nicht mit der Uniform abgelegt hatte. Er wohnte in der Nähe der Kirche, und ich traf ihn an unserem gewöhnlichen Treffpunkt im Kellergeschoss der Kirche.

«Ich möchte mit Ihnen wegen des jungen Mannes sprechen, der in Ihren Diensten steht», sagte er. «Er kam gestern zu mir. Er trug Knickerbockers und eine Windjacke. Dieser ist es doch, nicht wahr?»

«Ja», erwiderte ich.

«Ich fürchte, dass sie ihn erwischt haben. Soeben fuhr ein Lastwagen die Strasse hinunter. Auf dem Boden lag ein Bursche, der aussah wie er. Sein Gesicht war weggeschossen. Ich konnte nicht mit Gewissheit feststellen, wer es war, und dachte daher, es würde am besten sein, wenn ich Sie benachrichtigte.»

Oscar getötet, das Gesicht weggeschossen! Und ich hatte ihn ausgesandt! Nein, das konnte nicht wahr sein! Er trug keine Papiere bei sich.

«Wir wollen ein wenig warten. Sprechen wir nicht mehr darüber», schlug ich vor.

Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, aber ich fror derart, dass ich zitterte.

Fräulein Hansen steckte den Kopf durch die Türe.

«Ich habe vergessen, Ihnen mitzuteilen, dass ein junger Mann hier war. Er roch nach Fisch.»

«Liebste Hansen, wer war es?»

«Er ging über die hintere Treppe ins Dachgeschoss.»

Natürlich war es Oscar, der mich grinsend empfing. Er hatte sich verspätet, da er sich von jemandem verabschieden musste.

«Nun, wenn es wieder ein Mädchen war, so gebe ich Sie als hoffnungslos auf», begrüßte ich ihn.

«Nein, es handelt sich um kein Mädchen. Ich habe eine Verabredung mit einem Burschen, der eine Ladung Särge nach Beidsfjord fährt. Ich hielt es nicht für richtig, dass ich mich in der Stadt sehen liess, bevor ich abfuhr. Der Lastwagen steht vor der Sargfabrik oberhalb der Strasse. Ich hatte Angst. Ich fürchtete, dass Sie nicht kommen würden.»

Angst? Nie in meinem sündhaften Leben hatte ich mich so geängstigt. Ich erzählte ihm von den Befürchtungen Gunnars. Die Leiche in dem Lastwagen musste ein deutscher Pfadfinder gewesen sein, der von einer Schiffsgranate getroffen worden war. Wir wussten, dass die Deutschen auch Zivilkleider trugen.

Ich hatte es nun nicht mehr so eilig, Oscar wegzuschicken, aber er bestand darauf. Ich gab ihm seine Karte und sagte ihm Lebewohl. Er versprach, sich eine Zeitlang nicht sehen zu lassen, und er hielt dieses Versprechen. Als ich wieder Nachricht über ihn erhielt, diente er auf einem norwegischen Frachter in Kanada.

Neuntes Kapitel

ES DONNERT IN DEN BERGEN

In den nächsten Tagen erfuhren wir Weiteres über unsere Verbündeten in Hakvik. Sie hatten eine Haubitze auf die andere Seite des Berges geschafft und sandten von Zeit zu Zeit schwere Granaten über die Stadt. Offensichtlich war ein Beobachtungsposten auf der Hochebene jenseits des Hafens aufgestellt worden.

Die ersten Schüsse wurden ziemlich planlos abgegeben. Als jedoch der Entfernungsmesser aufgestellt war, lagen die Granaten genau im Ziel. Die deutschen Quartiere wurden nach und nach zerstört. Allerdings traf dies auch die Zivilbevölkerung, denn die Deutschen bezogen neue Häuser. Als die Zeit fortschritt, fühlten sie sich jedoch immer weniger sicher. Nachts hörten wir die Patrouillen in den Strassen singen; dies geschah vielleicht mehr auf Grund der Wirkung des Kognaks denn als Zeichen des Mutes. Die Deutschen gingen allmählich immer mehr in Zivilkleidern umher. Wenn wir dagegen protestierten, so zeigten sie auf das deutsche Hoheitszeichen oder, auf eine Armbinde, die die Aufschrift «Deutsche Wehrmacht» trug. «Das ist doch leicht genug zu lesen?» sagten sie.

«Auf einige Meter Entfernung, gewiss», gaben wir zur Antwort, «aber nicht von den Zerstörern aus.»

Selbst die Granaten der Alliierten schlugen auf der falschen Seite der Front ein, aber daran war nichts zu ändern. Wir mussten uns anders einstellen und verstehen, was dieser Krieg von uns verlangte. Es hiess, sich in Geduld zu fassen.

Granaten sind schlimmer als Bomben. Ihr Heulen ist aufregender, und sie kommen mit grösserer Regelmässigkeit. Man leidet daher mehr unter der Angst. Der Tunnel und die Luftschutzkeller waren nun wieder stärker besetzt als früher. Die Alten erzählten den Kindern Märchen, aber diese fanden, dass das, was sich über ihren Köpfen abspielte, unwahrscheinlicher war als die Legenden. Die meisten Kinder waren viel ängstlicher, wenn sie sahen, dass die Eltern Furcht empfanden, und die Mütter merkten dies bewusst oder unbewusst. Die Kinder bewirkten, dass die Frauen allmählich ruhig und mutiger wurden, aber auf der anderen Seite mussten wir alle der Kleinen wegen äusserste Vorsicht beobachten.

Natürlich gab es auch Verluste unter der Zivilbevölkerung. Täglich ereigneten sich Unfälle. Einem Stadtwächter wurde der Kopf abgerissen, als eine Granate auf dem Marktplatz explodierte. Während des Angriffs auf die deutschen Stellungen bei Framnes explodierten einige Granaten mitten in der Stadt.

An einem Vormittag hörten wir ein schrilles Heulen direkt über dem Rathaus und sahen die Granaten weiter oben in der Stadt explodieren. Von den Fenstern aus stellten wir fest, dass

Rauch von einem kleinen Haus in der Dritten Strasse aufstieg. Wir hörten, wie Leute auf der Strasse sagten: «Das ist Harek Olsens Haus. Es sind Leute in der Küche.»

Ich kannte Harek Olsen. Er gehörte zur Feuerwehr. In wenigen Sekunden raste ein Feuerwehrwagen durch die Strasse. Gleich darauf kehrten einige Leute vom Schauplatz des Unglücks zurück.

Das halbe Haus war weggeschossen, aber es entstand kein grosser Brand. Es befanden sich Leute dort, drei junge Mädchen, zwei Schwestern und eine Freundin aus der Nachbarsfamilie. Harek betrat als erster das Haus. Man sah einige Blutflecken und einige Kleiderfetzen an den Wänden. Das war alles, was übrigblieb. Der Vater erkannte die Kleiderreste.

Später begab ich mich zum Feuerwehrposten. Olsen arbeitete bereits wieder. Bei solchen Gelegenheiten konnte man nicht viel sagen. Man musste sich darauf beschränken, zu fragen, ob man etwas für ihn tun könne. Sein blasses, hartes Gesicht leuchtete in dem trüben Arbeitsraum. Er dankte uns, erklärte jedoch, er habe keinen Wunsch, ausser dass man ihm Arbeit gäbe. Die Granate musste wohl ein Irrläufer gewesen sein. Nie vernahm man, dass Olsen ein bitteres Wort gegen die Engländer sagte.

Am folgenden Sonntag ereignete sich etwas Ähnliches. Fünf oder sechs Frauen kamen ins Rathaus und baten um Essen, das sie nach Oyjord schaffen wollten. Wenige Tage vorher war ein Motorboot mit Lebensmitteln für die Bevölkerung von der Stadt her dort eingetroffen; sie waren aber von den Deutschen requiriert worden.

«Aber warum hat man nicht junge Leute hergesandt?» frag-

ten wir. «Es ist jetzt verdammt gefährlich, über den Fjord zu fahren.»

«Wir haben es versucht», erwiderten sie, «aber die Deutschen verweigerten die Erlaubnis. Sie fürchteten, dass die Burschen sich an Bord der englischen Schiffe begeben würden. Schliesslich erlaubte man uns, zwei Ruderboote zu nehmen, aber es durften nur Frauen fahren. Die meisten von uns haben Kinder, die zu Hause warten.»

Wir beluden den Lastwagen des Roten Kreuzes mit den besten Vorräten, die wir besaßen – mit Mehl, Bohnen und Konserven, gaben einen kleinen Vorrat Schokolade für die Kinder und jeder der Mütter ein Paket mit. Dann begaben sie sich an den Strand. Arne bat den Wagenführer zu warten, während er rasch zur Apotheke eilte, um einige Flaschen Lebertran zu holen.

Kaum war er zurück, als ein Junge über die Brücke gerannt kam. Er wollte zum Rathaus, und wir hörten ihn schon von weitem wirre Reden ausstossen.

«Es ist nichts von ihnen übriggeblieben. Sie sind alle tot!»

Ich sah, wie unsere Leute rasch den Wagen wieder ausluden und mit grosser Geschwindigkeit fortfuhren, Arne und Finn standen auf den Trittbrettern. Ein Haufen Zeltbahnen wurde im Innern des leeren Wagens während der Fahrt auf und ab geschleudert.

Der Bursche versuchte sich zu sammeln, um einigermaßen zusammenhängend zu berichten, was vorgefallen war. Aus einer Entfernung von einigen hundert Metern hatte er gesehen, wie eine Gruppe von Frauen Pakete in die Ruderboote einlud. Plötzlich eröffneten die Schiffe das Feuer. In rascher Folge ex-

plodierten zwei oder drei Granaten. Er selbst warf sich hinter einen riesigen Felsblock an der Strasse. Als er aufblickte, waren die Frauen nicht mehr da. Man sah nur zwei längliche blutige Löcher im Sand und Fleischstücke und blutige Kleiderfetzen auf ein ziemlich grosses Gebiet verstreut. Man konnte sich nicht vorstellen, dass diese Fetzen Menschen angehört hatten. Er sah Körperteile ohne Köpfe daliegen.

Der Junge vermochte nicht weiter zu erzählen. Er musste sich erbrechen.

Wir befanden uns immer noch auf der Strasse, als der Wagen des Roten Kreuzes zurückkam. Der Chauffeur verlangte nach Herrn Njöten. Die Leute wussten nicht, was sie tun sollten. Njöten eilte von der Unfallstelle herbei. Wir waren jedoch der Meinung, dass es besser sei, einige Särge kommen zu lassen.

Später setzten wir eine Art von Protokoll auf. Es waren fünf Särge da. Wir numerierten sie und gaben an, wer darin lag. Dann liessen wir sie schliessen, bevor die Freunde und Verwandten kamen.

Wir glaubten, so korrekt wie möglich verfahren zu sein. Später stellte es sich jedoch heraus, dass wir einen Sarg mehr hätten bestellen müssen.

Ein Schreiner, der bei den Arbeiten am Luftschutzkeller der Kirche beschäftigt war, sprach gleich darauf im Rathaus vor. Er hatte erfahren, dass seine Tochter nach Hause gekommen war und nach ihm gefragt hatte. Am Tage der Invasion war sie nach Oyjord zu einer Familie gezogen und fühlte sich glücklich, in Sicherheit zu sein. Nun erfuhr er von dem Unglück in

Narvik und ängstigte sich ihretwegen. Es war sein einziges Kind, ein Mädchen von neunzehn Jahren, mit Namen Konstanze. Ich kannte sie. Sie war in der Gruppe der Frauen gewesen, die sich zu den Ruderbooten begaben. Aber ihr Name befand sich nicht auf der Liste. Ich zeigte sie ihm. Er lächelte und atmete erleichtert auf. Aber das Lächeln verschwand plötzlich, als er die Ungewissheit auf unseren Gesichtern sah. Wir rieten ihm, an die Arbeit zurückzukehren, während wir Nachforschungen nach Konstanze unternahmen.

Dann mussten wir feststellen, dass ein Irrtum vorgefallen war. Es hatte sich als unmöglich erwiesen, die Toten zu identifizieren oder festzustellen, wieviel Frauen sich in der Gruppe befanden. Augenzeugen berichteten, sie hätten fünf Personen gesehen, nun aber war es zu spät, um irgendetwas zu unternehmen. Später sagte ihm Herr Njötén, Konstanze müsse wohl von der See abgetrieben worden sein. Der alte Schreiner wünschte nun, man möge nach ihr suchen. Er bat einige Leute, ihm dabei behilflich zu sein, aber wir erklärten ihm, dass wir es nicht wagten, neue Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Wir würden Konstanze eines Tages finden, worauf sie dann ein gesondertes Grab erhalten sollte.

Anfangs sprachen wir nicht viel über das Unglück. Die meisten Leute verstanden die Sache nicht. Die Entfernung war ein wenig mehr als eine Meile gewesen. Nach unserer Meinung hätte die Besatzung der Kriegsschiffe feststellen können, dass es sich bei diesen Frauen nicht um Deutsche handelte. In den Luftschutzkellern erzählte man, die Granaten müssten von den

deutschen Geschützen in den Bergen abgeschossen worden sein. Einige glaubten es oder wünschten es zu glauben. Die Atmosphäre war trübe und verwirrt.

Ich hatte das Gefühl, dass die Lage immer schlechter werden musste, wenn die Leute glauben konnten, dass es deutsche Granaten waren, obwohl die Spuren im Sand den deutlichen Beweis dafür lieferten, dass sie von der See her kamen.

Wir besprachen hierauf den Zwischenfall und stimmten überein, dass es nicht richtig war, die Leute in dem Glauben zu bestärken, es habe sich um deutsche Granaten gehandelt, die die Tragödie verursachten. In mancher Hinsicht waren die deutschen Mittel den unsrigen überlegen, aber wir besaßen einen Vorteil: Wir durften stets die Wahrheit sagen. Und selbst in diesem Fall war es notwendig, dass man den Leuten klarmachte, wer wirklich der schuldige Teil war. Die Deutschen trugen nicht nur norwegische Uniformen, sondern unternahmen auch Patrouillen in Zivil- oder Frauenkleidung an der Küste und der Eisenbahnlinie entlang. Die Engländer hatten daraus ihre Lehre gezogen. An jenem Sonntagmorgen aber waren tatsächlich norwegische Frauen am Strand gewesen.

Wir mussten die Beerdigung um einige Tage verschieben. Die Deutschen hatten versprochen, uns die Kirche zurückzugeben. Seit Langem bereits war es beschlossen, dass die Matrosen von der Handelsmarine über Schweden nach Deutschland zurückgeschafft werden sollten. Schliesslich reisten sie wirklich ab. Da es sich um Zivilisten handelte, erhielten sie

das schwedische Visum. Später erfuhren wir, dass man eine U-Bootmannschaft mit ihnen durchgeschmuggelt hatte.

Anlässlich der Beerdigung war die Kirche von Menschen angefüllt. Da der Pfarrer selbst mit einer Kolonie von Evakuierten irgendwo im Innern des Landes lebte, wurde die Predigt von seinem Stellvertreter gehalten. Es war ein kleiner Mann mit gebeugtem Rücken, aber in menschlicher Hinsicht so aufrecht, wie ich selten jemanden gefunden habe. Er bemühte sich, seine Predigt so mild wie möglich zu gestalten, aber man fühlte hinter seinen Worten das Feuer der Empörung.

Die meisten Fensterscheiben der Kirche waren durch den Luftdruck der Granaten weggefegt worden, aber das Innere war gesäubert und trug nun einen reichen Schmuck von Frühlingsblumen. Man hatte die Gräber im Garten der Kirche angelegt, da der Friedhof im Norden der Stadt nicht mehr zugänglich war. Dort waren die Gräber durch die Granaten offengelegt und die kleine Kapelle weggefegt worden. Trümmer bedeckten den ganzen Friedhof.

Es war ein trauriges Begräbnis. Am traurigsten von allen war der Vater Konstanzes. Er hatte nicht einmal einen Sarg vor sich. Der Pfarrer veranstaltete eine kleine Sonderfeier zum Gedächtnis des jungen Mädchens. Man entnahm den Kränzen einige Blumen und warf sie als letztes Lebewohl ins Meer.

Am 13. Mai wurde Bjerkvik in Herjangen von französischen Fremdenlegionären zurückerobert. In der Nacht vorher gab es eine heftige Beschiessung durch die Schiffe. Radio Tromsø warnte seit Tagen die Zivilbevölkerung. Wir sahen

das Dorf brennen und hofften, dass sich die Bauern in den Wäldern in Sicherheit gebracht hatten. Am gleichen Abend verkündete der Rundfunk Siege der Alliierten. Die Deutschen wurden aus Bjerkvik vertrieben, und norwegische Streitkräfte eroberten wichtige Stellungen in den Bergen zurück. In den folgenden Tagen hörten wir, dass die Front auf beiden Seiten der Stadt ständig vorrückte. Täglich verloren wir mehr Leute, sowohl Soldaten als auch Zivilisten.

Das Tempo wurde intensiver, selbst in der Luft. Bis jetzt hatten wir nur wenige Flugzeuge gesehen, und selbst diese waren meist Transportflugzeuge gewesen, die Vorräte, und Post für die deutschen Truppen abwarfen. Während der ganzen Belagerung von Narvik erhielten die deutschen Truppen zweimal wöchentlich Post. Die Postsäcke, die von kleinen Fallschirmen getragen wurden, fielen langsam zu Boden.

Nun erschienen meistens Bomber, riesige, graue Raubvögel, die die Schiffe angriffen. Das Schlachtschiff «Warspite» hatte sich bereits seit Langem an wichtigere Kriegsschauplätze begeben, aber die Zerstörer durchstreiften ständig den Fjord. Manchmal kamen sie so nahe an die Küste, dass wir ihnen zuwinken konnten. Einmal glaubten wir einen gesehen zu haben, der die polnische Flagge führte.

Die deutschen Bomber trafen stets in der Mitte des Vormittags ein, nachdem sie anscheinend bei Anbruch der Dämmerung von deutschen Flugplätzen gestartet waren. Bisweilen beobachteten wir am klaren Frühlingshimmel die Luftkämpfe. Die Briten benützten anscheinend einen Platz südlich von

Tromsö. Es waren Jagdflugzeuge, kleine Maschinen mit scharfgeschnittenen Flügeln. Die Deutschen wichen Luftkämpfen aus. Sie brausten von den Bergen nahe der schwedischen Grenze heran, ohne dass es ihnen je gelang, ein Schiff zu überraschen. Diese befanden sich dauernd in Bewegung. Wir sahen sie mit Volldampf im Zickzackkurs nach der offenen See zu fahren, sobald die Flugzeuge auftauchten. Der Himmel war dann mit den Wölkchen der explodierenden Granaten wie besät. Tag für Tag wiederholte sich das. Nur einmal waren wir Zeuge, dass eine deutsche Maschine abgeschossen wurde.

An einem Tage sahen wir über Framnes einen Bomber in einer Spirale herunterkommen. Es sah aus, als sei er tödlich getroffen. Als er jedoch ausserhalb der Sicht der Schiffe war, fing er sich wieder, flog dicht über die Häuser hinweg und verschwand hinter einem Grat.

Wir sahen die Zerstörer im Fjord nicht. Nach dem Lärm der Granaten und Bomben zu urteilen, konnte die Maschine nicht weit vom Ufer gewesen sein, als sie die Zerstörer überraschend angriff. Man hörte furchtbare Explosionen, die darauf schliessen liessen, dass es unseren Freunden schlecht erging. Am gleichen Abend rühmten sich die Deutschen, einen polnischen Zerstörer versenkt zu haben. Der Kognak floss in Strömen, und wir benützten die Gelegenheit, einen vorteilhaften Handel abzuschliessen, dessen Objekt eine grüne Krawatte bildete. Ein junger deutscher Leutnant hatte vergeblich alle Geschäfte aufgesucht, um eine Krawatte zu finden, die zu sei-

ner Uniform passte. Er verwaltete das Benzindepot. Wir Narviker mussten um jedes Fass einzeln einkommen, nachdem die Deutschen sämtliche Benzinorräte gleich zu Anfang beschlagnahmt hatten. Er hatte uns bereits einmal ausgescholten, weil die Stadt so geringe Vorräte an Krawatten besass, und an jenem Abend gab er erneut seiner Enttäuschung Ausdruck.

Nun befand er sich in bester Stimmung, worauf wir die Gelegenheit benützten, einen kleinen Handel vorzuschlagen. Wir erboten uns, eine entzückende grüne Krawatte aus dem besten englischen Stoff zu beschaffen, wenn er uns dafür eine viertürige Limousine verschaffte. Mehrere derartige Wagen, die beschlagnahmt worden waren, standen hinter dem Hotel Royal. Der Leutnant war dazu bereit, sofern niemand von dem Handel etwas erführe.

Das Auto und die Krawatte wurden am gleichen Abend ausgetauscht. Am folgenden Tag benützten wir den Wagen, um zu einer illegalen Feier zu fahren, die im Luftschuttkeller der Feuerwehr stattfand. Es war der 17. Mai, der norwegische Unabhängigkeitstag. Öffentliche Versammlungen waren verboten worden, aber man erlaubte uns, zu Hause Musik zu machen und die norwegische Flagge zu hissen. Dies teilte uns Oberleutnant Poetsch mit, als er einen Besuch im Rathaus abstatete.

«Die Leute draussen im Fjord sollen also sehen, dass wir uns frei und glücklich fühlen?» fragten wir.

«Sie haben noch viel zu lernen», erwiderte der Ortskommandant und verliess achselzuckend den Saal.

Nein, wir legten an jenem 17. Mai keinen Wert auf Musik

oder Fahnenzeremonien. Dagegen entschlossen wir uns, trotz des deutschen Verbotes eine kleine Feier zu veranstalten. Die Teilnehmer bestanden aus den Ratsmitgliedern und einigen Angehörigen der Feuerwehr. Es war zwar kein richtiges Fest, aber wir hatten immer noch etwas deutsches Bier und einige Zigaretten.

Als ich in den Keller hinunterstieg und die flackernden Kerzen in den leeren Flaschen sah, hatte ich den Eindruck, eine Szene aus einem russischen Drama zu sehen. Wir empfanden alle das Bedürfnis, einmal ruhig beieinander zu sein und über unsere Erfahrungen zu sprechen, um einen gewissen Ausblick in die Zukunft zu gewinnen. So sassen wir also in dem feuchten Keller und unterhielten uns über die Geschichte unseres Volkes. Es war, als bemühten wir uns, zu Selbsterkenntnis zu gelangen, um aus der lebendigen Vergangenheit Kraft und Vertrauen zu schöpfen. Wir besaßen Schätze, die uns niemand rauben konnte, besaßen die Überlieferungen einer alten Kultur und fühlten uns doch als ein junges Volk. Unsere Gedanken schweiften zu dem alten Manne, der mit seiner eindrucksvollen, aufrechten Gestalt unser Volk und unsere Geschichte versinnbildlichte. Wir dachten an unseren König. Seit er vor fünfunddreissig Jahren auf den norwegischen Thron berufen wurde, gehörte er als etwas Selbstverständliches zu uns. Er war ein lebendiger Teil der Verfassung. Vielleicht waren wir uns nicht einmal über unsere Zuneigung zu diesem freundlichen und einfachen Mann klar geworden. Sein Wahlspruch «Alles für Norwegen» stand auf unseren Münzen. Wir hatten ihn so oft gelesen, dass wir nichts Besonderes mehr dabei

dachten. Nun, da er sich in tödlicher Gefahr befand, begannen wir seine Lebensarbeit zu schätzen. Durch den Tromsøer Rundspruch waren wir in der Lage gewesen, ihm auf seiner Reise im Norden zu folgen. Sie führte ihn durch Städte und Dörfer, die deutsche Bomber in Trümmer gelegt hatten. Stolz erkannten wir, dass unsere Flagge frei wehte, solange unser König frei war. Wir schworen ihm ewige Treue.

Natürlich sagten wir das, was ich jetzt erzähle, nicht wörtlich. Je dramatischer die Ereignisse wurden, umso schwerer war es, sie in Worte zu fassen. Aber wir empfanden all das in unserem Innern. Die ganze Atmosphäre und die Lieder, die wir vor uns hinsummten, waren davon erfüllt.

Dann gingen wir in Gruppen von zwei und drei nach Hause, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu ziehen.

Der schöne, wenn auch etwas kalte Frühling des Jahres 1940 offenbarte sich für uns auf eine charakteristische Weise. Der beissende Geruch der unaufhörlich explodierenden Granaten, schlaflose Nächte und eine ständige Übermüdung prägten unserem Leben den Stempel auf. Den stärksten Eindruck machten die Granaten. Wir lernten die Geräusche des modernen Krieges kennen. Bald vermochten wir das schwere Dröhnen eines grossen Bombers vom leichten Summen eines Jagdflugzeuges zu unterscheiden. Wir erkannten den Unterschied zwischen dem Donnern eines Schiffsgeschützes und dem bellenden Klang einer Landbatterie. Das Rattern der Maschinengewehre klang über der See anders, als wenn die Flugzeuge

über unseren Köpfen fochten. Wir hörten, wie Bomben im Wasser explodierten, wobei der Knall teilweise aufgesogen wurde. Und alle diese Geräusche fanden, jedes auf seine Art, in den Bergen ihr Echo. Wenn wir anfangs nicht genau feststellen konnten, um was es sich handelte, so brauchten wir nur das Echo abzuwarten, das die Eigenart der verschiedenen Geräusche verstärkt wiedergab. Diese Kenntnis erwies sich als sehr nützlich. Wir lernten, uns entsprechend zu verhalten. Das wilde Heulen der Haubitzgranaten der Batterie in Hakvik veranlasste uns, besonders auf der Hut zu sein. Wir erkannten es genau so, wie wenn man beim Telephon an der Art des Läu- tens ein Ortsgespräch von einem Ferngespräch unterscheidet. Die Gefahr entsprach nicht immer der Kraft und dem Umfang des Lärms. Herunterfallende Granatsplitter verursachten ein Geräusch wie milder Regen, aber es war ratsam, vorsichtig zu sein. Viele Leute wurden von diesen schrecklichen Stahlsplit- tern mit ihren scharfen, gezackten Ecken verletzt.

In einer Nacht hörten wir einen neuen Klang in dem schrecklichen Orchester. Vom Gelände der Eisenerzgesell- schaft am Hafendamm kamen schwere Explosionen. Man hör- te jedoch das Heulen von Granaten nicht vorher, und wir konnten auch nicht feststellen, woher sie kamen. Es waren Sprengungen. Zunächst verstanden wir nicht, um was es sich handelte, bald jedoch lernten wir ihre Bedeutung kennen. Da die Deutschen einsahen, dass sie die Stadt nicht halten konn- ten, begannen sie mit Sprengungen, genau wie sie vorher ihre eigenen Schiffe in die Luft gesprengt hatten, als sie erkannten,

dass die Seeschlacht verloren ging. Der Gegner sollte so wenig wie möglich Freude an seinem Sieg haben.

Sprengfachleute waren als Zivilisten verkleidet über Schweden gekommen. Sie arbeiteten eifrig, und wir schätzten, dass sie pro Nacht Werte von 100'000 Pfund Sterling vernichteten. Einige Tage später gelang es uns, die schwedische Regierung davon in Kenntnis zu setzen, dass diese Spezialisten des Roten Kreuzes in erster Linie den Besitz der Schwedischen Eisenerzgesellschaft in Narvik in die Luft sprengten.

Zunächst bestritten die Deutschen diese Sabotageakte. Sie erklärten, es handle sich dabei um die Wirkung der britischen Beschiessungen. Direktor Hoel legte Protest ein im Namen der schwedischen Gesellschaft, aber die Deutschen hielten es nicht für notwendig, darauf zu antworten.

Tag für Tag sass Direktor Hoel in seinem Bureau. Er war eine eindrucksvolle Persönlichkeit im Alter von etwa 60 Jahren mit einem breiten, aber sehr freundlichen Gesicht. Als junger Ingenieur war er in die Gesellschaft eingetreten und hatte den Bau jener riesigen Hafendämme und Werkstätten geleitet, die nun in die Luft flogen und nur noch Haufen von Trümmern und verbogenen Eisenstangen bildeten. Jede Nacht zwischen elf und ein Uhr begannen die Sprengungen, und die Leute, die Betten besaßen, mussten sich darin festhalten, damit sie nicht vom Luftdruck hinausgeschleudert wurden. Nun empfahl es sich wirklich, auf dem Boden zu schlafen.

Nach und nach flogen alle elektrischen Lokomotiven in die Luft. In der Nacht, als der riesige Lokomotivschuppen gesprengt wurde, blieb in der Ersten Strasse nicht eine Scheibe

ganz. Am folgenden Tag schossen die polnischen Haubitzen das Grand Hotel und britische Granaten das Hotel Royal in Brand. Das Hotel Royal wurde nicht vollständig zerstört, aber es gab Löcher in den Wänden, so dass die Deutschen es eilig verliessen.

Nach ihrem Verschwinden durchsuchten wir das Quartier und fanden eine Menge interessanter Dinge, darunter auch Gegenstände, die den englischen Konsularbeamten gehört hatten. Ferner fanden wir einige ausgezeichnete Fernstecher und einen Vorrat herrlicher Rebhühner, anscheinend für die deutschen Offiziere bestimmt.

Am nächsten Abend wurden die Rebhühner mit Rahmsauce im Hause des Stadtrichters serviert. Konsul Gibbs sass am oberen Ende der Tafel und trug wieder einen gebügelten Anzug. Er versprach, mich zu einem Essen an Bord der britischen Zerstörer im Fjord einzuladen und war imstande, sein Versprechen einige Tage später einzuhalten.

Wir machten guten Gebrauch von den deutschen Feldstechern. Überall wurden Beobachtungsposten aufgestellt, um die militärischen Operationen zu verfolgen. Durch Oscars Bericht wusste ich ungefähr, wie die Besetzung der Stadt vor sich gehen würde. Man rechnete mit einem Sturmangriff, weshalb es für uns besser wäre, uns ausserhalb der Feuerlinie zu halten.

Selbst die Deutschen schienen etwas zu erwarten. Der Ortskommandant hatte den grössten Teil seiner Papiere durch das Feuer im Grand Hotel verloren. Er zog in ein Bureau der Ge-

werbeschule, gegenüber dem Rathaus, wodurch die Herrschaft wesentlich an Straffheit verlor.

Es wäre falsch, zu behaupten, dass die Deutschen Angst bekommen hätten, aber offensichtlich freute es sie nicht mehr, die Rolle der Herren zu spielen. Sie erkannten, dass Narvik bald den Engländern in die Hand fallen würde, und die Formen der Neuen Ordnung lösten sich nach und nach auf.

Als die Sprengfachleute ihre länglichen Kisten zum Kraftwerk bei der Brücke brachten, trafen wir mit Karten und Plänen auf dem Schauplatz der Handlung ein, um zu beweisen, dass die Anlage nichts mit der Eisenerzgesellschaft oder der Eisenbahn zu tun hatte, sondern nur der Stadtbeleuchtung diene. Das Kraftwerk entging daher in dieser Nacht der Zerstörung.

Auch in anderer Weise konnten wir das Nachlassen des deutschen Eingriffes feststellen.

Unser energischer Chefarzt vollbrachte Leistungen, die an Wunder grenzten. Bisweilen verbrachte er den ganzen Tag am Operationstisch. Die Deutschen schätzten ihn derart, dass sein Name von der Liste der Geiseln gestrichen wurde. Bald stellten sie fest, dass ihre eigenen Ärzte bei Weitem nicht soviel taugten.

Durch das Spital erhielten wir von Zeit zu Zeit weitere Nachrichten über das Benehmen der Soldaten. Sie verrieten zwar an der Schwelle des Todes nicht etwa militärische Geheimnisse oder sonst etwas, aber sie wurden im Allgemeinen menschlicher. Besonders die österreichischen Soldaten schienen ein gewisses Schamgefühl zu besitzen und waren für die gute Behandlung dankbar. Die Deutschen dagegen blieben

meist hart und verschlossen. Sie sprachen nicht viel, erhoben jedoch lebhaft Einspruch dagegen, in die oberen Stockwerke des Spitals verbracht zu werden.

Ich besuchte das Spital beinahe täglich, und hier traf ich zum erstenmal Dr. Kant. Er war als Zivilperson über Schweden gekommen und schimpfte in den ersten Tagen reichlich über die Stadt. Wir vernahmen, dass die deutschen Offiziere sich vor Doktor Kant tief verneigten. Im Spital lehnte er es ab, sich in Besprechungen über ärztliche Angelegenheiten einzulassen, obwohl er regelmässig alle Zimmer besuchte und beim Eintreten «Heil Hitler!» rief.

Dr. Kant gehörte zu jenem unangenehmen Typus, der auf den Tisch schlägt, wenn er über politische Dinge spricht, und der die Kellner anfährt, wenn zuviel oder zuwenig Schaum auf dem Bier ist. Ein österreichischer Soldat, der ein Bein verloren hatte und nicht sicher war, ob man ihn heimschicken würde, flüsterte uns zu, dass Kant der Gestapo angehöre. Sein Besuch bedeute, dass der Teufel los sei.

Ob es nun auf Anregungen dieses «Doktors» zurückzuführen war oder nicht, jedenfalls ersahen wir aus anderen Anzeichen, dass etwas im Gange war. Unsere Bewegungsfreiheit wurde erneut eingeschränkt. Alle Häuser, von denen man Aussicht auf das Meer hatte, mussten verlassen werden. Karten wurden angeschlagen, in denen neue verbotene Zonen eingezeichnet waren. Die Bekanntmachungen enthielten geheimnisvolle Drohungen, falls diese Gebiete betreten würden. Wir wussten aber genau, um was es sich handelte. Die Deutschen hatten Minen an den Strand gelegt, um eine Landung zum

reinsten Selbstmord zu gestalten. Die Karten trugen das Datum des 26. Mai.

In der folgenden Nacht brachte ein Posten, der vom Dachgeschoss eines Hauses aus das Meer beobachtete, die aufregende Nachricht, dass eine ganze Flotte in den Fjord einfahre. Die Schiffe fuhren aufgeschlossen in höchster Geschwindigkeit. Flugzeuge begleiteten sie. Es sah nicht so aus, als handle es sich um eine gewöhnliche Patrouillenfahrt. Die Nachricht verbreitete sich sofort durch geheime Kanäle. Diesmal schien es Ernst zu werden.

Wir hatten damit gerechnet, dass es einen harten Kampf geben würde, bis die Stadt wieder frei sei, aber die überwältigende Wildheit dieses Angriffs überstieg doch alle Erwartungen. Sie war unbeschreiblich. In der Nacht hörte man eine einzige Folge von Explosionen. Von beiden Seiten der Halbinsel dampften die britischen Schiffe heran. Vom Dach und den obersten Stockwerken des Spitals aus konnten wir den Kampf sehen. In dieser Nacht besuchte ich das Spital sehr spät und vermochte daher den dramatischen Kampf wie in einem Theater zu verfolgen. Selbst der Vorhang und die Schleier fehlten nicht. Die Luft war ruhig. Die rote Farbe der Berge wurde gemildert durch Schäfchenwölkchen, die an den Gipfeln zu kleben schienen und schliesslich in einem ruhigen Blau dahinschmolzen.

Zunächst glaubten wir, dass die Landung im Süden stattfinden würde. Die Häuser auf der entgegengesetzten Seite des Hafens standen unter heftigem britischem Granatfeuer. Gott sei Dank war die Zivilbevölkerung evakuiert worden. Wir

wussten, dass kleinere deutsche Abteilungen dort untergebracht waren. In dieser Nacht wurde ein Haus nach dem anderen getroffen und ging in Flammen auf. Bald bildeten die brennenden Gebäude eine einzige Flammenkette dem Strand entlang.

Dann wurde das Artilleriefeuer nach Norden verlegt. Einige Granaten platzten über der Schule. Ich wusste, dass Ellen und Siri sich im Hause des Schuldirektors aufhielten, das neben dem öffentlichen Park lag. Von einem Freund begleitet, fuhr ich mit einem Krankenwagen hin. Der Umzug wurde in wenigen Minuten bewerkstelligt, obwohl es eine Verzögerung dadurch gab, dass die Lehrersfrau darauf bestand, einen kleinen dicken Hund mitzunehmen, der halbtot vor Schreck davongerannt war. Als wir auf unseren Beobachtungsposten im Spital zurückgekehrt waren, traf eine Granate das Haus des Lehrers.

Nun raste das Artilleriefeuer über dem nördlichen Teil der Stadt, besonders über die Gegend des Hafens von Vasnik. Granaten fuhren wie Flammenbündel durch die Häuser, und wir begannen bereits das Schlimmste zu befürchten, da nur der untere Teil der Stadt vollkommen geräumt worden war. Die Deutschen hatten einige kleinkalibrige Geschütze auf den Abhängen des Berges aufgestellt, und auf dem Gebiet der Eisenerzgesellschaft feuerte ein Fliegerabwehrgeschütz in der Richtung auf Ankenesstrand. Das bedeutete, dass die Polen gegen die See vorrückten. Die Deutschen dagegen konzentrierten ihr Feuer auf die Oyjord-Halbinsel. Sie schienen es weniger auf die Schiffe als auf die Truppen auf der anderen Seite abgesehen zu haben. Wir stellten einige direkte Treffer bei den Häu-

sern am kleinen Fährhafen fest. Das Feuer der Deutschen wurde jedoch ständig schwächer. Ihre Geschütze wurden nach und nach zum Schweigen gebracht.

Einer der britischen Zerstörer näherte sich dem Strand im Rombakkenfjord und eröffnete das Feuer gegen einen bewaldeten Grat, der sich oberhalb des Meeres erhob. Nach jedem Schuss wurden Bäume und Erdschollen in die Luft geschleudert.

Gegen Mitternacht trafen Truppen in kleinen Landungsbooten aus der Richtung von Oyjord ein. Wir wussten, dass es nun nördlich der Stadt zum Handgemenge kommen würde. Das Gebiet war frei von Landminen. Wir blieben an den Fenstern des Spitals stehen und zitterten vor Aufregung. Granatsplitter flogen an die Wände, so dass wir uns ducken mussten, aber wir verliessen unseren Posten nicht. Das Schauspiel war zu faszinierend.

Verwundete Soldaten krochen aus ihren Betten. Einige britische Patienten, die wir in getrennten Zimmern untergebracht hatten, kamen herangehumpelt. Wir hatten Meldung erstattet, dass ihr Zustand hoffnungslos sei. Nun tauchten sie plötzlich auf und brachten ihre Feldstecher mit, die sie versteckt hatten. Die Gläser wurden den Krankenpflegerinnen, Ärzten und Besuchern und schliesslich den deutschen und englischen Verwundeten gereicht. Die Deutschen sahen ein, dass sie am folgenden Tag Gefangene sein würden und wurden kränker und höflicher, je weiter die Nacht vorschritt.

Nun sahen wir die angreifende Truppe landen. Wir hörten das Rattern der Maschinengewehre und die kurzen Explosio-

nen der Handgranaten. Eine Zeitlang schien es, als ob die Deutschen den Wald halten würden, aber plötzlich liess ihr Feuer nach. Eine Stunde nach der Landung wurde das Getöse schwächer. Die Wiedereinnahme von Narvik hatte gute vier Stunden in Anspruch genommen.

Wir sahen, wie die deutschen Soldaten im Süden der Stadt abzogen. Sie verliessen das Telegraphenamnt und lösten sich in kleine Gruppen auf. Wir sahen sie die Erste Strasse hinunter und weiter unten gegen Beidsfjord marschieren. Die letzte Gruppe sprengte die Batteriestellung auf dem Gelände der Gesellschaft. Da sich in der Nähe ein riesiges Kohlenlager befand, geriet auch dieses in Brand. Es war unser letzter Kohlenvorrat.

Am folgenden Morgen befand sich ausser den Verwundeten im Spital kein einziger Deutscher mehr in Narvik. Unsere Truppen waren jedoch noch nicht eingerückt, so dass eine sonderbare und unsichere Stimmung über der Stadt lag. Wir waren alle sehr müde.

«Ihr seht alle bleich und glücklich aus wie eine Neuermählte nach der Hochzeitsnacht!» Mit diesen Worten begrüßte uns Herr Njöten, als er mit einem Wagen vorfuhr, der mit Leichen deutscher Soldaten beladen war, die er in der Nähe des Bahnhofs aufgelesen hatte.

Im Laufe des Vormittags machte ich einen Spaziergang in der Richtung auf den Friedhof. In einem Hain hatten Fremdenlegionäre Stellung bezogen. Ich winkte und rief ihnen etwas auf Französisch zu, so gut ich es vermochte. Ein Berufssoldat

von riesigem Wuchs kam auf mich zu. Er erzählte mir, dass seine Leute Befehl erhalten hätten, an dieser Stelle stehen zu bleiben. Es sei daher besser, wenn ich zur Stadt zurückginge und die Einwohner anweise, sich ruhig zu verhalten. Die Legionäre würden bald eintreffen. Um es zu bestätigen, küsste er mich auf beide Wangen. Der Teufel soll's holen, dachte ich, dass die Deutschen die ganze Rasierseife verbraucht haben.

Die Franzosen kamen, liessen jedoch freundlicherweise den norwegischen Truppen, die am Sturm auf die Stadt teilgenommen hatten, den Vortritt. Der erste blonde Norweger, der einmarschierte, war der Sohn des Stadtbäckers. Wir fuhren ihn in einem fahngeschmückten Wagen zu seinen Eltern, die ihn herzlich umarmten. Sie hatten seit Beginn des Kriegs von ihm keine Nachricht erhalten.

Hierauf fuhren wir zum Hause des Stadtrichters, um Konsul Gibbs und seine Kollegen zu holen. Der Wagen wurde mit britischen, französischen und polnischen Fahnen geschmückt. Wir fuhren die Erste Strasse hinauf und hinunter. Die norwegische Fahne flatterte erneut über dem Rathaus, und sie wirkte schöner denn je zuvor.

Zehntes Kapitel

EIN NUTZLOSER SIEG

Wir waren wieder frei. Die Leute kamen aus den Luftschutzkellern hervor, lachten und trafen einander in bester Stimmung. Endlich war der Tag gekommen. Es war ein Sonntag. Wir bedauerten nur, so müde zu sein, dass wir es gar nicht richtig geniessen konnten. Trotzdem gingen die meisten nicht zu Bett.

Wir zogen Erkundigungen darüber ein, was sich an der Front ereignet hatte. Die norwegischen Soldaten, die die schweren Kämpfe in den Bergen mitgemacht hatten, gaben uns eine lebhaft Beschreibung der Kämpfe um die Stadt. Sie hatten in Schneehütten übernachtet und seit Tagen nichts Warmes gegessen. Die deutschen Flugzeuge brachten ihnen viele Verluste bei, bis sie es lernten, Deckung zu suchen.

Überall hatte auch die Zivilbevölkerung schwer gelitten. In Bjerkvik brachten sich die Bauern im Wald in Sicherheit, nachdem sie durch den Rundfunk gewarnt worden waren. Als sich nichts ereignete, kehrten sie wieder in ihre Häuser an der Küste zurück. Viele kamen bei der Wiedereroberung der Stadt um.

Die Einnahme Narviks kostete die Verbündeten 150 Mann,

von denen die eine Hälfte auf die Legion, die andere auf die norwegischen Streitkräfte entfiel. Wunderbarerweise wurden von der Zivilbevölkerung nur einige wenige verwundet und nur ein Mann getötet, ein junger Matrose, der gerettet worden war, als die Norge am 9. April sank.

Wir besuchten die Fremdenlegionäre, die in die Unterstände eingezogen waren, welche die Deutschen in Framnes errichtet hatten. Sie beabsichtigten, noch in derselben Nacht Stellungen ausserhalb der Stadt zu beziehen. Die Fremdenlegion bestand aus Soldaten aller Nationen und kam aus Afrika, um unter dem Polarkreis zu kämpfen. Ihr Oberst war ein Wiener. Als wir eintrafen, trank er gerade mit seinen Offizieren eine Tasse Tee. Wir fragten ihn, ob wir etwas für ihn tun könnten, insbesondere, ob wir ihm nicht bessere Quartiere zur Verfügung stellen sollten. Er dankte uns, erklärte jedoch, er übernachtete lieber mit seinen Leuten im Freien. Da sie keine Fliegerabwehrgeschütze besaßen, so hielten sie es für besser, in den Wäldern hinter der Stadt Zuflucht zu suchen. Er bat nur um Kognak für seine Verwundeten und um Gräber für die Toten.

Am folgenden Abend wurde zu später Stunde eine Messe in der Kirche gelesen. Dabei amtierten unser junger Pfarrer und der französische Feldpriester. Drei mit Flaggen bedeckte Säрге waren vor dem Altar aufgestellt, als Symbol für die gefallenen Franzosen, Briten und Norweger. Auf dem Friedhof standen Reihen von Särgen, die alle in ein gemeinsames Grab hinuntergelassen wurden. Soldaten, Offiziere und Bürger erwiesen den Toten die letzte Ehre. Wir kannten einander nicht,

und die Verschiedenheit der Sprache machte es schwer, sich zu verständigen. Trotzdem fühlten wir uns vor diesem offenen Grab als eine grosse Familie. Ihr Name lautete: «Freiheit». Sie war über die ganze Erde verbreitet; sie war stark und gross, wenn man ihr nur Gelegenheit gab, ihre Kraft zu zeigen. Hier, unter der Mitternachtssonne, hatten wir alle dem Ruf Folge geleistet und nun unseren ersten Sieg zu Lande errungen. Die Toten waren nicht umsonst gewesen.

Am folgenden Tag gab man uns zu verstehen, dass es gut wäre, wenn Frauen und Kinder die Stadt verliessen. Die Deutschen hatten früher bereits norwegische Städte, in denen sie weder Soldaten noch Befestigungen besaßen, mit ihren Flugzeugen bombardiert. Zweifellos würde Narvik mit äusserster Wut angegriffen werden.

Es war schwer, die nötigen Boote aufzutreiben. Dabei wollten die Leute ihr Heim jetzt nicht verlassen, nachdem die Stadt zurückerobert und wir frei waren.

Kapitän Askim organisierte ein Fliegeralarmsystem, das von den Überlebenden der «Norge» und der «Eidsvold» bedient wurde. Als Sirenen dienten die Kirchenglocken, die grosse Glocke als Zeichen für drohende Gefahr, die kleine als Warnungssignal.

In einer Nacht explodierte ein französisches Geschütz, worauf sofort von der fünften Kolonne gesprochen wurde. Wir wussten, dass es bei uns ausser Sundlo keine Quislinge gab, aber es bestand immerhin die Möglichkeit, dass die Deutschen Spione in Zivilkleidung zurückgelassen hatten. Über einen

Spion erhielten wir Nachricht. Vor der Wiedereinnahme der Stadt hatte sich ein österreichischer Soldat mit einer norwegischen Familie angefreundet, nachdem er erklärt, gegen die Nationalsozialisten zu sein. Er sagte, dass er desertieren würde, worauf ihm die norwegischen Freunde Zivilkleidung gaben und ihn während der letzten Tage des Kampfes in einem Keller versteckten. Er blieb einige Tage nach der Befreiung in der Stadt. Nun war er verschwunden.

Wieder einmal der alte Trick, indem man unser gutes, dummes, demokratisches Gemüt ausnützte!

Wir hatten wieder Verbindung mit der Aussenwelt. An einem Morgen kam ein Ferngespräch vom norwegischen Kriegsministerium, das nun in Tromsö lag. Man beglückwünschte uns und erteilte uns Instruktionen. Ich erkannte die Stimme. Es war die meines Vaters. Er hatte sich mit dem Gefolge des Königs nach dem Norden begeben.

Von allen Seiten liefen Glückwünsche ein. Nicht umsonst waren wir die erste Stadt, die von den Alliierten zurückgewonnen wurde. Aus Tromsö kamen Vertreter des Regierungs-Presse-Dienstes. Wiederum gab es Interviews und Radiogrüsse. Schwedische Journalisten trafen ein. Sie wollten vor allem wissen, ob es bei uns Quislinge gab.

Die Geschichte von Konsul Gibbs und den Rebhühnern wurde in allen Einzelheiten vom Rundfunk in Tromsö wiedergegeben. Jeder war unbedingt überzeugt, dass im Sektor von Narvik ein bleibender Sieg errungen worden war.

Auch militärische Besuche kamen. Ein britischer General und ein britischer Admiral erschienen in der Stadt. Der Admi-

ral war ein Lord und sah aus wie einer jener würdigen und vornehmen Herren, die man auf den Etiketten der Kognakflaschen mit drei Sternen abgebildet sieht. Die Fremdenlegionäre hielten in Vasvik eine Parade vor den Besuchern ab. Seine Lordschaft war ein wenig ungeduldig, als fürchtete er, dass sein Tee kalt würde. Deutsche Bomber kreisten über unseren Häuptern. Hätten sie gewusst, welche vornehme Personen sich an diesem Morgen auf dem Hafendamm der Fähre befanden, so würden sie sich gewiss nicht darauf beschränkt haben, die Schiffe zu bombardieren. Die Gäste konnten jedoch in Sicherheit abreisen und die Legionäre in ihre Stellungen zurückkehren.

Bald sahen wir wieder das bekannte Schauspiel, wie die Zerstörer im Fjord im Zickzackkurs den bombardierenden Haubitzen zu entrinnen suchten.

Einige Tage später wurden polnische Offiziere und Soldaten im Triumph in der Stadt empfangen. Sie hatten den Berg südlich der Stadt eingenommen. Beidsfjord war von den Deutschen befreit. Die Norweger, die an ihrer Seite gefochten hatten, sagten, sie hätten wie Wahnsinnige gekämpft. Für sie schien es wichtiger zu sein, Deutsche zu töten, als eine taktisch wichtige Stellung einzunehmen.

«Hier in Norwegen haben sie sich wie die Engel aufgeführt», sagten sie zu uns, «aber wartet nur. Wenn ihr noch weiter mit ihnen zu tun habt, werdet ihr sehen, wie sich das Bild ändert!»

Wir erfuhren, dass Bodö bombardiert und genommen worden war. Die allgemeine militärische Lage im Lande schien hoffnungslos zu werden. In gewissen südlichen Bezirken wei-

gerten sich kleine Abteilungen, den Kampf aufzugeben und führten in den Wäldern und Bergen einen Partisanenkrieg. Dieser Kampf konnte jedoch nur eine Zeitlang geführt werden, bis sich die Deutschen wieder aufgerafft hatten.

Ihr Versuch, Quislinge zu verwenden, war jedoch gescheitert. Es gab deren eben nicht genug. Die norwegische Verwaltung in Oslo war von einem Rat leitender Beamten übernommen worden, aber selbst diese provisorische Regelung schien nur getroffen zu sein, um Zeit zu gewinnen.

Im Bezirk von Narvik war die Lage umgekehrt. Die Reste der Armee General Dietls hatten sich in die Berge zurückgezogen und eine Stellung an der Eisenbahnlinie ausgebaut. Die Deutschen waren von drei Seiten eingeschlossen, und es blieb ihnen bald keine andere Wahl, als entweder vernichtet zu werden oder auf schwedisches Gebiet zu fliehen, wo sie entwaffnet und interniert werden würden. Wir wussten, dass jenseits der Grenze bedeutende Streitkräfte standen.

Am Anfang hatten wir gegenüber unseren schwedischen Brüdern ein bitteres Gefühl, aber mit der Zeit verstanden wir ihre Lage besser. Wie uns selbst, traf der Krieg auch Schweden schlecht vorbereitet. Zwar war es als Volk grösser und verfügte auch über eine bedeutendere militärische Macht, aber es hatte den grössten Teil seiner Munitionsvorräte im vergangenen Winter nach Finnland gesandt, so dass es nicht in der Lage war, uns zu helfen.

Dann kamen die Flugzeuge, um Narvik zu bombardieren. Beim ersten schweren Angriff versuchten sie, die Bureaux der

Zivilverwaltung zu zerstören. Da die Scheiben durch Granatsplitter der polnischen Haubitzen zerstört worden waren, hatten wir bereits früher unsere Bureaux aus dem Rathaus in das Gebäude der Feuerwehr verlegt. Von diesem Hause waren nur das Kellergeschoss und der erste Stock fertiggestellt. Während der Krise fehlte es an Geldmitteln, um das Gebäude zu vollenden, das ursprünglich als Gemeindehalle geplant gewesen war. Dann legten wir die Pläne in die Schublade und versahen das halbfertige Gebäude mit einem Dach.

Als die Bombardierung begann, befanden sich einige hundert Personen im Luftschutzkeller. Die Bomben explodierten in der Gegend jenseits der Eisenbahn. Der dort befindliche Häuserblock ging in Flammen auf, aber es gelang uns, einige Verletzte zu bergen. Ich brachte mit Finn auf einem Lastwagen eine alte Frau, der ein Bein abgerissen worden war, und einen alten Bekannten, einen Ingenieur, zum Spital. Dieser klagte darüber, dass der untere Teil seines Körpers unempfindlich geworden sei. Er sprach noch ganz ruhig während der Fahrt, starb jedoch bei seiner Ankunft. Er hatte das Rückgrat gebrochen.

Wir sahen nun ein, dass wir soviel als möglich Leute evakuieren mussten. Unsere Boote fassten jedes nicht mehr als zwanzig bis dreissig Personen. Wir telephonierten an alle Behörden in den Bezirken der Umgebung, erhielten jedoch überall Bescheid, dass sie alle weggefahren seien. Dagegen versprach der Polizeidirektor von Harstad, uns einige Fischdampfer zur Verfügung zu stellen, sobald er welche bekommen könne.

Eines Nachts hielten wir eine Versammlung im Bureau der Eisenerzgesellschaft ab. Es lag neben dem Tunnel, den man jetzt als den einzig sicheren Ort in der Stadt betrachten konnte. Während der Sitzung teilte man mir mit, dass ein Engländer draussen sei und hereinzukommen wünsche. Ich ging hinaus, um ihn zu begrüßen. Es war ein junger Mann in Regenmantel und englischem Helm, der Norwegisch mit englischem Akzent sprach. Er stellte sich als Leutnant Patrick Job vor und wollte mit uns wegen der Räumung der Stadt verhandeln, da er Schiffe zur Verfügung hatte.

Ich bat ihn einzutreten. Wenn er als Sendling des Himmels gekommen wäre, so hätte er nicht zu gelegenerer Zeit erscheinen können. Er teilte uns in einem seltsamen, primitiven Norwegisch mit, dass er zur königlichen Marine gehöre, aber abkommandiert worden sei, um die Räumung der Stadt zu überwachen. Zu diesem Zwecke hatte er auf den Lofoten hundert Fischdampfer gemietet. Die Schiffe sollten in Gruppen von fünf oder sechs in den Hafen von Narvik einlaufen. Als Erkennungszeichen trugen sie ein rot-weisses Zeichen am Bug und die Fahne am Heck statt am Bug. Die Räumung von Bodö war bereits von ihnen bewerkstelligt worden. Nun sollte Narvik an die Reihe kommen. Sieben Dampfer lagen bereit, um nach Oyjord zu fahren. In zwei Stunden sollten sie in See stehen. Es war Mitternacht, und es würde nicht leicht sein, die Leute zu bewegen, sich so rasch zur Abreise fertig zu machen. Der Leutnant gab zu, dass die Zeit nicht günstig war, aber es

sei Eile geboten. Er musste drei- bis vierhundert Frauen und Kinder an Bord bringen.

Während er dies vorbrachte, sass er neben dem Schreibtisch des Direktors und baumelte verlegen mit den Beinen, die in Seemannsstiefeln steckten. Als er den Helm abnahm, sah er mit seinem wirren blonden Haar und dem Lächeln auf dem sonnenverbrannten Gesicht noch jünger aus als zuvor.

Ich glaube, dass die meisten von uns ihn unwillkürlich mit den jungen Offizieren verglichen, die man jetzt aus Narvik hinausgejagt hatte. Diese waren harte Krieger, die von Welt-eroberungsplänen träumten. Hier dagegen sass ein Schuljunge, der sich als Offizier recht schüchtern benahm. Er war an Land gesetzt worden, um Mittel und Wege zu finden, uns Hilfe zu bringen. Das war die Jugend jenes «dekadenten» Englands, das Verluste und Niederlagen auf sich nahm, um schliesslich den Sieg zu erringen.

Wir fragten ihn, wie die Kriegslage sei.

«Miserabel», erwiderte er, «aber nun handelt es sich darum, die Schiffe wegzuschicken.»

«Wohin sollen sie fahren?»

Er wusste es selbst nicht, hatte jedoch Verabredungen mit einem Mann getroffen, der irgendwo bei Kjeldborn in einem Hafen am Telephon sass. Die Schiffe sollten sich im Vorbeifahren mit diesem verständigen, und da der Mann in Verbindung mit den Ortsbehörden stand, konnte er jedem einzelnen Schiff den Bestimmungsort bekanntgeben.

Wir sandten Lastwagen nach allen Luftschutzkellern und liessen die Frauen und Kinder aufnehmen. Der Leutnant fuhr nach Vasvik und winkte dort mit einer riesigen gelben Fahne.

Ein Boot nach dem anderen fuhr über den Fjord und nahm seine Fracht schläfriger Kinder und aufgeregter Mütter an Bord. Jedes Boot hatte einen Führer, der während der Fahrt eine genaue Liste der Passagiere anlegte, für deren Eintreffen er verantwortlich gemacht wurde.

Job stand am Hafendamm, lächelte die Kinder an, fluchte mit den Matrosen und winkte mit seiner Fahne. Wir lieferten die Fracht ab, aber es dauerte bedeutend länger als eine Stunde, bis die letzten Familien die überflüssigen Koffer mit Tischtüchern und Silberlöffeln zurückgesandt hatten. Jede Frau durfte nur das mitnehmen, was sie selbst tragen konnte. Die Evakuierung sollte am nächsten Tag fortgesetzt werden.

Auf dem Heimweg fragten wir Leutnant Job, ob er bereits ein Quartier und sein Gepäck besäße, ferner, wo er sein Norwegisch gelernt habe, das ihm jetzt gute Dienste leistete, obwohl es nicht gerade akademisch klang. Er erzählte uns, er habe seine Ferien oft an der norwegischen Küste verbracht, um zu fischen, und dabei von den Fischern Norwegisch gelernt. Vor dem Kriege besaß er ein seetüchtiges Fischerboot. Er hatte noch kein Quartier und führte lediglich eine Zahnbürste und ein Paar frischer Socken als ganzes Gepäck mit sich.

Am folgenden Tag besuchten wir Konsul Gibbs im Hause des Stadtrichters. Es herrschte dort eine trübe Stimmung. Offensichtlich waren schlechte Nachrichten eingetroffen. Diese waren vertraulicher Natur, aber wir wussten, dass sie mit der Lage in Norwegen zusammenhingen.

Nachdem wir uns verabschiedet hatten, schlug Job vor, eine Spazierfahrt durch die Stadt zu machen. Es habe keinen Zweck, sich schon vorher Sorgen zu machen, bevor man wusste, was sich ereignen würde. Dagegen gab es genug zu tun. Und was machte es aus, ob die Nachrichten ein wenig besser oder schlechter waren?

Wir fuhren zum Erzhafen. Dort herrschte ein grenzenloses Chaos. Es gab mehr als dreissig Wracks im Hafen. Die Spitzen der Masten und Teile der Schiffskörper ragten aus dem Wasser. Dem Hafendamm entlang lagen noch mehr gesprengte und verlassene Schiffe. Der «Jan Wellern» ragte fast mit dem halben Rumpf aus dem Wasser heraus. Wir gingen an Bord des Schiffes. Die geräumigen Kabinen waren leer. Ausser einem Paar schmutziger Socken fanden wir nichts vor.

Im Bureau musste die Behörde auf dem Laufenden gehalten werden, und daher sollte am gleichen Tage eine Sitzung stattfinden. Die verschiedenen Anordnungen und Befehle mussten vorgelegt und genehmigt werden. Mitten in der Sitzung begann die schwere Glocke zu läuten, die einen Bomberangriff verkündete. Die Flugzeuge befanden sich jedoch auf dem Weg zu einem Ziel weiter im Norden, so dass der Tag für uns ruhig verlief.

Am Schluss der Sitzung erschien ein schwedischer Journalist, der die Botschaft überbrachte, dass das schwedische Rote Kreuz bereit sei, norwegische Kinder aufzunehmen. Er war persönlich durch die deutschen Linien gekommen und berichtete, die Deutschen seien bereit, Gruppen von zehn Kindern in

Begleitung Erwachsener durchzulassen. Offensichtlich freuten sich die Deutschen, selbst eine Atempause zu haben. Wir wussten, dass sie hart bedrängt wurden und gezwungen waren, sich immer mehr in die Berge zurückzuziehen. In den höheren Lagen spürte man den Frühling mit seinem Tauwetter, und das Terrain war nicht günstig für eine kämpfende Truppe. Wir stellten besondere Gruppen auf, die nach Schweden gehen sollten, und wählten dazu meistens solche Leute aus, die ihre Familien oder Verwandten dort hatten.

Am ersten Sonntag, der der Wiedereinnahme von Narvik folgte, hatten wir zum erstenmal richtiges Frühlingswetter. Es war warm, die Strassen waren trocken und schneefrei. Die Bäume trugen zartes Laub. Man zählte den 2. Juni. Während der Nacht schafften wir die letzten Kinder fort, und ich winkte Ellen und Siri ein letztes Lebewohl zu. Sie nahmen einen Handkoffer und eine kleine Tasche mit Bettzeug mit, darunter die alte Trine. Trine trug einen schmutzigen Verband um den Kopf und eine grosse Sicherheitsnadel am Bauch, damit die Sägespäne nicht herausfielen, denn die Kinder hatten vorher im Park Luftangriff gespielt.

Im Laufe des Vormittags kamen die deutschen Bomber. Es waren ihrer etwa dreissig. Sie kreisten in geringer Höhe, in der unbedingten Überzeugung, dass wir über keine Abwehrgeschütze verfügten. Die Schiffe waren abgefahren. Wir konnten daher nichts anderes tun, als dazusitzen und zu warten. Wir machten uns keine Illusionen. Diesmal waren sie gekommen, um die Stadt zu zerstören und die Moral zu untergraben. Sie begannen mit der Ersten Strasse und flogen stadtaufwärts. In

Frydenlund trafen sie den neuen Polizeiposten, der in einem Privathause bei der Kirche untergebracht worden war. Sie versuchten ferner, den Eingang zum Luftschutzkeller der Eisenerzgesellschaft zu erwischen. Job stellte dabei kaltblütig fest, dass nicht eine der fünfhundert Personen, die dort Zuflucht gesucht hatten, entkommen würde, falls er getroffen wurde. Der Tunnel hatte keine Ausgänge, so dass der Luftdruck nach innen wirkte. Aber wir besaßen nun einmal keine anderen, mit Ausnahme von solchen, die nur gegen Bombensplitter Schutz boten.

Wir bestanden die Probe. Ich besuchte alle Luftschutzkeller und stellte fest, dass niemand die Selbstbeherrschung verloren hatte. Wir hatten stets gelehrt, dass man in erster Linie Ruhe bewahren müsse. Wenn Leute ins Rathaus kamen und schluchzten oder weinten, so liessen wir sie so lange im Gang warten, bis sie sich wieder gefasst hatten. Nun waren nur noch Männer und unverheiratete oder kinderlose Frauen da. Die jungen Mädchen hatten meist das Amt von Pflegerinnen oder von Freiwilligen in den öffentlichen Suppenküchen übernommen.

Je mehr Leute sich im Luftschutzkeller befanden, umso besser war die Stimmung. Manche sprachen so laut als möglich, um andere zu verhindern, die Explosionen der Bomben zu hören oder die Einschläge zu zählen.

Der Luftangriff dauerte zwei Stunden. Anscheinend waren es meist 500-Pfund-Bomben, untermischt mit Brandbomben, die abgeworfen wurden. Überall wo sie einschlugen, loderten die Flammen auf und breiteten sich rasch aus. Schweres Feuer

aus Luftmaschinengewehren begleitete das Bombardement. In einer schutzlosen Stadt ruft Maschinengewehrfeuer im Verein mit Bombeneinschlägen das Gefühl äusserster Hilflosigkeit hervor.

Schliesslich trafen die britischen Jagdflugzeuge ein, und nun bot sich uns wenigstens eine Gelegenheit, zu retten, was zu retten war. Es erwies sich unmöglich, das Feuer zu löschen. Wir konnten daher nur versuchen, es einzudämmen und aus den bedrohten Häusern so viel Möbel und Lebensmittelvorräte als möglich fortzuschaffen. Der Brand breitete sich von einem Haus zum anderen aus, und die Hitze war so ungeheuer, dass das hölzerne Material dahinzuschmelzen schien. Wir hofften, dass das Feuer bei dem aus Ziegeln gebauten Haus Danielsens wenigstens vorübergehend haltmachen würde, damit man die Feuerspritzen nachdrücklich einsetzen konnte, aber auch dies erwies sich als unmöglich. Die Fensterscheiben zerbrachen, und in wenigen Sekunden stand das Haus in Brand, worauf die Flammen sofort auf das nächste Gebäude Übergriffen.

Wir sprengten das letzte Haus am Marktplatz, und es gelang uns, wenigstens den nördlichen Teil der Stadt zu retten. Alle Männer und Frauen, die in der Stadt geblieben waren, nahmen am Rettungswerk teil. Man holte alle beweglichen Gegenstände aus den Häusern und stapelte sie in den Strassen auf: Möbel und Kleider, Zahnarztstühle, Käfige mit Kanarienvögeln und Konserven. Diebstähle kamen keine vor.

Das ganze Geschäftsviertel wurde zerstört. Das staatliche

Alkohollager brannte nieder, während alle Türen verschlossen waren. Wir gestatteten nicht, dass eine Flasche gerettet wurde. Als es ruhiger geworden, zählten wir die Verletzten. Wir waren auf wunderbare Weise der Katastrophe entronnen. Nur drei Personen hatten den Tod gefunden. Da das Bombardement mit Spreng- und Brandbomben sich über die Zeit von einigen Wochen erstreckte, lernten wir, unsere Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Nicht ein einziges Mal gab es eine Panik in der Stadt.

Während des Brandes setzten wir Tromsö von unserer Lage in Kenntnis. Mein Vater erschien nochmals am Telephon. Ich erzählte ihm, dass Ellen die Stadt verlassen habe und versuchen würde, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

Die Fliegerangriffe vermochten uns nicht zu beugen, obwohl sie gewisse Störungen verursachten. In den Luftschutzkellern und im Tunnel herrschte die beste Stimmung, aber schliesslich begannen die Leute doch müde zu werden. Die Erregung hält die Moral hoch, sobald aber die Spannung nachlässt, setzt die Reaktion ein. Es überfällt einen eine grosse Traurigkeit, und man ist imstande, sich an jedem beliebigen Ort hinzulegen, um zu schlafen.

In dieser Nacht sandte Leutnant Job einige Boote, die ältere Leute aus der Stadt wegschafften.

Junge Männer traten in den Militärdienst ein, während andere, die arbeitsfähig waren, in der Stadt blieben, um die Eisenbahnlinie und die öffentliche Anlagestelle im Hafen instandzusetzen. Wir stellten eine norwegische Militärmiliz auf, die unter dem Kommando eines norwegischen Offiziers stand.

Die Fremdenlegionäre erschienen nur von Zeit zu Zeit in der Stadt. Eines Abends traf ich ihren Oberst auf der Strasse. Er bedankte sich für eine Sendung Kognak, die wir ihm durch das Spital übersandt hatten, und fragte, ob wir ihm eine neue Fahne liefern könnten; die alte sei in der Schlacht zerstört worden. Er übergab mir eine Zeichnung als Vorlage, doch war es äusserst schwierig, das geeignete Material und das Nähzeug zu finden, um die Fahne herzustellen. Schliesslich spendete die Frau eines Ingenieurs ein Abendkleid, von dem sie annahm, dass man daraus eine Fahne für die Fremdenlegion machen könne.

In den nächsten Tagen war die Lage recht seltsam. Die Kämpfe in unserem Sektor schritten gut vorwärts, aber die Nachrichten aus Belgien, Holland und Frankreich brachen uns fast das Herz. Bald verbreitete sich das Gerücht, dass die alliierten Truppen in den norwegischen Bergen das Land aufgeben müssten. Wir weigerten uns, es zu glauben. Die Deutschen wurden immer näher an die Grenze gedrängt. In diesem Sektor wenigstens war der Sieg ein vollständiger. Ein britischer Generalstabsoffizier erschien persönlich in der Stadt, um sich nach unserer Moral zu erkundigen. Wir erklärten ihm, dass sie gut sei, aber noch besser sein würde, wenn wir eine Batterie Fliegerabwehrgeschütze besässen. Dann erschienen andere ausländische Offiziere und stellten sonderbare Fragen. Nun begannen wir, uns manches zusammenzureimen. Der Kapitän eines der Räumungsdampfer kehrte in die Stadt zurück und berichtete, dass die Briten sich in Harstad einschiffen. Unsere Offiziere wussten nichts davon.

Am 6. Juni war die Fahne der Fremdenlegion fertig. Das frühere Abendkleid hatte nun Gelegenheit, zum Tanz zu erscheinen. Das Banner war rostrot und grün und trug auf der einen Seite das Zeichen der Fremdenlegion, auf der anderen einen Gruss der Stadt Narvik. Ich schlug im Wörterbuch nach einigen französischen Worten nach, da es sicher passend sein würde, eine kleine Ansprache zu halten. In diesem Augenblick erschien der norwegische Verbindungsoffizier, der der Fremdenlegion zugeteilt war, und ich fragte ihn um Rat. Er antwortete, dass er Nachrichten für uns habe. Die Stadt sollte innerhalb von vierundzwanzig Stunden aufgegeben werden. Die Alliierten zögen ihre Truppen zurück. Ich lieferte die Fahne ab und bat ihn, sie der Legion zu übergeben.

Wir setzten uns um die Schreibtische auf dem Feuerwehrturm. Wir sprachen nicht viel. Jemand fragte, ob der Krieg vorbei sei, ob wir ihn verloren hätten. Wir wussten es nicht. Nein, der Krieg konnte nicht verloren sein. Wir entschlossen uns, die Stadt zu räumen und uns nach Norden zu begeben. Der nördliche Teil des Landes war immer noch frei.

Leutnant Job erschien wieder. Er erzählte uns, dass er alle seine Schiffe zurückberufen habe und der nächste Tag der letzte sein würde.

Ich rief Tromsø an. Es war mir klar, dass ich auf telephonischem Wege keine weiteren Auskünfte erlangen konnte, aber es gab uns doch die Kraft, die Räumung zu vollenden. Mein Vater hatte von Ellen und Siri keine Nachricht erhalten. Er flehte mich an, mich nicht der Gefahr auszusetzen, gefangen genommen zu werden.

In dieser Nacht kämpfte die Fremdenlegion ununterbrochen an der Eisenbahnlinie. Wir vernahmen, dass norwegische Truppen weiter landeinwärts Gegenangriffe unternommen hätten. Am nächsten Morgen erschienen die Legionäre in der Stadt. Ich traf den Oberst am Hafen. Man sah sofort, dass er die Lage als eine persönliche Demütigung empfand, aber er blieb bis zuletzt ein Gentleman. Unsere Fahne würde in neuen Schlachten wehen, sagte er, und nun wünsche er das Geschenk zu erwidern. Er wies auf etwa fünfzig Maultiere, die zum Munitionstransport verwendet worden waren. Es erwies sich als unmöglich, die Tiere nach Frankreich zurückzutransportieren. Vielleicht konnten wir sie mitnehmen und – was das Beste sein würde – sie schlachten lassen. Maultierragout mit heisser Sauce schmeckt nicht schlecht, fügte er hinzu. Wir versprachen, unser bestes zu tun, obwohl andere Aufgaben unserer harften, die dringender waren.

Wir betrachteten es als eine Ehre, bis zum letzten Augenblick für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, obwohl es vielleicht zwecklos war. Das Spitalpersonal, der Pfarrer und einige wenige andere Personen sollten bei den Verwundeten bleiben. Wir mussten die Akten der Behörden retten, ferner so viel an Lebensmitteln, als möglich war. Unsere Arbeit wurde durch einen letzten Fliegerangriff unterbrochen, doch fielen diesmal nicht viele Bomben. Leutnant Job hatte als letzten Termin für die Abreise 8 Uhr vormittags festgesetzt. Er sagte, er würde mich in einem kleinen Boot begleiten. Der Termin wurde auf 10 Uhr verlängert. Es blieb daher noch

etwas Zeit, um die letzten Anordnungen zu treffen, doch ging das Telephon bereits nicht mehr. Das Personal auf der Zentrale war fortgegangen. Ich warf den Hörer auf den Schreibtisch. Unsere Stadt arbeitete nicht mehr.

Nun erschien Leutnant Job mit einem Lastwagen, und wir brachten die Archive nach dem Hafen. Ein schwerer Geruch von Russ und Schmutz lag in der Luft. Die Erste Strasse war ein einziger Trümmerhaufen. Sonderbar, wie wenig von den Häusern übrigblieb. Es lag nur noch eine braune Schicht Staub und Schutt da, und da und dort ragten einige Schornsteine aus der Masse hervor wie tote Bäume in einer Nachtmahr. Bettzeug und zerbrochene Möbel lagen auf der Strasse umher.

Als wir beim Hafen anlangten, waren die meisten Schiffe bereits abgefahren. Wir stiegen in ein kleines Boot und fuhren in den Fjord hinaus.

Narvik, du junge, kraftvolle Stadt! Noch vor zwei Monaten waren wir hier glücklich gewesen. Vielleicht war es uns nie so recht zum Bewusstsein gekommen. Zehntausend Menschen lebten hier. Nun blieben ihrer nur noch etwa fünfzig. Der Rauch, der von den letzten Verwüstungen aufstieg, trieb zu uns hin und winkte uns ein trauriges, hoffnungsloses Lebewohl zu.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Gelegentlich kreisten deutsche Flugzeuge über uns, aber wir wussten, dass wir kein lohnendes Ziel waren. Wir fuhren daher ruhig weiter. Am frühen Morgen kamen wir in Harstad an, der weissen kleinen Stadt auf Hindö, Norwegens grösster Insel, die direkt nördlich der Lofotengruppe liegt. Leutnant Job teilte mir mit, dass dort das britische Hauptquartier seinen Standort habe.

Er war der Ansicht, dass auch es bereits fort sei, wir aber möglicherweise noch einige Schiffe antreffen würden.

Wir fuhren in den Hafen ein, als gerade ein grosser Transportdampfer auslief. Es war ein schwarzer Dampfer, so gross wie die norwegischen Überseeschiffe. Ein britischer Zerstörer zog seinen Anker ein. Es war das Schiff Leutnant Jobs. Wir legten uns längsseits, während er sich an Bord begab. Er bat uns zu warten. Einen Augenblick später erschien er mit dem Kommandanten an der Reling. Dieser dankte uns für die Aufnahme des britischen Konsuls und seines Stabes. Nun mussten sie nach England zurück. Er habe Befehle, mich an Bord zu nehmen, falls ich es wünsche. Es sei sicher empfehlenswert, sagte er.

Nein, erwiderte ich, ich müsse nach dem Norden. Unsere Regierung befände sich in Tromsø. Ich sagte ihnen Lebewohl. Job warf mir einen Kamelhaarmantel zu. Er war von einer Art Berkan, wie ihn die britischen Seeoffiziere tragen.

Das Fischerboot fuhr davon, während der Zerstörer mit seiner Schiffsschraube das Meer peitschte.

Wir begaben uns in die Stadt. Hier und da sahen wir die Wirkung der Bomben, aber im Allgemeinen war die Stadt nicht schwer beschädigt. Wir fragten die Leute am Hafen, ob es viele Evakuierte aus Narvik hier gäbe.

Ja, erwiderten sie, aber nicht aus der jüngsten Zeit.

Ein Fischer, der sein Boot neben dem unsrigen festmachte, erzählte uns, dass er aus Kjeldbotn stamme. Die Narviker Boote seien dort gesichtet worden. Anscheinend fuhren sie

nördlich an Harstad vorbei. Es gingen viele Gerüchte herum. So fragte er, ob wir viele Tote gehabt hätten und ob von der Stadt noch etwas übriggeblieben wäre.

Ich gab ihm Auskunft, wünschte ihm Lebewohl, und wir fuhren weiter nach Norden. Unterwegs sahen wir die Zerstörer in der Ferne auf hoher See. Sie wandten sich nach Westen.

Gegen Mittag trafen wir in Tromsö ein. Die Hafendarbeiter erzählten uns, dass der König und das Kabinett vergangene Nacht mit dem letzten britischen Kriegsschiff Tromsö verlassen hätten. Einige Offiziere und Beamte wären jedoch zurückgeblieben.

In den provisorischen Regierungsbureaux herrschte vollkommene Stille. Wir begegneten nur einigen älteren Amtspersonen, deren Namen mir von Oslo her wohlbekannt waren. Ich machte Meldung, und man erteilte mir den Rat, das Land zu verlassen. Am Nachmittag sollten zwei Flugzeuge nach Finnland abgehen. Vielleicht würde es mir gelingen, einen Platz zu erhalten.

Im geräumigen Kriegsministerium fand ich einen Brief meines Vaters vor, der mir Ellens letzte Adresse bekannt gab. Er war mit dem Gefolge des Königs nach London abgereist. Der Krieg würde von dort aus weitergehen.

Später begegnete ich Freunden, unter ihnen Tor Gjesdal, der Narvik als Vertreter der Pressebureaux der Regierung besucht hatte.

Nein, der Krieg sei durchaus nicht zu Ende. Er hatte nicht mehr mit den britischen Zerstörern abreisen können und begab sich nun nach Finnland. Ob ich ihn begleiten wolle?

Dann traf ich Viggo Hansteen, den Anwalt der norwegi-

schen Gewerkschaft. Wir waren alte Freunde. Er erzählte mir, dass er in Norwegen bleiben wolle. Er hatte keinen Militärdienst geleistet und war der Ansicht, dass er sich in Norwegen nützlicher machen könne. . Es würde riesige Schwierigkeiten geben, und jemand musste da sein, um sie zu überwinden. Für ihn gab es keine andere Wahl.

Zunächst wusste ich nicht recht, was ich tun sollte. Vielleicht wurde ich eines Tages zur Abreise gezwungen, aber im Augenblick war es unmöglich. Es gab sonst eine endlose Verwirrung. Vor allem musste ich meine Familie und einige meiner Narviker Freunde finden. Dann erst konnten Pläne für die Zukunft geschmiedet werden. Die Leute waren über die Inseln und Fjorde verstreut.

Ich traf einen jungen Ingenieur aus Narvik, der einen Wagen und Benzin besass. Er erklärte sich bereit, mich mit sich zu nehmen. Wir liessen uns nach dem Festland übersetzen und fuhren nach Süden. Auf einer Farm schliefen wir einige Stunden und setzten am folgenden Morgen unsere Fahrt fort.

Im Laufe des Morgens gelangten wir nach Saetermoen, das während des Krieges eines der wichtigsten militärischen Zentren gewesen war. Die britischen Truppen hatten in der Nähe ein Lager besessen. Es war nun gesprengt worden, und die Depots waren leer. Gruppen norwegischer Soldaten spazierten auf der Landstrasse einher oder sassen am Rande der Böschungen, um auf die Demobilisationsorder zu warten. Sie wussten, dass der norwegische Oberkommandierende, General Ruge, mit den Deutschen verhandelte. Er hatte sich entschlossen, bei

seinen Soldaten zu bleiben. Es war keine Munition mehr vorhanden. Die Soldaten erhielten die Nachricht erst am Tage vorher, ahnten den Ausgang jedoch bereits früher.

Jene Söhne der Farmer und Fischer des Nordlandes hatten früher nie Begeisterung für militärische Dinge gezeigt. Niemand glaubte damals, dass der Militärdienst, den wir verlangten, je zu etwas nutze sein würde. Nun aber weinten sie vor Wut. Einige von ihnen drohten den Offizieren mit den Fäusten, weil man sie nicht weiterkämpfen liess.

«Aber die Engländer müssen doch Munition haben!» riefen sie.

Es war ein geringer Trost für sie, als man ihnen mitteilte, dass die Engländer nun ihr eigenes Land verteidigen müssten.

Wir fuhren weiter. Auf dem Weg zur Küste stiessen wir auf ein geräumtes französisches Lager. Im Gegensatz zu den Briten hatten die Franzosen es nicht vermocht, alles hinter sich zu zerstören. In Sallangen sahen wir ein altes Fabrikgebäude, das voll von Lebensmitteln und Uniformen war. Es wurde von den Lappen geplündert. Wir sahen Lappländerburschen, die den Kognak aus französischen Helmen tranken. Sie wateten buchstäblich in Biskuits und ausländischen Käsen. Es war der einzige Fall einer Plünderung, den wir im ganzen Krieg beobachteten. Krank vor Ekel fuhren wir weiter.

Gegen Mitternacht trafen wir am Hafen ein, wo wir den Wagen einstellten. Ein Fischer ruderte uns zu einer Insel hinüber, wo Ellen und Siri Zuflucht gefunden hatten. Dort herrschte vollkommene Ordnung, und Ellen und Siri waren

ungefährdet hingekommen. Der Richter kannte genau den Aufenthaltsort einer jeden Familie. Wir fanden das Haus, erhielten zu essen und konnten schlafen.

Nachdem wir zwei Tage geruht, fuhren wir mit einer kleinen Gesellschaft nach Harstad. Wir hatten erfahren, dass dort bis jetzt noch keine Soldaten erschienen waren. Wir kannten einige Leute am Ort, und es gelang uns, für Ellen und Siri eine Hütte in der Nähe zu bekommen, wo sie bleiben konnten, während ich die Stadt mit einigen Leuten aus Narvik besichtigte. Wir planten, ein Narviker Bureau in Harstad zu eröffnen, während die Schulen als Unterkunft für Flüchtlinge benützt werden konnten. Überall wurden Nachforschungen nach Familien und Verwandten angestellt. Mit Hilfe des Radios richteten wir einen provisorischen Auskunftsdienst ein.

Harstad war während des Krieges ein militärischer Mittelpunkt gewesen, wurde jedoch nie direkt angegriffen. Selbst die deutschen Flugzeuge hielten sich vorsichtig fern, nachdem die Engländer ihre Zerstörer dort liegen und ihre Abwehrgeschütze rund um die Stadt aufgestellt hatten.

Wir erfuhren, dass Svolvær ebenfalls unbeschädigt geblieben war. Dagegen wurden die meisten unserer Küstenschiffe während des Krieges versenkt, ganz gleich, ob man sie zu Truppentransporten verwendete oder nicht. Die «Nord Norge», der Stolz Narviks, war ebenfalls verlorengegangen. Nun verpachteten die Schiffahrtsgesellschaften ihre Schiffe, um den Handel wieder in Gang zu bringen.

Das Leben an der Küste begann erneut, aber niemand wusste, unter welchen Bedingungen.

Elftes Kapitel

DIE FLUCHT

Am 17. Juni hielten wir im Fahrkartenbureau im Hafen von Harstad eine Beratung ab, um das Problem der Heimschaffung der Evakuierten zu besprechen. Der Narviker Rundfunk hatte Befehl erteilt, die Arbeiter zurückzuschicken. Wir entschlossen uns jedoch, lieber den Verlauf der Ereignisse abzuwarten.

Als ich aus dem Bureau hinaustrat, fand ich den Hafendamm voller Soldaten. Ein Lokaldampfer war mit Truppen eingetroffen. Sie trugen norwegische Uniform, aber ich erkannte unter den Soldaten einige Deutsche, die ich bereits in Narvik gesehen hatte. Rasch begab ich mich in die Stadt.

Plötzlich näherte sich mir eine Gruppe Soldaten und hielt mich an. Sie führten mich ins Hotel Nobel und liessen mich in der Halle auf einem Sessel Platz nehmen. Korvettenkapitän Reichmann hatte mich vom Fenster des Hotels aus entdeckt und befohlen, mich sofort zu ihm zu bringen.

Dann erschien der Kapitän selbst in der Halle. Sein Gesicht sah drohend aus.

«Wir haben sehr interessante Nachrichten über Sie, Herr Bürgermeister», sagte er. «Sie sind verhaftet.»

Zwei Soldaten führten mich in den Speisesaal. Ein junger Offizier stellte sich an die Türe. Ich hörte noch, wie der Kapitän mit jemandem in der Halle sprach. Er verlangte, man solle eine Zelle für einen britischen Spion bereitmachen.

Ich versuchte, ruhig und gleichgültig zu erscheinen. Der kleine Speisesaal befand sich in einer Ecke des Hotels. Die Fenster führten zur Strasse und auf einen Hof hinaus, in dem kleine Lagerschuppen standen. Der Saal befand sich im ersten Stock, über einem hochgelegenen Keller. Ich ging im Zimmer auf und ab und betrachtete mir die Bilder an den Wänden. Eines der Fenster war offen. Gegenüber dem Speisesaal lag die Bar, und dahinter bemerkte ich eine Treppe, die in den Keller führte. Die beiden Soldaten standen in der Mitte des Ganges. Ich ging weiter im Zimmer auf und ab. Im Hofe öffnete ein Junge ein Fass. Er schaute in die Höhe. Ich nickte ihm so bedeutungsvoll wie möglich zu, und er begriff, dass ich etwas von ihm wünsche. Es gelang mir, ihm zuzuflüstern, er möge mir um Gotteswillen ein Taxi verschaffen. Es sollte in der zweiten nach Norden gelegenen Querstrasse auf mich warten.

Eine Schildwache erschien und schloss das Fenster. Ich setzte mich an die Bar und zündete eine Zigarette an. Dann vernahm ich, wie immer mehr Soldaten aus dem Hafen in die Stadt kamen. Anscheinend hatten sie bereits die nötigen Lastwagen aufgetrieben. Die Wache begann neugierig zu werden. Sie drehte mir den Rücken zu und schaute durch die Fenster auf die Strasse.

«Jetzt oder nie», dachte ich und rannte rasch durch die Bar.

Wie der Blitz stürzte ich die Kellertreppe hinunter. Vom Keller in den Hof war das Werk einiger Sekunden. Wenn ich mich nur nicht in den Schuppen verirrte! Ich hatte jedoch Glück und gelangte um das Gebäude herum auf die auf der anderen Seite liegende Strasse. Der Wagen wartete an der richtigen Stelle. Ich warf mich auf den Boden des Autos, und wir fuhren rasch davon.

Zunächst holten wir Ellen und Siri aus der Hütte. In Eile legte ich rasch die Lage dar. Die Narviker Akten und ein bereitgehaltener Rucksack wurden in den Wagen geworfen, und dann fuhren wir rasch, wenn auch nicht gerade mit Würde, davon.

Nördlich der Stadt stiessen wir auf eine Abzweigung, und es erhob sich die Frage, ob wir der Uferstrasse entlang gegen den Sund und von dort aus zum Festland oder über die Strasse fahren sollten, die in der Richtung der Inseln führte. Wir entschieden uns für das letztere.

Ein halbes Jahr später traf ich in der Königlich Norwegischen Gesandtschaft in Washington einen jungen Flieger, der mir erzählte, er sei am gleichen Tage in Harstad gewesen. Die Deutschen hätten den ganzen Verkehr um den Sund herum gesperrt und uns vergeblich in allen Booten gesucht, die nach dem Festland fuhren. Wir hatten also Glück gehabt.

Auf der anderen Seite von Hindö vereinbarten wir mit einem Fischer, dass er uns zu einer Insel führen solle, die noch weiter vom Strand entfernt lag. Ich wusste zwar, dass sich dort kein Telephon befand, aber es gab einen kleinen Fischerhafen. Ein gleichmässiger, feiner Nebel trieb von der See her gegen

das Land und bald waren wir vom Ufer her ausser Sicht. Wir ruhten uns in dem kleinen Hafen ein wenig aus, und als ein kleines Fischerfahrzeug auftauchte, ging ich an Bord und sprach mit der Mannschaft, die aus einem alten und einem jungen Mann bestand.

Ich fragte, ob sie bereit seien, mich zu einer Vergnügungsfahrt nach den Lofoten zu bringen. Ich sei Inspektor einer Lebensversicherungsgesellschaft.

Sie antworteten zustimmend.

Wir fuhren über einige weiter im Meere liegende Inseln hinaus. Bei einer landeten wir, um die Kiste mit den Akten zu deponieren und einige Anordnungen zu hinterlassen. Dann nahmen wir Kurs auf die Lofoten-Inseln. Es war ein gutes Schiff, das eine ordentliche Kabine im Bug besass. In der Ecke stand ein kleiner Ofen mit einem blitzblanken Kupferkessel. Siri spielte auf dem Deck mit einer der grossen grünen Glas- kugeln, wie sie die Fischer zum Festhalten ihrer Netze verwenden. Die Sonne schien auf die ruhige See. Ich unterhielt mich mit dem Schiffer.

Es sei eine ganz besondere Inspektionsreise, die ich da mache, erzählte ich ihm.

Er verstand sofort und erwiderte, er habe nicht genug Öl für eine längere Reise, es sei denn, dass wir in Svolveaer an Land gingen.

Nein, das wollte ich nicht. Ich fragte, ob wir nicht über Vestfjorden in einen der tiefen Fjorde, die fast bis an die schwedische Grenze reichen, einfahren könnten.

Das wäre möglich, erwiderte er; wir würden jedoch zehn Stunden dazu benötigen.

Ellen wollte wissen, was wir vorhatten. Sie fragte, ob sie nicht mit Siri irgendwo an Land gehen solle. Es wäre doch wohl für mich leichter, allein fortzukommen. Die Deutschen seien jetzt überall, und eine Frau und ein Kind könnten rascher ausfindig gemacht werden. Siri war müde und ängstlich. Sie wollte an Land gehen. Wir hatten vergessen, Trine mitzunehmen, aber daran war nun nichts mehr zu ändern. Ich erwiderte, dass wir Zeit genug hätten, um einen Plan zu entwerfen, und wahrscheinlich wäre dies für lange Zeit die letzte Reise, die wir hier zwischen den Inseln unternähmen. Wir könnten uns daher ruhig daran erfreuen.

Wir kamen durch den Troldfjord. Aus der ganzen Welt waren früher die Touristen herbeigeströmt, um diesen gewundenen Kanal zu sehen, den der Ozean in die Berge hineingefressen hat. Jeden Augenblick schien es, als wenn die Berge sich über unseren Häuptionen zusammenschlössen. Plötzlich aber öffnete sich der Fjord erneut hinter einer Landzunge; wir hatten keine Berge mehr vor uns, und es schien, als wenn sich ein Vorhang über einem Orchester von Seemöwen gehoben hätte. Der offene Ozean lag vor uns, still und ruhig im roten Sonnenlicht.

Bald darauf sahen wir die Berge der Lofoten-Inseln.

Als es tagte, befanden wir uns tief im Fjord. Wir hatten in der Gegend Bekannte, und ich dachte, wir könnten vielleicht an einer der kleinen Handelsniederlassungen anlegen. Das Schiff ankerte in der Nähe eines Felsenriffs ausserhalb des Hafens. Ich kletterte einen bewaldeten Grat hinauf und schaute

nach dem Dorfe aus. Eine deutsche Schildwache stand auf dem Hafendamm. Wir mussten also weiterfahren. Wir entschlossen uns, tief in einen der zahlreichen Fjorde einzufahren, wo die Natur so wild ist, dass es weder Bauernhäuser noch Wege gibt. Ich kannte ein, altes Ehepaar, das dort in einer einsamen Hütte lebte, von wo aus man leicht nach Schweden gelangen konnte. Ich war einmal zum Fischen in dieser Gegend gewesen.

Wir fanden den richtigen Arm des Fjords und sahen die kleine, graue Hütte am Fusse des Berges. Dann bezahlten wir den Fischer und wünschten ihm Lebewohl.

Die Leute auf der Farm hatten davon gehört, dass Krieg sei und der Feind übel mit uns umging. Wir fragten den Mann, ob er uns nach Schweden bringen könne. Er antwortete verneinend, denn er sei zu alt, um die Berge zu ersteigen, aber er könne mir einen jungen Lappen empfehlen, der den Weg kenne. Es sei jedoch ein Weg, der alles andere als für Frauen und Kinder geeignet sei. Man brauche drei Tage, bis man auf Menschen stiesse, und es gäbe einige tückische Bäche, die man überqueren müsse. Er erbot sich dann, den jungen Lappen, der Leif hiess, kommen zu lassen.

Den Rest des Tages ruhten wir uns aus. Wir sprachen nicht viel. Ellen wünschte, dass ich mich so rasch wie möglich auf den Weg machte. Siri war vollkommen erschöpft und schlief auf ihrem Sessel ein. Als der Lappe eintraf, sandten wir ihn zunächst mit einer Botschaft an Freunde. Wir brauchten Nahrungsmittel und Ausrüstungsgegenstände. Dann ruhten wir erneut und sprachen von alltäglichen Dingen.

Gegen Abend kam der Bursche zurück. Er brachte alles mit,

was wir verlangt hatten, und dazu noch einiges mehr. Er richtete auch eine Botschaft aus. Unsere Freunde gaben mir den Rat, sofort aufzubrechen. Im Rundfunk war mein Name mit dem anderer Norweger genannt worden, die von den Deutschen gesucht wurden. Ich brauchte keine Angst zu haben, sagte man mir, denn man würde sich um meine Familie kümmern.

Diese Mitteilung brachte die Entscheidung, obwohl wir bereits vorher wussten, dass es der einzige Weg sein würde, der uns verblieb. Der Rucksack war gepackt, mit Leutnant Jobs Mantel obenauf. Leif trug eine Handtasche. Wir nahmen rasch Abschied und gingen in die Berge.

Es war eine wunderbare Nacht, das Wetter klar und frostig, aber ich spürte die Müdigkeit, und wir kamen daher zunächst nur langsam vorwärts. Von Zeit zu Zeit zündeten wir von Heidekraut und Zwergbirkenzweigen ein Feuer an. Wir versuchten, ein wenig zu schlafen, solange das Feuer Wärme gab, und brachen dann gleich wieder auf. Leif war achtzehn Jahre alt, hatte jedoch bereits zweimal den Weg nach den Lofotenfischereien zurückgelegt. Er war mager und sehnig, ein ausgezeichneter Marschgefährte. Sein Vater besass ein Bauernhaus mit vier Kühen. Ich vermutete, dass seine Mutter eine Lappländerin war. Am Anfang unterhielten wir uns ein wenig, später jedoch marschierten wir schweigend einher.

Am folgenden Morgen, nach zehnstündigem Marsch bergan, stiessen wir auf den Stein, der die schwedische Grenze bezeichnete.

Ich dachte darüber nach, wie rasch die Jahre enteilt waren. Die Zeit, die jetzt vor mir lag, würde nicht so rasch vergehen.

Müde erhob ich mich und legte den Rucksack an. Ich war glücklich über den ausgezeichneten Mantel des Leutnants Job, aber mein Lob verringerte dessen Gewicht nicht. Wir setzten unseren Marsch in schwedisches Gebiet hinein fort.

Nach einer zweitägigen Wanderung erreichten wir die erste schwedische Lappländerkolonie. Es waren echte Lappländer, die in Zelten lebten und Rentiere besaßen. Sie zeigten sich freundlich und hilfsbereit und führten uns zu einer Touristenhütte, in der schwedische Hilfsvereine Bettwäsche und Lebensmittel untergebracht hatten, mit der Anweisung, dass man von den norwegischen Flüchtlingen kein Geld verlangen dürfe. Die Holzhütte war gross und recht bequem. Dort trafen wir ein Dutzend Norweger, die sich ebenfalls geflüchtet hatten. Die meisten von ihnen waren Soldaten. Einer hatte seine Geliebte mitgebracht. Sie kochte uns das Essen, worauf er sehr stolz war. Er erzählte uns, er habe sein Gewehr eingefettet und zu Hause hinter der Scheune vergraben. Er würde es wohl eines Tages brauchen können.

Am folgenden Morgen wurden wir zum nächsten Militärposten gebracht. Die norwegischen Soldaten mussten vorübergehend interniert werden, aber den anderen war es freigestellt, weiterzureisen. Ich begab mich nach Stockholm.

Ein seltsame Atmosphäre lastete auf der schwedischen Hauptstadt. Die Stadt war genau so wie früher, abgesehen davon, dass die Autos nun am hinteren Teil Holzöfen für den

Brennstoff besassen. Die Zeitungen schrieben eifrig über Neutralität und den neuen Brennstoff. In allen Strassen sah man Soldaten und Offiziere, und in den Hotels viele Deutsche. In der Halle des Hotels stiess ich auf Dr. Kant, der beim Portier seine Post verlangte. Einer der Hotelangestellten sagte, er sei ein bekannter Geschäftsmann, der überall Verbindungen habe.

Ich hatte gehört, dass Frau J. Borden Harriman, die amerikanische Gesandtin in Norwegen, in Stockholm eingetroffen sei und machte ihr im Grand Hotel einen Besuch. Seit sie 1937 nach Norwegen gekommen war, galt sie als eine grosse Freundin unseres Landes. Ich nahm an, sie würde mir behilflich sein können, mir ein Visum nach Amerika zu verschaffen, und täuschte mich darin nicht.

Es ist nicht leicht, eine grosse Reise in Kriegszeiten zu unternehmen. Die Vorbereitungen schienen eine Ewigkeit zu dauern.

In Stockholm befanden sich viele Norweger, die darauf brannten, sich wieder ans Werk zu begeben. Manche von ihnen waren Offiziere und Soldaten, die an den Kämpfen teilgenommen, andere Beamte oder Arbeiter, die sich geweigert hatten, für die Deutschen zu arbeiten.

In Stockholm erfuhren wir alle Einzelheiten über die Kämpfe im südlichen Norwegen. Sie waren sehr heftig, und die Deutschen sollen dabei sechzigtausend Mann verloren haben. Die britische Hilfe war unzulänglich gewesen. Man hatte ausschliesslich Territorialtruppen gesandt. Oft wussten die Leute nicht einmal, wie man ein Maschinengewehr bediente,

und die jungen Offiziere waren gezwungen worden, mit diesen Leuten zu kämpfen. Hinter jedem zerstörten Maschinengewehrnest lagen tote englische Offiziere. Sie hatten getan, was in ihren Kräften stand.

Die Schweden nahmen uns mit der grössten Freundlichkeit auf. Vor dem Krieg hatten wir nie einen Unterschied zwischen ihnen und uns bemerkt. Wir besaßen die gleichen Ansichten und gaben uns den gleichen Illusionen hin. Nun aber hatten wir die alten Illusionen verloren und uns an deren Stelle eine neue Weltanschauung zugelegt, die vielleicht auch eine Illusion war. Der Krieg war noch nicht zu Ende, obwohl ganz Europa unter der Herrschaft der Nationalsozialisten zu stehen schien. Wir glaubten an den kommenden Sieg, aber wir fühlten auch noch etwas anderes. Wir besaßen die innere Überzeugung, dass vor dem Siege die Flut noch weiter ansteigen und die ganze Welt überschwemmen würde. Angesichts unserer brennenden Städte hatten wir die dunkle Gewissheit erlangt, dass nicht ein Land, nicht ein Heim verschont bleiben würde. Halb unbewusst waren wir uns darüber klar, dass einmal der Tag der Abrechnung kommen würde. Die Ungerechtigkeit war so gross, dass die ganze Welt sich dagegen auflehnen musste oder aber gezwungen war, das Haupt zu beugen und auf den Ruinen der alten Welt neue Tempel zu errichten.

Durch unsere Gesandtschaft in Stockholm erhielten wir Nachricht von unserer in London weilenden Regierung. Ihre Haltung war dieselbe wie die unsrige. Sie liess sich in den Worten ausdrücken: alles oder nichts! Nach Norwegen führte nur ein Weg zurück:

der Weg des Sieges. Unsere Staatsmänner und Seeleute hatten unsere Handelsflotte gerettet, und sie kämpfte nun auf britischer Seite. Unser Goldschatz war trotz aller Bombenangriffe über die Berge an die Westküste geschafft und von dort aus in Fischerbooten über Tromsö in Sicherheit gebracht worden. Man hatte alles bis zur letzten Unze retten können. Ja, wir glaubten an den Sieg, nicht nur an einen Sieg, der uns ein Leben in Frieden und Sicherheit verschaffte, sondern an einen Sieg der Waffen – obwohl wir diese noch gar nicht besaßen.

Unsere schwedischen Freunde, die sich kaltblütiger erwiesen als wir, erklärten, wir seien wahnsinnig. In gewisser Hinsicht waren wir Leute von der anderen Seite der Kjölen-Berge es ja stets gewesen. Nun aber behaupteten die Schweden, wir seien Kriegspsychopathen. Man hätte uns im warmen Bett überrascht und den Kopf in Eiswasser gesteckt, und das wäre uns schlecht bekommen.

Vielleicht waren wir wirklich ein wenig aus dem Häuschen geraten, aber die übrige Welt schien uns auch nicht gerade geistig gesund zu sein, und wir hatten unsere Erfahrung auf eine sehr realistische Weise gemacht. Dabei mussten wir natürlich zugeben, dass wir trotz unserer grösseren Neigung zum Wahnsinn ebenfalls neutral geblieben wären, wenn das Schicksal, das uns beschieden war, Schweden getroffen hätte.

Wiederum war es die Untätigkeit, die am meisten auf uns lastete. Man wusste nicht, was man beginnen sollte. Ich traf einen alten Freund aus Oslo. Wir unterhielten uns auf eine Weise, die einen grossen Eindruck auf mich hervorrief. Er war

einer der Führer in den intellektuellen Kreisen Norwegens gewesen, nachdem er vorher zwanzig Jahre in Amerika gelebt hatte. Seine reiche Erfahrung, seine radikalen Ansichten und seine starke Persönlichkeit verfehlten ihren Eindruck auf die jungen Studenten nicht, die unter seinen Einfluss gerieten. In früheren Jahren hatten seine Meinung und sein Einfluss auch auf mich stark gewirkt. Nun lag er in Stockholm auf dem Totenbett. Er riet mir, nach Amerika zu gehen. Seiner Meinung nach würde Amerika die entscheidende Macht in der nun beginnenden revolutionären Epoche werden.

Andere Flüchtlinge teilten mir mit, dass die Zivilbevölkerung sich nach und nach fassete, und manche glaubten, die Okkupation würde sich erträglich gestalten. Ich erfuhr ferner, dass es wenig Quislinge gäbe.

Aus Norwegen aber kam die Nachricht, dass es unterirdisch grolle. Es bildeten sich zunächst kleine isolierte Widerstandsgruppen, die Waffen versteckten und Nachrichten und Flüchtlinge über die Grenze schmuggelten. Nun waren Anzeichen da, dass sich ein organisierter Widerstand bildete, um den deutschen Versuch zu bekämpfen, das Land nationalsozialistisch zu machen.

Auf dem gleichen geheimen Weg gelang es mir, Ellen davon in Kenntnis zu setzen, dass ich nun eine Gelegenheit habe, mich nach den Vereinigten Staaten zu begeben.

Zwölftes Kapitel

DREI SOLDATEN

Bevor ich Stockholm verliess, unterhielt ich mich eine ganze Nacht lang in einem kleinen Hotelzimmer mit drei jungen Norwegern. Sie hatten alle am Kriege teilgenommen, und zwei von ihnen waren Studenten der Universität Oslo; der eine, ein Jurist, mit dicken Brillengläsern, der andere, ein Medizinstudent, ein grosser, hübscher, junger Mann, der dritte ein blonder, untersetzter junger Bauernbursche von der Nordküste Trondheims.

Wir begegneten einander zufällig in einem Restaurant und besuchten zusammen eine norwegische Versammlung, in der ein Regierungs Vertreter das Wort ergriff. Hierauf lud ich sie zu einem Glas Bier und einer Zigarre auf mein Zimmer ein. Wir hatten alle das Bedürfnis, uns auszusprechen.

Ich erzählte ihnen, dass ich im Begriff stünde, nach Amerika zu fahren, um unsere Landsleute anzuspornen, uns zu helfen, ihnen zu erzählen, wie die Lage in Norwegen sei, und klarzulegen, dass trotz der vorübergehenden Niederlage der Kampf weitergehen würde, so dass sie sich ihrer Heimat nicht zu schämen brauchten.

Der kleine Student mit der Brille liess ein bitteres Lachen hören.

«Ich bedaure», sagte er, «dass Sie mich nicht als Beispiel anführen können». Er sah uns forschend an. «Ich schäme mich nämlich in Grund und Boden. Ich hatte bis jetzt nie Gelegenheit, über meine Erlebnisse zu berichten, aber ich kann an nichts anderes mehr denken. Vielleicht erleichtert es mich, wenn ich zu Ihnen spreche.»

Wir veranlassten ihn, das Wort zu ergreifen.

«Gut!» sagte er. «Ich meldete mich am ersten Tag und war Soldat bis zum Zusammenbruch. Ich sah nie die Front, mit einer einzigen Ausnahme – und dann versagte ich kläglich.»

Es entstand eine lange Pause. Schliesslich zwang er sich, weiterzusprechen.

«Während des Rückzugs durch das Tal südlich von Dovre meldete ich mich zu einer Patrouille, die den Auftrag erhielt, eine Strassenbiegung so lange zu halten, bis unsere Truppen weiter oben Stellung bezogen hatten. Wir brauchten nur eine Stunde lang auszuhalten, aber während dieser Zeit durfte kein Feind durchkommen. Wir waren zu vieren, drei Zivilisten und ein aktiver Leutnant. Der Offizier besass ein hartes, wettergebräuntes Gesicht, und ich erinnere mich, dass er seine Mütze verloren hatte. Wir sperrten die Strasse mit Holzblöcken ab und legten uns oberhalb der Böschung in Deckung. Ich hatte dem Offizier gesagt, dass ich an mehreren Schiessübungen teilgenommen, und wurde daher nach vorne postiert. Die anderen legten sich in einer schiefen Linie oberhalb von mir. Der

Leutnant stand zwischen mir und dem nächsten Mann hinter einer Föhre und schaute durch den Feldstecher.

Kaum waren wir einige Minuten dort, als wir das Geräusch sich nähernder Motorräder hörten. Der Leutnant teilte uns mit, dass er drei Mann herankommen sähe. Es waren Deutsche, die sich anscheinend auf Patrouille befanden. Es durfte keiner von ihnen zurückkehren, sonst war unser Auftrag gescheitert. Wir mussten genau zielen. Der Leutnant wollte Befehl zum Feuern geben.

Als die Deutschen die Barrikade bemerkten, fuhren sie langsamer. Einer hielt direkt unter mir an. Er wendete sein Motorrad und stand die ganze Zeit vor meinem Gewehr, so dass ich ihn nicht verfehlen konnte. Die anderen fuhren langsam auf die Barrikade zu und schauten sich ängstlich um. Der erste musste uns gesehen haben. Er warnte seine Kameraden. Gleich darauf warf sich der Mann, der nur einige Meter vor mir stand, in den Strassengraben.

«Feuer!» schrie der Leutnant.

Die Schüsse krachten. Die beiden Deutschen auf der Strasse stürzten tot zu Boden. Ich hatte den Finger am Abzug, war jedoch nicht imstande, abzurücken. Zum erstenmal sollte ich auf einen Menschen schießen. Er lag mit dem Rücken zu mir gewendet am Boden und besass nicht die geringste Chance, zu entinnen.

«He!» schrie ich, um ihm Gelegenheit zu geben, sich umzudrehen und nach seinem Gewehr zu greifen. Er drehte sich auch tatsächlich um und setzte sich auf die Strasse. Als er mich sah, hob er die Hände hoch. Ich winkte mit dem Gewehr, um ihm anzuzeigen, dass er aufstehen und zu uns kommen solle.

Er nickte. Als er aufstand, liess er die eine Hand sinken, als wenn er sich aufstützen wollte. Stattdessen nahm er eine Handgranate aus seinem Gürtel, und als er sie wieder hob, flog ein länglicher Gegenstand pfeifend auf uns zu. Er explodierte direkt hinter mir. Ich hörte ein Stöhnen. Es war unser Leutnant. Der Unterleib war ihm von der Handgranate aufgerissen worden. Ich sah, wie das Blut und die Eingeweide aus seinem Leib herausflossen, während er sich an den Baum anlehnte. Von der Strasse her vernahm man das Rattern eines Motors. Meine Brille war durch die Explosion heruntergefallen. Als ich sie wieder aufsetzte, war der Deutsche weg.

Ich kroch zu der Föhre. Der Leutnant lag mit dem Kopf gegen den Stamm gelehnt. Ich kniete neben ihm und legte meinen Rock über seinen zerrissenen Leib. Er hob die Hand und streichelte mich. Es war wie eine Liebkosung.

«Sie sind ein guter Junge», flüsterte er mit heiserer Stimme, «aber Sie taugen nicht für den Krieg». Sein Gesicht verzerrte sich im Todeskampf. Die anderen erschienen und wollten ihn zurücktragen. Es war ein Krankenwagen beim Haupttrupp. Der Leutnant flüsterte uns jedoch zu, dass wir die Stellung eine Stunde lang halten müssten. Von meinem Platz neben dem Stein aus sah ich, wie sein wettergebräuntes Gesicht aschfahl wurde. Er machte eine fast unmerkliche Bewegung mit dem Kopf, um mir zu verstehen zu geben, dass ich nach vorn beobachten sollte. Als ich wieder nach ihm schaute, war sein Kopf zur Seite gefallen.

Wir lagen eine Ewigkeit da, und nichts ereignete sich. Als

die Stunde zu Ende ging, war er tot. Wir trugen ihn auf unseren Gewehren durch den Wald.

Ich wurde nicht mehr an die Front gesandt. Ich taugte nicht dazu.

In der folgenden Woche wurde Südnorwegen aufgegeben. Ich befand mich in der Nähe der schwedischen Grenze, als man meine Kompanie auflöste. Dann ging ich mit anderen jungen Leuten über die Grenze. Täglich meldete ich mich im norwegischen Bureau in Stockholm. Es musste doch auch für mich eine Arbeit zu finden sein. Ich habe noch nicht nach Hause geschrieben, dass ich noch lebe. Ich werde nie ruhig sein, bevor ich diesen Schandflecken abgewaschen habe, um zu beweisen, dass ich zu etwas zu gebrauchen bin.»

Als er geendigt hatte, schwiegen alle.

Schliesslich sagte ich: «Sie brauchen keine Scham zu empfinden. Sie sind wie die anderen jungen Männer unseres Volkes. Wir sind nicht gewöhnt, zu töten. Wir sind ein zivilisiertes Volk.»

Er schüttelte den Kopf und sah uns mit einem hoffnungslosen Blick hinter seinen dicken Brillengläsern an.

«Es ist gleichgültig, wie Sie es bezeichnen», erwiderte er schliesslich. Wir haben unser Land verloren, weil die meisten von uns wie ich waren. Wir brauchten Männer wie der Leutnant, nicht Bücherwürmer mit Brillen.»

«Sie werden auch noch Gelegenheit haben, zum Schuss zu kommen», wandte der grosse Student ein. «Wir werden alle wieder kämpfen. Ich habe auch die ganze Sache mitgemacht.

Wir feuerten unausgesetzt und mussten doch den Rückzug antreten. Es fehlte bestimmt nicht am Willen zu kämpfen, und was mich anlangt, so hatte ich nie das Gefühl, auf einen bestimmten Menschen zu schießen. Wir feuerten einfach so lange, als es ging, auf die grauen Uniformen.

Man gewann erst einen persönlichen Eindruck, als alles vorbei war. Ich erinnere mich nicht mehr an die Einzelheiten des Kampfes, aber ich werde nie einen Vorfall vergessen, der sich nach dem Gefecht ereignete. Die Verbindung war abgerissen. Wir waren den ganzen Tag ohne Munition. Am Abend teilte man uns mit, dass wir uns bei Anbruch der Dämmerung ergeben müssten. Ich verschaffte mir Zivilkleidung und schlüpfte durch die deutschen Linien hindurch. Ich wollte ebenfalls nach Schweden gehen. Der Gedanke, mich zu ergeben, passte mir nicht, vor allem deswegen nicht, weil es mir unerträglich war, eine Niederlage zu erleiden.

In der Nacht, bevor ich die Grenze überschritt, ging ich allein durch einen dichten Wald. Der Mond war aufgegangen und der Wald ruhig. Man hörte nur ein leises Säuseln in den Wipfeln. Plötzlich merkte ich einen sonderbaren Geruch. Er erinnerte mich an den Bratengeruch im Studentenrestaurant. Dann sah ich ein Feuer zwischen den Bäumen aufleuchten. Ich kam an eine Waldlichtung. In einem offenen Feld brannte ein Anwesen. Ich sah kein menschliches Wesen, roch jedoch den Geruch brennenden Fleisches.

Ich kletterte über eine Hecke und näherte mich dem Ort. Eine kleine Blockhütte und eine Scheune brannten. Dann entdeckte ich, dass sich Menschen darin befanden. Im Hof am

Brunnen sass eine alte Bauernfrau. Ein Stahlhelm und ein Eimer lagen neben ihr. Anscheinend hatte sie versucht, das Feuer zu löschen und es dann aufgegeben. Nun sass sie bewegungslos auf dem blossen Boden. Ihr Gesicht war bleich und ausdruckslos. Ich versuchte mit ihr zu sprechen und sagte ihr, sie dürfe nicht so dasitzen, ihre Kleider könnten Feuer fangen. Sie antwortete nicht, sondern glättete nur mit ihrer mageren, verarbeiteten Hand ihren Rock.

Ich ging mit einem Eimer Wasser auf die brennenden Gebäude zu. Aber es war nichts zu machen. Dann entdeckte ich, woher der Geruch kam. Die Gebäude waren voll deutscher Leichen. Manche hatten noch die Helme auf. Sie waren rotglühend. Die Gesichter schienen mich mit einem sardonischen Grinsen durch die Flammen hindurch anzuschauen.

Ich ging zu der alten Frau zurück und begoss sie mit ein wenig Wasser. Das schien zu helfen. Ein schwacher Ausdruck kehrte in ihr Gesicht zurück, und die Starre schien aus ihren Augen zu weichen. «Ach Gott, ach Gott!» stöhnte sie. Ich half ihr aufzustehen und führte sie auf das Feld neben dem Hause. Sie schwankte ein wenig, gewann jedoch wieder das Gleichgewicht und begann zu sprechen.

Sie lebte mit ihren beiden Söhnen auf der Farm. Als diese vernahmen, dass der Krieg ausgebrochen war, fuhren sie mit dem Autobus das Tal hinunter, und seitdem hörte sie nichts mehr von ihnen. Sie lebte allein in dem Hause bis vor einigen Tagen, als einige norwegische Soldaten auftauchten. Diese warnten sie, dass geschossen würde und rieten ihr, in die Berge

zu flüchten. Sie fühlte sich jedoch zu alt zur Flucht und trieb nur das Vieh auf die Weide. Gestern war im ganzen Tal geschossen worden, aber sie sah die Soldaten erst gegen Abend. Deutsche erschienen mit Wagen, die mit Toten beladen waren. Sie luden diese in die Hütte und die mit Heu gefüllte Scheune und legten Feuer an. Sie hatte versucht, das Feuer zu löschen, wurde aber von den Soldaten daran verhindert. Als die Gebäude in hellen Flammen standen, verschwanden die Soldaten wieder.

Ich versuchte, die Frau zu überreden, mit mir zu kommen, aber sie fragte nur, wohin sie denn gehen solle. Schliesslich musste ich sie verlassen, um meine Flucht durch den Wald fortzusetzen. Von diesem Augenblick an stand es bei mir fest, dass ich in die Wälder zurückkehren und weiterkämpfen würde. Ich weiss nicht, ob Sie mich verstehen, aber so sind meine Gefühle.»

«Ich verstehe es ganz genau und fühle genau so», antwortete der untersetzte blonde junge Mann aus Tröndelag.

Und nun erzählte er in seinem breiten Dialekt:

«Ich wurde zu Neujahr zu den Fahnen gerufen. Wir nahmen an den Manövern teil, die zuerst in Nordnorwegen, dann in der Nähe des Trondheimfjords stattfanden. Zu Beginn des Krieges kämpfte ich in dieser Gegend. Von Anfang an verliefen die Gefechte unglücklich. Dann kamen die Engländer nach Namsos. Ihre Waffen waren nicht viel besser als die unsrigen. Es schien nicht die geringste Ordnung zu herrschen, und bald zweifelten wir daran, ob unsere Offiziere überhaupt wussten, was sie wollten.

Die Mannschaften beabsichtigten, Gegenangriffe zu unternehmen und Trondheim zurückzuerobern, aber die Offiziere behaupteten, wir seien nicht stark genug und müssten auf die Engländer warten. Diese aber waren nicht einmal imstande, Steinkjaer zu halten, das am Fuss des Fjordes liegt. Immer mehr Deutsche wurden ausgeladen. Sie nahmen den Fjord in Besitz; sie besaßen die Luftherrschaft. Was wir auch versuchten – wir hatten keinen Erfolg. Sie zerstörten alle Städte, die wir besetzt hatten. Steinkjaer wurde von der See aus vernichtet und Namsos aus der Luft angegriffen. Ich sah beide Städte bis auf den Grund niederbrennen. Ich fuhr gerade durch Steinkjaer, als die Kirche in Flammen stand. Ich und meine sechs Brüder waren dort getauft und konfirmiert worden.

Ich besaß ein Motorrad und diente als Meldefahrer. Es war die reinste Hölle. Auf diese Art konnte ich nicht an den Kämpfen teilnehmen, aber es gelang mir wenigstens, mit dem Motorrad zu entkommen. Nachdem die Briten sich eingeschifft hatten und der Kampf in dieser Gegend zu Ende war, wandte ich mich nach Norden. Ich nahm an allen Kämpfen im Nordland teil. In Mosjøen liess ich mein Motorrad am Hafen und schiffte mich an Bord eines Fischerbootes nach Bodö ein. Ich kann mich erinnern, dass es der 23. Mai war. An diesem Tag wurde die Stadt zerstört. Die deutschen Flugzeuge vernichteten sie vollständig. Ich wandte mich wiederum nach Norden, um zu kämpfen, aber ich vermochte nicht mehr an einen Sieg zu glauben.

In den Bergen nördlich von Narvik erlebten wir einige wunderbare Tage. Wir nahmen einen schneebedeckten Berg nach

dem anderen. Aber im Innern wusste ich, dass alles vergeblich war. Wir konnten nicht mehr gewinnen.

Schliesslich aber hatte auch ich mein Erlebnis. Es war vielleicht unbedeutend, aber es änderte meine ganze Auffassung. Es ereignete sich am Tage des Zusammenbruchs. Wir befanden uns in Saetermoen. General Ruge kehrte von seinen Unterhandlungen mit den Deutschen zurück. Die Leute erzählten, er habe versucht, den nördlichen Teil des Landes vom Feinde frei zu halten. Die Deutschen achteten ihn, wie behauptet wurde. Jeder musste General Ruge achten. Wir Soldaten liebten ihn. Ich glaubte nicht, dass die Deutschen uns Erleichterungen gewährten. Sie würden unser Land in Besitz nehmen, wie alle anderen auch. Es blieb uns nur die Hoffnung, dass die nächste Generation hart genug sein würde, um sie zu schlagen.

Der General kam mit der Botschaft zurück, die ich erwartet hatte. Wir mussten uns bedingungslos ergeben.

Dann standen wir zur letzten Musterung auf dem alten Paradeplatz, um entwaffnet zu werden. Die Deutschen sollten noch am gleichen Abend eintreffen, um unsere Waffen zu übernehmen. Wir wurden entweder in ein Gefangenenlager gebracht oder mussten als Sklaven auf unseren eigenen Farmen arbeiten.

Als der General erschien, schwieg plötzlich alles. Wir hatten vorher nicht viel gesprochen, nun aber herrschte atemloses Schweigen. Die Worte des Generals waren kurz und gemessen, wie ein Befehl, aber sie klangen wie ein persönlicher Gruss und ein freundliches Lebewohl an jeden Einzelnen.

Er erklärte, es sei unter den jetzigen Umständen nicht mög-

lich, den Kampf fortzusetzen, aber der Krieg sei noch nicht zu Ende. Wir würden nie frei werden, wenn wir lediglich auf Hilfe von aussen warteten. Es würde erneut zum Kampfe kommen. Er flehte uns an, treu zu bleiben und auf diesen Tag zu warten. Dann hielt er einen Augenblick ein – sein schönes Gesicht zuckte. Ich erinnere mich, dass er noch sagte: ‚Ob ich nun lebe oder tot bin, ich werde an diesem Tage bei euch sein‘.»

Ich konnte ihn nicht mehr anschauen, sonst wäre ich in Schluchzen ausgebrochen. Ich versuchte, an etwas anderes zu denken. Ich stand auf dem äussersten Flügel, nahe bei der Hecke an der Landstrasse. Jenseits der Strasse sah ich ein junges Mädchen. Sie lebte auf einer Farm, die nicht weit von unserem Lager lag. Jeden Morgen war sie mit einem Schubkarren voll Milch zu uns gekommen. Ich hatte ihr bisweilen geholfen, jedoch nie mit ihr gesprochen und kannte auch ihren Namen nicht, aber oft dachte ich an sie und nannte sie im stillen Solweig. Sie sah, dass⁷ ich sie anschaute. Sie weinte und verbarg es nicht, aber ihre Augen glühten in einem seltsamen Feuer, und sie lächelte, als wünschte sie, meinen Glauben zu teilen. Ich schaute auf die Offiziere, die in steifer Haltung hinter dem kleinen General standen. Dann sah ich die Leute an. Die Gesichter der Mannschaft leuchteten. Und nun wusste ich, dass wir siegen würden. Es kam doch lediglich auf unsere Männer und Frauen an, auf die Waffen, die wir brauchten. Plötzlich erschien mir das Leben sehr einfach. Wir würden das tun, was der General gesagt hatte. Wir würden treu und bereit sein. Wir wollten nicht nur abwarten. Wir würden uns selbst

befreien. Wir wollten es nicht unseren Kindern überlassen. Ich gedachte zu fliehen und draussen etwas zu lernen, um an diesem Tage bereit zu sein. Später würde ich hierher zurückkommen. Ich kannte eine geschützte Stelle im Tal, die man anbauen konnte. Hier gedachte ich mit Solveig ein Heim zu errichten. Unsere Kinder würden dort leben.»

Er lächelte.

«Nun, Kameraden, Ihr wisst, dass man manchmal dumme Dinge träumt, wenn das Herz so voll ist, dass es schmerzt. Es gelang mir, in die Berge zu entkommen, bevor die Deutschen eintrafen. Ich behielt mein Gewehr, bis ich es der schwedischen Grenzwache abgeben musste. Ich bat den Grenzwächter, es gut einzufetten, so dass es nicht rostig sei, wenn ich zurückkehrte. Er lachte und antwortete, es könne wohl sein, dass wir dann zusammen kämpfen würden.

Ich blieb eine Zeitlang in einem Lager in Nordschweden und erhielt vor wenigen Tagen Erlaubnis, nach Stockholm zu gehen. Ich sagte, ich hätte dort eine Art von Tante. Nun hat man mir berichtet, dass unsere Regierung die Absicht habe, eine Fliegerschule in Kanada zu eröffnen. Heute sprach ich mit verschiedenen norwegischen Offizieren, und sie versprachen mir, mich hinüberzuschicken, sobald die Sache ein wenig weiter vorgeschritten sei.

Die Niederlage ist nicht so bitter, wenn man sich nicht damit abfindet. Und die Sache ist bestimmt noch nicht zu Ende.»

Eine Weile rauchten wir schweigend. Wir waren so müde, dass wir noch eine Zeitlang dasasse'n, bevor wir aufbrachen. Es war beinahe Morgen. Wir sprachen darüber, dass wir uns

in Norwegen wiedersehen würden, aber als andere Menschen. Wir fühlten, dass der Wandel, der sich in uns vollzog, nur ein Anfang war. Der Krieg würde uns nach seinem Bilde umformen. Wie hart, brutal und rücksichtslos mussten wir werden, bis wir in der Lage waren, unsere Heimat zurückzuerobern! Vielleicht war es gut, dass wir den Preis nicht kannten, den wir zu bezahlen hatten, aber wir waren uns darüber klar, dass wir ihn zahlen würden. Wir standen auf und gaben uns die Hand zum Lebewohl, und jeder Händedruck war ein Versprechen.



Dreizehntes Kapitel

EINE LANGE REISE

Schliesslich hatte ich alles beieinander: Pass, Visum, Geld und Fahrkarte. Zwischen Schweden und Russland gab es keine andere Verbindung als den Luftweg von Stockholm nach Moskau, aber das Beste war gerade gut genug. Es waren unserer zehn im Flugzeug, die eine Hälfte Skandinavier, die andere Hälfte Engländer, welche auf diesem Umweg nach Hause reisten.

In der Frühe verliessen wir Stockholm und trafen gegen Mittag in Riga ein. Wenige Tage vorher hatte Russland die Baltischen Staaten besetzt. In Estland sah es ruhig aus, aber der Aufenthalt dauerte nur kurze Zeit, und wir hatten weder Zeit noch Gelegenheit, viel zu beobachten. Am Abend landeten wir auf dem Flugplatz von Moskau.

Unsere Reise war im voraus bezahlt worden, das Hotelzimmer und die Mahlzeiten inbegriffen. Ein tiefer Ernst lag über der roten Hauptstadt. Wir mussten mehr als eine Woche warten, um einen Platz in der Sibirischen Bahn zu erlangen. Das offizielle Verkehrsbureau «Intourist» nahm sich unser an. Man sorgte gut für uns, aber wir hatten doch den Eindruck, dass Moskau keinen grossen Wert auf Fremdenverkehr legte.

Unser Besuch in Russland war allerdings keine Ferienreise.

Vor fünfzehn Jahren hatte ich mich als junger Student in Moskau aufgehalten. Selbst zu jener Zeit gab es nicht viel Komfort, aber es war interessant und spannend. Man sah flatternde Fahnen und hoffnungsfrohe Menschen. Das Leben schien schöner und üppiger zu werden. Es gab Massenversammlungen mit Plakaten und Gesängen. Nun zeigte Moskau eine eintönige Entschlossenheit. Soldaten füllten die Strassen. Ihre Ausrüstung war ausgezeichnet, und sie waren besser gekleidet als das gewöhnliche Volk, aber sie sangen nicht. Es kam mir so vor, als bereiteten sie sich auf eine drohende Gefahr vor, ohne zu wissen, von welcher Seite sie kommen würde. Man brauchte Maschinen und Waffen an Stelle von Grundsätzen und Anleitungen zur Weltrevolution. Das einzige Land, dessen Name hier einen guten Klang hatte, waren die Vereinigten Staaten, aber selbst in Moskau sah man überall Deutsche in den Hotels.

Unsere Mahlzeitenkarten reichten nur für einen kurzen Aufenthalt, aber die Kleider waren knapp, und wir hatten bald genügend Geld in Händen, nachdem wir einen Mantel und einen Badeanzug verkauft hatten. In den Läden konnte man lediglich Nahrungsmittel und Wodka erhalten.

Eine Woche nach unserer Ankunft bestiegen wir die Sibirische Bahn. Es war ein Schnellzug, aber die Reise dauerte trotzdem neun Tage. Das Essen erinnerte an frühere Zeiten. Die Fenster hatten Vorhänge mit Troddeln, und die Kellner fragten, ob man Huhn oder Fisch, Früchte oder Eis wünsche. Alle

Bestellungen wurden sorgfältig aufgeschrieben, worauf wir Rindsbraten und Pudding erhielten.

Die Tage waren lang und trübe. Wir spielten untereinander und mit russischen Offizieren, die sich freundlich, aber gleichgültig verhielten, Karten oder Schach. Die Offiziere lehnten es ab, über Politik zu sprechen, zeigten jedoch einen lebhaften Wunsch, uns unsere Armbanduhren abzukaufen.

Sibirien sah besser aus als sein Ruf ist. Wir sahen wenig Strassen, aber viele Flugplätze. Schliesslich hatten wir den anscheinend endlosen Kontinent durchfahren und erblickten wieder den Ozean.

Wir wussten, dass Wladiwostok eine Stadt war, um die man sich sehr bemüht hatte, verstanden jedoch nicht, warum. In der Umgebung wurde überall gearbeitet und viele Pläne schienen in Ausführung begriffen zu sein, aber nirgends stiess man auf Freude oder Begeisterung. In Wladiwostok mussten wir wiederum warten. Auch hier waren die Hotels gefüllt, aber lediglich mit Wanzen. Deutsche gab es keine dort.

Der Vertreter der «Intourist», der uns auf der Reise begleitete und als Dolmetscher, Berater und Propagandist diente, bedauerte, dass unsere Reise durch Sowjetrussland nicht bequemer gewesen sei. Er sagte indes, dass es auf dem japanischen Dampfer nach Tsuruga nicht besser sei. Der Onkel Intourist log nicht. Beim Abschied lehnte er ein Trinkgeld entrüstet ab, nahm jedoch mit Vergnügen einen schwedischen Anzug und einen Rasierapparat zur Erinnerung an.

Wir brauchten drei Tage, um auf einem Frachtdampfer, der der koreanischen Küste entlang fuhr, nach Japan zu gelangen.

Dann fuhren wir nach Tokio und Yokohama, wo sich die Reisesellschaft auflöste. Nun aber wurde es schwer, weiterzukommen. Die Schiffe waren überfüllt. In Japan herrschte eine fieberhafte Tätigkeit. In den Läden sah man weit mehr Waren als in Russland, aber die meisten waren Ersatzwaren. Auch hier fanden wir viele Deutsche in den Hotels.

Es war schwierig gewesen, die russische Mentalität zu erfassen, aber mit der japanischen erging es uns nicht besser. Man erzählte sich auf den Konsulaten, dass der Krieg beim gewöhnlichen Volk unbeliebt geworden sei, da der Lebensstandard dauernd abwärts ging. Jahr um Jahr sandten die Leute ihre Söhne nach China und erhielten als Gegenleistung nichts anderes als Siegesmeldungen und kleine weisse Büchsen, die wahrscheinlich die Asche der Helden enthielten. Es war bei Androhung von weltlichen und geistlichen Strafen verboten, die Büchsen zu öffnen, aber man flüsterte trotzdem überall, dass sie nichts anderes enthielten als Sand vom Schanghaier Strand.

Die Zeitungen entfalteten die seltsamste Propaganda. So veröffentlichte der «Japanische Anzeiger» einen Aufruf, den Tag der Kaninchen zu feiern, zu Ehren jener bescheidenen Geschöpfe, die ihr Fell für das Heer und das Vaterland opferten und dem Volk damit ein Beispiel gaben. In den Strassen sprachen junge Fanatiker durch Lautsprecher gegen die fremde Kultur und die weissen Teufel.

Überall stiess man auf eine seltsame Mischung von Mystizismus und gesundem Menschenverstand. Man sah Arbeiter mit hölzernen Sandalen in ultramoderne Werkstätten und Fa-

briken eilen. Die Frauen schritten demütig drei Schritte hinter ihren Gatten her. Sie trugen ihre schönen langen Kimonos mit dem ungesunden und unpraktischen Gürtel, der aus vielen Metern steifer Seide besteht, aber sie besuchten trotzdem moderne Sportplätze und schwammen in öffentlichen Schwimmbädern, ohne einen Badeanzug zu tragen. Die Nahrung schien eher aus einem modernen Laboratorium als aus primitiven orientalischen Küchen zu stammen. Die modernsten Flugzeuge enthielten die besten automatischen Sicherheitsvorrichtungen und trugen gleichzeitig Bilder, die die bösen Geister fernhalten sollten. Nein, es war nicht leicht, die Seele des modernen Japans zu verstehen, die vielleicht auch nur ein Ersatz war.

Nachdem ich drei Wochen gewartet hatte, erschien ein norwegischer Frachtdampfer, der mich nach Los Angeles mitnehmen wollte. Ich befand mich wieder auf norwegischem Boden. Das Schiff hatte sich am 9. April auf hoher See befunden. Durch den Rundfunk kamen verwirrende und sich widersprechende Befehle. Oslo teilte mit, es solle sofort heimkehren. London und Stockholm gaben bekannt, es möge alliierte oder neutrale Häfen aufsuchen. Wie alle norwegischen Seeleute, hatten sich die Offiziere und Mannschaften dieses Schiffes der norwegischen Regierung zur Verfügung gestellt. Seit dem Tag der Invasion hatte kaum einer etwas von seiner Familie in Norwegen erfahren.

Der Stille Ozean machte seinem Namen alle Ehre. Wir hatten eine ruhige Überfahrt.

Los Angeles, San Francisco – Amerika! Vielleicht war das

Bild, das sich mir bot, nicht viel anders, als ich erwartet hatte. Überfluss und Verschwendung, Lärm und Verkehr, ein Lichtermeer in der Nacht, die ungeheuren Dimensionen aller Dinge – all das fand ich bis zu einem gewissen Grad niederdrückend. Ich prüfte mein Herz. Es war nicht Neid, was ich empfand, eher Angst, dass diese reichen und praktischen Menschen wahrscheinlich nicht an den Geist glaubten. Man konnte nicht sagen, dass man nicht freundlich und entgegenkommend behandelt wurde – im Gegenteil, auf diesem Gebiet tat man eher zu viel des Guten. Wie aber sollte man je erwarten können, dass diese selbstbewussten und selbstsicheren Menschen auf den Gedanken kamen, im Nationalsozialismus eine Bedrohung für alle freien Völker zu erblicken.

Ich begab mich in das Gebiet nördlich und östlich von Seattle, wo norwegische Ansiedler lebten. Der Eindruck war derselbe wie an der Küste. Man empfand Mitleid mit uns, Mitleid darüber, dass der Krieg uns verschlungen hatte. Ich stellte fest, dass auch wir diese Ansicht gehabt hatten, wenn es sich um andere Länder handelte. Was konnten wir von diesem grossen Volk erwarten, das einen solchen Überfluss an Freiheit und an Gütern besass und bei dem die Möglichkeiten immer noch unbegrenzte waren.

Das war das norwegische Amerika. Es erstreckte sich der Küste des Staates Washington entlang, über das Gebirge von Montana, die Prärien von Dakota und die reichen Berge von Minnesota, Iowa und Wisconsin. Überall stiess man auf norwegische Farmer und Handwerker. Sie waren vor vielen Jahren hierher gekommen, oder ihre Väter hatten sich bereits hier

niedergelassen, da es in der Heimat zu eng war. Sie fanden mehr Raum, als sie brauchten, und sie besaßen vor allem Sicherheit. Nun waren sie geachtete Bürger mit gleichen Rechten in dem grossen Amerika. Und doch liebten sie Norwegen noch, das alte Norwegen, so wie es war, klein, arm und hart. An den Wänden ihrer Wohnungen hingen Bilder der kleinen grauen Häuser in der Heimat, wo die Armut trotz allem eine gewisse friedliche Würde besass.

Ja, Interesse und Sympathie waren da. Sie wünschten zu helfen, aber eines wollten sie nicht opfern, etwas, weswegen sie über den Ozean gekommen waren – ihre Sicherheit. Ihre Vorfäter waren noch in Segelschiffen über das Meer gesegelt und hatten von gefährlichen Reisen berichtet. Nun aber lag Europa für sie fern, sehr fern.

Manche von ihnen sagten gerade heraus: «Aber Sie können doch von uns nicht erwarten, dass wir den Krieg erklären und unsere Jungen hinüberschicken?»

Nein, wir erwarteten gar nichts. Wir konnten ihnen nur sagen, dass auch wir einmal der gleichen Meinung gewesen waren. Die Zeit würde beweisen, ob es sich bei diesem Kampf nur um einen Krieg um gewisse Häfen und Gebiete oder um einen Krieg um Ozeane und Kontinente und die Freiheit auf Erden handelte. Die Zeit aber war kostbar geworden.

In der Geschichte eines Volkes spielen natürlich einige Jahre mehr oder weniger keine grosse Rolle. Auf der anderen Seite erlebt ein Volk immer nur wenige Generationen auf einmal; jeder Mensch aber sollte stets das Notdürftigste zum Leben besitzen. Hier im mittleren Westen, wo es Tausende von

Quadratmeilen schwerer Weizenerde gibt, war es natürlich leicht, von Generationen zu sprechen und zu sagen, dass Gottes Mühlen langsam mahlen.

Und doch war es ein begeisterndes Erlebnis, dieses norwegische Amerika, diese fremden Landsleute kennenzulernen. Sie versammelten sich in ihren nackten und nüchternen Kirchen. Sie sassen in den Kellergewölben der Kirche bei einer Tasse Kaffee, um etwas über Norwegen zu hören. Ihre gleichmütigen Gesichter zeugten nur von Arbeit, aber ihre Augen leuchteten. Es lag eine Gewalt in diesen Zügen und eine Güte in ihren klaren Augen. Mit leeren Händen waren sie in diese wilden Prärien gekommen und hatten dazu beigetragen, einen Staat aufzubauen. Sie waren genau wie unsere Leute daheim. Wir aber mussten unser Land zurückgewinnen, gewiss unfruchtbarer und ärmer, als es zuvor gewesen, aber wir würden es schöner und freier wieder aufbauen.

Im Spätherbst traf ich in Washington ein. Ich begab mich zur norwegischen Gesandtschaft, die einer der wichtigsten Mittelpunkte für das freie, kämpfende Norwegen geworden war. Dort traf ich Kommodore Askim, der mit seiner Frau ebenfalls die Reise um die Welt gemacht hatte. Sein Schiff war nochmals torpediert worden, aber er hatte Glück gehabt. Es schien ein Wunder, dass es unserer Regierung und unserer Diplomatie in so kurzer Zeit gelungen war, einen neuen Regierungsapparat ausserhalb des Landes aufzubauen und mittels eines neuen Nachrichtendienstes genaue Nachrichten zu übermitteln. Nicht alle Nachrichten indes waren günstig. Unser

Land war der Ausbeutung preisgegeben und die Gestapo fleissig am Werk, um dem Volk die nationalsozialistische Weltanschauung beizubringen.

Die provisorische Regierung in Oslo bestand ausschliesslich aus Männern der Quisling-Partei. Alle früheren politischen Parteien wurden als ungesetzlich erklärt, mit Ausnahme von Quislings kleiner, unbedeutender Gruppe.

Die Zivilverwaltungen der verschiedenen Ortschaften wurden aufgelöst, sobald sich genügend Verräter zur Besetzung der Posten fanden. In Narvik wurde ein Eisenbahntelegraphist namens Traeldal zum Bürgermeister «ernannt». Traeldal hatte immer zum Nationalsozialismus geneigt und nur bei Sundlo Unterstützung gefunden, während er vom Volke gemieden oder verspottet wurde.

Die Gefängnisse waren überfüllt. Man hatte Konzentrationslager eingerichtet, in die hunderte unserer besten Leute wanderten. Auch ich erhielt schlechte Nachrichten. Ellen war von der Gestapo verhaftet worden. Man hatte sie jedoch nicht eingekerkert, sondern überwachte sie nur.

Sonderbarerweise waren die Radioapparate noch nicht beschlagnahmt. Die Deutschen glaubten anscheinend immer noch, dass sie das Volk durch ihre Propaganda gewinnen könnten. Natürlich war es verboten, die fremden Stationen zu hören, aber nun bestand ja das ganze Volk aus Rechtsbrechern. Wir konnten immer noch mit Norwegern sprechen.

Der Strom der Flüchtlinge, die sich in Booten oder über die Berge retteten, wuchs immer mehr an. Wir vernahmen, dass

die unterirdischen Gesellschaften gut organisiert waren und rasch und geräuschlos arbeiteten. Die Heimatfront wurde nicht mehr von Dilettanten geleitet. Man hatte rasch von der Neuen Ordnung gelernt. Die Zeitungen berichteten von Lawinen in den Bergen. Strassen und Eisenbahnlinien wurden hinweggefegt. Anscheinend waren selbst die Berge ungeduldig geworden.



Vierzehntes Kapitel

IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

Während in Norwegen noch gekämpft wurde, stellte man die norwegische Handelsflotte unter einer besonderen, von der Regierung ernannten Kommission in Dienst. Dadurch wurde die «Norwegische Schiffs- und Handelsgesellschaft» die grösste Schifffahrtsgesellschaft der Welt. Man schuf eine neue Verwaltung mit Zentralen in London, Montreal und New York. Ungefähr 25'000 Matrosen und tausend Schiffe wurden für die Transportschlacht und das Wettrennen um die Zeit eingesetzt.

Als ich im Dezember des Jahres 1940 die New Yorker Zentrale besuchte, war sie bereits vollkommen eingerichtet und arbeitete reibungslos. Es herrschte dort rege Tätigkeit. Trotzdem sie hundert Beamte und Angestellte zählte, fehlte es jedoch an technischem Personal. Unsere Schiffe, die meist neueren Datums waren, hatten alle Ozeane der Welt befahren. Sie waren unser Stolz und stellten einen grossen Teil des Volksvermögens dar. Durch sie besass unser relativ armes Volk die Mittel, um unseren hohen Lebensstandard und unsere Kultur halten zu können. Die norwegische Handelsflotte war für einen friedlichen Wettbewerb im Welthandel gebaut

worden; stets aber, wenn es sich darum handelte, um die Freiheit der Meere zu kämpfen, stand sie in vorderster Linie. Der erste Weltkrieg hatte Norwegen die Hälfte seiner Vorkriegstonnage gekostet, ein Verlust, der grösser war als der jeder anderen kriegführenden Nation. Nun, da unser Land vom Feind erobert und besetzt worden war, verlieh uns unsere Handelsmarine eine Stellung, die von den Alliierten geschätzt wurde. Die Fahrten waren derart schwierig, die Gefahr so gross, dass nur die Leistung zählte. Zweihundertzweiundsiebzig Tanker stellten aber einen wesentlichen Beitrag dar. Ich betrachtete die Tabellen und Abbildungen unserer schönsten Schiffe, von denen manche mit einem schwarzen Kreuz bezeichnet waren.

Ich kam mit Matrosen zusammen, die auf ihre nächste Reise über den gefährlichen Atlantik warteten. Eines Abends trafen wir uns in einem Restaurant. Es war nicht gerade ein geeigneter Ort, um eine Unterhaltung zu pflegen. Matrosen, die über zu viel Kleingeld verfügten, liessen das Grammophon ununterbrochen spielen. Der Lärm war geradezu phantastisch.

Die Matrosen sprachen im Allgemeinen nicht von ihren Erlebnissen. Wenn sie einmal eine ruhige Nacht an Land verbringen konnten, wollten sie sich die Stimmung nicht verderben.

«Wir laufen morgen aus», erzählte ein stämmiger Matrose. «Was halten Sie von der Lage in Norwegen? Jedesmal, wenn ich bei Eiern und Speck in der Messe sitze und an die Meinen zu Hause denke, widersteht mir das Essen.»

Wir sprachen von der Heimatfront und erwähnten, dass ei-

nige Zeitungen vom passiven Widerstand in Norwegen berichteten. Abgesehen von dem Umstand, dass wir keine Waffen besaßen, erwies sich der Widerstand jedoch als durchaus aktiv. Überall stiess die Neue Ordnung auf Sabotage und Ablehnung. Die Ernährungslage wurde immer schwieriger. Früher oder später musste die Hungersnot einsetzen.

«Wir halten gewiss durch», sagte der Matrose, als wir uns verabschiedeten, «aber wir fürchten, dass wir nur noch Gräber vorfinden werden, wenn wir nach Hause kommen.»

Diese Meinung herrscht bei allen norwegischen Seeleuten vor. Sie sind härter und zäher als Landbewohner, aber auch leichter erregbar und sentimentaler. Der schwere, einförmige Dienst, der von Augenblicken grosser Aufregung und höchster Gefahr unterbrochen wird, ruft einen merkwürdigen Zwiespalt hervor. Die langen und einsamen Stunden auf der Wacht, die von der Angst um die Lieben zu Hause erfüllt sind, die U-Boot-Psychose, die Schreckensszenen, die sich in den Rettungsbooten abspielen, rufen eine ganz besondere Wirkung hervor. Die Matrosen leisten zwar ihre Arbeit und empfinden nicht einmal besonders die Bürde, die der Krieg ihnen auferlegt hat; auf der anderen Seite aber lastet die Angst um ihre Lieben umso stärker auf ihnen. Wir haben stets den Eindruck, dass uns genügend Zeit zur Vorbereitung der Befreiung zur Verfügung steht und sind daher ruhig. Die Leute auf den Schiffen aber arbeiten stets in grösster Hast. Sie bringen die reichen, schweren Ladungen nach England und zu den anderen Verbündeten, aber nie können sie Nahrung nach Norwe-

gen schaffen. Die Moral der Seeleute hängt daher davon ab, dass man ihre Lage versteht. Vielleicht ist es aber auch eine Frage, ob wir vom Lande uns überhaupt mit ihnen vergleichen können.

Man lud mich ein, nach dem Westen zurückzukehren. Ich besuchte die meisten wichtigen norwegischen Orte und hielt dort Vorträge. Unsere Landsleute schienen nun etwas weniger Mitleid mit uns zu empfinden; dafür fürchteten sie aber nun für ihr eigenes Schicksal. Immerhin war die Ansicht vorwiegend, dass sie lediglich Zuschauer bei diesem unerklärlichen Drama waren.

Bisweilen hatte ich den Eindruck, man übertreibe die Tatsache, dass Norwegen in den Mittelpunkt der Ereignisse getreten war. Oft musste ich Bemerkungen hören wie: «Wahrscheinlich haben Sie mich bei Ihrem letzten Vortrag bemerkt. Ich habe eine Tante in Bodö. Natürlich haben die Deutschen sie erschossen.» Wenn ich dann zum Trost sagen konnte, dass nicht viele Zivilisten erschossen worden seien, so beleidigte man ihren Stolz.

Im Grossen und Ganzen erwiesen sich das Gefühl der Sympathie und der Wunsch zu helfen stärker als die Neigung zur Übertreibung und zur Sensation. Die Beziehungen zwischen den Auswanderern und den Daheimgebliebenen waren stets sehr enge gewesen, und der Strom der materiellen Vorteile ging die gleiche Richtung wie der Golfstrom. Viele Familien in Norwegen hatten ihr neues Heim mit dem Geld amerikanischer Verwandter gebaut oder damit das alte repariert. Gleich nach der Invasion bildeten sich in den Vereinigten Staaten

Hilfskomitees für Norwegen, und die Sammlungen an Geld und Materialien stiessen nur auf eine Schwierigkeit, nämlich die, sie den Leuten zukommen zu lassen.

Trotz der Absperrung trafen nun ständig Nachrichten aus Norwegen ein, bisweilen sogar Briefe. Man hatte sie zwar geöffnet und zensuriert, aber es waren doch Lebenszeichen.

Auf der Fahrt durch die Fjorde hatten Ellen und ich über Mittel und Wege gesprochen, wie wir uns verständigen könnten, wenn es möglich war, Briefe auszutauschen. Wir vereinbarten einen Code, der auf gemeinsamen Erinnerungen aufgebaut war. Dabei bedienten wir uns einer Reihe von Onkeln und Tanten, die in wichtigen Orten in Norwegen wohnten, aber nur in unserer Phantasie lebten. Der mürrische alte Onkel Erich bezeichnete die Gestapo. Natürlich wurde er mit der Zeit immer unangenehmer und misstrauischer und gestattete den Jungen keine Freiheit.

Das wirkte. Die Einzelheiten über Familiennachrichten wurden von den Zensoren nicht schwarz übermalt, so dass ich mit der Zeit ein klares Bild über die Vorgänge in der Heimat bekam. Dann trat eine' Unterbrechung des Briefwechsels ein, obwohl andere Post immer noch durchkam. Ich befürchtete das Schlimmste und hoffte das Beste.

Schliesslich erhielt ich Grüsse von Londoner Freunden und Briefe von meinem Vater. Die Dinge begannen Gestalt anzunehmen. Mein Vater war nie gern gereist, und manche Arbeiten lagen dem alten Herrn nicht. Er hatte das Leben stets so genommen, wie es kam, und nun ging alles in Hast und Eile

vor sich. Während der schlimmsten Bombardierungsperiode schuf Norwegen in London einen vollkommen neuen Regierungsapparat.

Den ganzen Winter über hielt ich Vorträge. Im Februar 1941, als ich mich gerade in Sioux Falls in Süddakota befand, bekam ich ein Telegramm aus Stockholm. Ellen und Siri hatten die Grenze überschritten. Wahrscheinlich sandte man sie über Russland, Sibirien und Japan nach den Vereinigten Staaten, falls sich die Möglichkeit dazu ergab. Von da an las ich begierig alles, dessen ich habhaft werden konnte, um mich über die Lage im Fernen Osten zu unterrichten. Schliesslich lernte ich einen Journalisten kennen, der die tröstende Auffassung hegte, es würde sich dort bis zum nächsten Frühling nichts verändern.

Einen Monat später, als ich mich im Osten aufhielt, erhielt ich eine persönliche Mitteilung von unserer Gesandtschaft in Tokio.

Wir trafen uns in Chicago. Ich fand beide ein wenig bleich; Siri hatte sich für alle jene seltsamen Dinge interessiert, die sie unterwegs sah. Norwegen lag für sie bereits weit zurück. Sie erinnerte sich nicht mehr an vieles, ihre Mutter jedoch umso mehr.

Eine Zeitlang hatten sie in der Hütte am Fusse des Berges im Fjord gelebt. Dann waren sie nach Narvik zurückgekehrt, wo sie bei Freunden wohnten. Die Deutschen hatten viele Arbeiter zurückberufen und liessen sie die Eisenbahn- und Hafenanlagen wieder instandsetzen. Die bewohnbar gebliebenen Häuser waren von Menschen überfüllt, und überall baute man Baracken.

Unser Haus war noch intakt geblieben, als sie zurückkehr-

ten. Es wohnten dort deutsche «Schauspielerinnen», die man hatte kommen lassen, nachdem der Kampf zu Ende war, um die «Moral der deutschen Truppen zu heben». Man erlaubte Ellen, Siris Kleider zu holen, aber ihre eigenen wurden von den Damen getragen. Wichtige Persönlichkeiten hatten in dem Hause gewohnt, unter anderen Reichskommissar Terboven, der eine Inspektionsreise nach Narvik unternahm. Um diese Zeit kapitulierte Frankreich, und die Nachbarn erzählten, dass an jenem Tag im Hause der Schauspielerinnen ein grosses Fest gefeiert wurde.

Anfangs hatten die Deutschen ihr keine Beachtung geschenkt. Ein Offizier gab ihr sogar einen Pass. Aber das war eine Falle, denn als sie versuchte, das Land zu verlassen, wurde sie im Zug verhaftet und nach Narvik zurückgebracht. Ihr Gepäck wurde durchsucht, und sie musste sich einer Leibesvisitation unterwerfen.

Einen ganzen Tag lang fragte man sie aus. Siri unterbrach jedoch das Verhör so oft zur rechten Zeit, dass man sie schliesslich auf ein Soldatenbett legte, wo sie einschlief. Ellen selbst wusste nicht, was mit ihr geschehen würde. Nach einigen Wochen erhielt sie die Erlaubnis, sich nach Oslo zu begeben, wo sie jedoch überwacht wurde.

Ich fragte sie, wie sie es zustande gebracht hätte, ohne Geld auszukommen.

Das sei nicht so schwer gewesen. Die Deutschen hätten an dem Geld von Privatpersonen nicht viel Interesse gehabt. Sie druckten neues norwegisches Geld, und nun gab es im Land mehr Banknoten als je zuvor. Auf der anderen Seite konnte

man immer weniger kaufen. Selbst während des ersten Winters hatte es fast kein Fleisch gegeben. Da man alles rationierte, war es verhältnismässig leicht, Geld für die wenigen Sachen zu bekommen, die man frei verkaufen konnte. Dabei half man allen, die sich in Not befanden. Unter den treuen Norwegern hatte sich eine Art von Freimaurerei herausgebildet. Es gab nicht viele Quislinge, und von unseren Freunden war kein einziger zu den Deutschen übergegangen.

Über Oslo lastete in jenem ersten Winter eine seltsame Atmosphäre. Im Allgemeinen wussten die Leute nicht viel. Vielleicht war man über die Ereignisse in Norwegen in den Vereinigten Staaten besser unterrichtet als die Norweger selbst; aber es war ein Erlebnis, zu sehen, wie das Volk reagierte. Es schien, als wenn sich unter der Oberfläche ein neuer sozialer Organismus bildete. Jeder arbeitete im geheimen. Überall waren illegale Gruppen am Werk. Wenige wussten, wie man eine solche Geheimorganisation aufziehen sollte, aber es schien sich ein System herauszubilden, wie man es aus den russischen Romanen des 19. Jahrhunderts kannte. Nur die Vertrauensleute wussten, was im Nachbarsektor vorging, aber niemand hatte eine Ahnung, wer eigentlich der Führer war.

Geheimsender klagten die Deutschen an und verkündeten die Namen derjenigen, die Verräter an ihrem Lande geworden waren. Illegale Zeitungen verbreiteten Nachrichten und Witze über Quisling und Terboven. Die norwegische Sendung des Londoner Rundfunks war täglich ein Ereignis.

Man hatte Ellen versprochen, ihr zu helfen, aber selbst

nachdem sie sich bereits ausser Landes befand, wusste sie nicht, wer ihr die Flucht ermöglichte. Ihr war nur gesagt worden, sie müsse sich in einer bestimmten Woche zum sofortigen Aufbruch bereithalten. Den Tag selbst wusste sie nicht. Selbst ihre nächsten Verwandten durften nicht wissen, dass sie das Land verliess.

In einer Nacht holte man sie plötzlich mit Siri ab. Auf der Reise wurden verschiedene Transportmittel verwendet, von denen ein jedes von einem neuen Führer bedient wurde. Den letzten Teil des Weges mussten sie zu Fuss gehen. In der Nähe der Grenze erschien ein Junge und trug Siri durch die Wälder nach Schweden.

In Stockholm traf sie Freunde an. Die Reise durch Russland und Sibirien schien endlos, aber schliesslich hatte sie nur ein Kind. Andere Mütter mussten mit drei oder vier Kindern reisen.

Nun fuhren wir alle drei in unserem Fordwagen durch das Land. Wir kamen uns wie Missionare vor und wurden auch so behandelt. Wir predigten ein Evangelium, mussten jedoch hinsichtlich der Gebote vorsichtig sein und es der Gemeinde überlassen, die Lehre auszulegen und daraus ihre eigenen Schlüsse zu ziehen.

Wir hatten ein angenehmes, aber kein ruhiges Leben. Insbesondere für Siri wäre ein regelmässigeres Leben besser gewesen. Im Herbst des Jahres erlebten wir die Freude, den Auftrag zur Eröffnung einer norwegischen Geschäftsstelle in Minneapolis zu erhalten, wo ein Heim errichtet wurde.

Eine der ersten Neuigkeiten, die die Geschäftsstelle be-

kanntgab, war eine kurze Mitteilung, dass Viggo Hansteen in Oslo hingerichtet worden sei. Am 10. September wurde er und ein junger Arbeiter, namens Rolf Vickström, von einem Nazi-gericht zum Tode verurteilt. Man erschoss sie noch am gleichen Abend.

Später trafen weitere Einzelheiten ein. Ein Streik war in gewissen, von den Deutschen überwachten Betrieben in Oslo ausgebrochen, worauf der Belagerungszustand erklärt wurde. Geschlossene Lastwagen mit Gefangenen fuhren täglich durch die Strassen. Die meisten Arbeiterführer, die sich noch in Freiheit befanden, wurden verhaftet und gleichzeitig hunderte anderer Männer, die gar nichts mit dem Streik zu tun hatten, wie Zeitungsleute, Sportführer, Lehrer, Geschäftsleute. Sogar der Rektor der Universität Oslo war verhaftet worden.

Dann kamen die Befehle der Gestapo in dichter Folge. Die grosse Arbeiterorganisation wurde ebenso aufgelöst wie offensichtlich harmlose Gesellschaften, z.B. die Heilsarmee und die Pfadfinder. Selbst Gesellschaften, die sich gebildet hatten, um zerstörte Häuser wieder aufzubauen und notleidenden Familien zu helfen, verfielen der Auflösung.

Nach und nach trafen immer mehr Nachrichten dieser Art ein. Während des Winters widmeten die Deutschen besonders den Kirchen und Schulen ihre Aufmerksamkeit. Die Nationalsozialisten, die mit Quisling zusammenarbeiteten, versuchten, uns Gesetze aufzuzwingen, die dahin zielten, durch die Erziehung der Jugend das ganze Volk nationalsozialistisch zu machen. Die Eindringlinge hatten uns bereits alles genommen, was wir besaßen. Nun wollten sie uns das Höchste rauben,

was wir besaßen, die Seele des zukünftigen Norwegens. Die Kirchenvorsteher und die Schulbehörden wandten sich jedoch sofort energisch gegen diesen schlimmsten aller Verrate.

Der Kampf zwischen den Quislingen und dem Klerus endete mit einem vollkommenen Bruch mit den Nationalsozialisten. Die norwegische Kirche kämpfte für die Kinder und war die einzige im besetzten Europa, die es wagte, furchtlos ihre Stimme zu erheben. Die Lehrer legten einstimmig und empört Protest ein und gelobten einander, niemals das Ideal einer freien und unabhängigen Erziehung, wie sie durch die norwegische Verfassung gewährleistet war, zu opfern. Hierauf brachte man die Lehrer zu Hunderten in die Konzentrationslager, aber weder eine harte Behandlung noch Schmeicheleien konnten ihre Gesinnung brechen.

Wir erhielten Nachrichten über fast unglaubliche Fälle von Terrorismus und von heldenmütigem Widerstand, und das machte uns stolz und demütig, krank und glücklich zu gleicher Zeit.

Gegen Ende des Winters unternahm ich erneut eine Vortragsreise, diesmal nach Ohio und New York, wo ich vor verschiedenen Colleges sprach. Es war äusserst interessant, zu beobachten, wie die amerikanischen Studenten über Kriegs- und Friedensfragen dachten. Wiederum musste ich feststellen, dass sie dieselben Gedanken hegten, von denen sich Norwegen vor dem 9. April 1940 hatte einlullen lassen.

Nach den Vorträgen gab es meist eine Diskussion, in denen Fragen gestellt und beantwortet wurden. Die Studenten sagten, sie verstanden sehr wohl, dass wir unvorbereitet waren und zu

wenig Waffen besessen hätten, aber sie wollten nicht begreifen, dass wir uns derart hatten überrumpeln lassen.

Es war nicht leicht, eine logische und einleuchtende Antwort zu geben, und anfangs wirkten meine Antworten nicht sehr überzeugend. Der Überfall auf Pearl Harbour jedoch bewirkte den Umschwung.

Nun aber musste ich feststellen, wie stark die Wirkung dieses Ereignisses war. Wenn junge Leute ihre Ansichten ändern, so geschieht dies meist rasch und radikal. Aus diesem Grunde hatten mich Studentenversammlungen stets angezogen. Die jungen Leute waren nie gleichgültig. Nun glühten ihre Augen vor Begeisterung. Unsere Sache war die ihrige geworden.

Eines Abends, nach einer Versammlung in einem College im Staate New York, lud mich der Rektor zu einer weiteren, Diskussion in sein Haus ein. Die meisten Professoren der Fakultäten waren anwesend. Ein alter Professor sagte mir, er habe den Eindruck, dass ich die Seele des Studenten verstehe. Vor dem 7. Dezember habe sich die Mehrheit der Studenten mehr oder weniger passiv verhalten. Gleich darauf aber traten alle für die Intervention ein. Viele wünschten ihre Studien zu unterbrechen, obwohl sie in wenigen Monaten vor dem Examen standen. In ihrer Ungeduld fürchteten sie, dass die ganze Sache vor den Weihnachtsferien auf fliegen könnte.

Der Professor fragte mich dann, ob ich mich über die Entwicklung freue, die die Ereignisse genommen hatten. Gleich darauf aber fügte er hinzu, ich solle diese Frage nicht beantworten, da sie unfair sei. Er selbst wolle die Antwort darauf erteilen.

Amerika habe einen schändlichen, fast entehrenden Schlag erhalten, der einen grossen Verlust an Menschen und Material herbeiführte. Nun aber freue er sich, dass das Land auf diese Weise in den Krieg gehe.

Wie wäre die Lage gewesen, wenn Japan anders vorgegangen und zunächst Russland angegriffen hätte? Amerikas umsichtiger Präsident wäre auch dann gezwungen gewesen, zu handeln. Aber hätte ein solcher Schritt die Zustimmung des ganzen Volkes gefunden? Würden sich nicht Zweifel erhoben haben, wenn die Kriegserklärung erlassen war und die Verlustlisten eingingen? Es war nicht angenehm, zuerst zuzuschlagen. Nun aber überzeugte der Angriff jeden Bürger der Vereinigten Staaten davon, dass Amerika keine andere Schuld traf, als sich denselben Illusionen über den Frieden hingeben zu haben wie die anderen freiheitsliebenden Völker auch.

Der alte Professor sagte das, wie wenn er halb zu sich selbst spräche und seine Ansichten über die neue Lage klarstellen müsse, die auf das Leben der zukünftigen Generation Einfluss haben würde. Nun wandte er sich direkt an mich.

«Sie teilten heute der Versammlung mit, was sich in Norwegen und in Narvik ereignete. In gewisser Hinsicht handelt es sich dabei um ein Schicksal, das die ganze zivilisierte Welt getroffen hat. Ich bin ein alter Humanist, und meine Arbeit wird vielleicht keine grosse Wirkung für die Zukunft haben. Aber ich kann mich nicht der Überzeugung verschliessen, dass wir Menschen letzten Endes trotz allem, was vorgefallen ist, geistige Wesen sind. Diejenigen, welche diese Ideale haben, bilden ein Volk über alle Grenzen hinweg.

Wir sind alle durch Schiffe überrascht worden, die plötzlich aus dem Nebel auftauchten und unsere angenehme Welt zerrümmerten. Nun ist auch an uns die Reihe gekommen. Von jetzt an ist der Krieg eher ein Krieg Amerikas denn der anderen Völker. Amerika kann ihn verlieren, aber es kann ihn auch gewinnen.

Ich nehme an, dass unsere Feinde sorgfältige Berechnungen angestellt haben, bevor sie ihren Angriff unternahmen. Sie stellten fest, dass wir schlecht gerüstet waren. Ich nehme an, dass es so war. Ich denke dabei nicht nur an die militärische Seite der Angelegenheit, denn davon verstehe ich nicht viel. Ich denke an die jungen Männer, die diesen Krieg durchfechten müssen. Unsere jungen Leute sind zum Kriege selbst schlecht gerüstet. Sie sind glückliche, egozentrisch eingestellte Kinder der Freiheit und der Demokratie. Sie sind undiszipliniert und wagemutig und wissen vielleicht nicht, was die Freiheit eigentlich ist, da sie nie etwas anderes gekannt haben.

Aber sie besitzen doch, was benötigt wird. Disziplin und die Kenntnis des Gebrauchs der Waffen sind schliesslich lediglich Fragen der Technik. Die moderne amerikanische Jugend aber wird den Kampf nie aufgeben. Wir können uns auf sie verlassen, gerade weil sie vorher ein so schönes Leben hatte. Wir werden im Verein mit den anderen Völkern siegen. Sie können versichert sein, dass Norwegen wieder frei wird und dass Sie ihre kleine Stadt wieder aufbauen können.»

In viel besserer Stimmung als zuvor reiste ich nach Westen weiter. Im folgenden Herbst kam ich wieder in die gleiche Gegend und traf mit denselben Studenten zusammen. Sie waren

nun nicht mehr so ungeduldig. Der Krieg schien nicht mehr ein Abenteuer zu sein, das bald vorüber sein würde.

Auf dieser Reise benützte ich die Gelegenheit, einen Abstecher nach Kanada zu unternehmen. Ich stattete Toronto einen Besuch ab, wo die Königlich norwegische Luftwaffe das Lager «Klein-Norwegen» errichtet hatte.

Den Bürgern von Toronto mag das neue Lager lediglich als ein Hindernis erscheinen, das ihnen die Aussicht auf den Ontariosee versperrt. Für einen verbannten und heimatlosen Norweger jedoch bedeutet es ein ergreifendes Symbol, das ihn packt, sobald er die norwegische Flagge sieht, die über den grauen Kasernen flattert. Hier befinden sich nicht nur Bureaugebäude und Sitze von Regierungsvertretern, sondern ebenso Schulen, Werkstätten und Übungsfelder, wo die norwegische Jugend lernt und arbeitet.

Ernst und Ordnung sind die Grundlagen dieses Lagers. Zu der Zeit, da ich meinen Besuch machte, bestand es noch kaum zwei Jahre. Es war aus einer Notlage heraus geboren worden. Norwegen hatte in Amerika Flugzeuge bestellt, die jedoch vor Ausbruch des Krieges nicht fertig wurden. Die Mannschaften, die diese Maschinen fliegen sollten, mussten um die halbe Erde reisen, um an ihr Ziel zu gelangen. Da Amerika neutral war, hatte man das Lager an die Grenze gelegt.

Die norwegische Regierung in London tat alles, um den Fliegern eine gute Ausbildung zu gewährleisten. Man verwendete einen Teil der Einnahmen aus der Handelsflotte, um die nötigen Gelder aufzubringen.

Es handelte sich dabei um Geld, das Menschenleben gekostet, und jeder im Lager war sich daher bewusst, dass man es in der bestmöglichen Weise verwenden musste. Die jungen Flieger wollten ebenfalls ihr Scherflein beitragen. Sie spendeten von ihren Gehältern Beiträge, um damit neue Maschinen zu kaufen.

Es halfen aber auch andere Norweger und Freunde von der ganzen westlichen Hemisphäre. Ein norwegischer Plantagenbesitzer in Guatemala sandte regelmässig sämtlichen Kaffee, den das Lager brauchte. Andere Norweger in Südamerika schickten Flugzeuge. Norweger in den Vereinigten Staaten bildeten eine nationale Organisation mit dem Standort in Minneapolis. Ihr Ziel war, alles Nötige zu liefern, damit amerikanische Freiwillige ausgerüstet werden konnten.

Nie habe ich so grosse junge Burschen gesehen.

«Das Material ist gut», sagte der Offizier, der mich führte, mit schlecht verhehltem Stolz.

Mehr als tausend junge Leute sind auf diese Weise nach diesem Übungslager am Ontariosee gekommen. Jeder hat ein kühnes Abenteuer hinter sich, und ein anderes, nicht weniger gefährliches erwartet ihn. Der Kommandant ist ein Mann, der für diese Aufgabe vorausbestimmt zu sein scheint: er ist auf allen Gebieten zu Hause, in der Luft, im Sport, bei den Skirennen. Er kommt dem klassischen Wikingertypus so nahe, wie es überhaupt bei einem kultivierten Menschen möglich ist.

Ich hätte gern mit einigen Rekruten gesprochen, die erst in jüngster Zeit aus Norwegen gekommen waren, aber kein einziger, der während des Sommers aus Norwegen geflohen, hatte bis jetzt Toronto erreicht.

Die Erfahrung lehrte, dass ihre Zahl während der kurzen, hellen Sommernächte abnahm. Man erwartete jedoch einen neuen Rekruten in einem oder zwei Tagen. Er war vor einigen Wochen mit einem winzigen Segelboot nach England gefahren und vor Kurzem an Bord eines norwegischen Frachters von London nach New York gereist. Nun hatte er gerade die Grenze überschritten und wartete auf ein kanadisches Visum. Man fragte mich, ob ich ihn besuchen wolle. Er hiesse Sverre und seine Eltern und Verwandten lebten in Oslo.

Wir trafen Sverre in Niagara Falls. In seiner Begleitung befand sich ein junger Norweger-Amerikaner, der soeben als Freiwilliger in die norwegische Luftwaffe eingetreten war. Wir fragten Sverre, was er und was das Volk in Norwegen denke, insbesondere, ob es ungeduldig geworden sei?

Sverre war der jüngste in der Gesellschaft und ein wenig schüchtern. Er versuchte zunächst, sein Schulenglisch zu sprechen, fiel aber gleich darauf in sein gewohntes Norwegisch zurück. Mit der Zeit erwärmte er sich an seinem Thema und erzählte eifrig, wie die Dinge sich entwickelt hatten, seit die Deutschen den bewaffneten Widerstand niedergeschlagen hatten. Und nun sprudelte er eine Reihe von Eindrücken und Zwischenfällen hervor, als hätte er seine ganze Zuhörerschaft vergessen. Wie er so dasass, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, und von seiner Heimat erzählte, da bekam sein junges Gesicht einen charaktervollen und reifen Ausdruck.

Er berichtete von kleinen demütigenden Zwischenfällen, die im grauen Alltagsleben zu einer wahren Qual wurden, von

den Schlangen, die vor den Lebensmittelgeschäften standen, wo Frauen und Kinder in abgetragenen Schuhen auf dem Boden stampften, um sich zu wärmen, während Autos mit Offizieren durch die Strassen sausten und die Fussgänger mit Kot bespritzten; von den deutschen Offiziersfrauen, die durch die wartenden Menschenschlangen schritten und sich an den Lamentisch begaben, der für die «höhere Rasse» reserviert war.

Er erzählte von dem Eindruck, den es machte, wenn Inseln und Dörfer einfach verwüstet wurden, um Rache wegen irgendeines Zwischenfalls zu nehmen, oder wenn Listen erschienen, in denen Namen geachteter Norweger standen, die wegen «illegaler und verräterischer Umtriebe» verurteilt waren. Er berichtete über Terrorakte und Folterungen, von denen man in den Gefängnissen erzählte. Dann fühlte man eine ohnmächtige Wut in der Kehle auf steigen.

Ja, sie waren tatsächlich ungeduldig in der Heimat geworden. Gleichzeitig aber teilte uns Sverre mit, dass sie durchhalten würden.

Er konnte uns auch gewissermassen Grüsse aus der Heimat überbringen. Auf seiner Flucht war er durch ganz Südnorwegen gewandert. Er hatte sich mit drei jungen Männern vereinigt und den Plan gefasst, mit einem Boot, das man in einem Fjord an der Westküste versteckt hielt, zu fliehen. Sie stammten alle aus Oslo, reisten jedoch getrennt, um keinen Verdacht zu erwecken. Und doch hatte er den Eindruck bekommen, dass die Farmer, bei denen sie die Nacht verbrachten, ihre Lage verstanden. Sie sagten nicht viel, waren jedoch besonders freund-

lich und feierlich gewesen, als sie sich verabschiedeten. Sie baten sie, überall Grüsse auszurichten. Es war die schönste Wanderung, die er je gemacht hatte.

Als er im Fjord an der Westküste eintraf, waren von seinen Kameraden bereits zwei zur Stelle. Der dritte erschien jedoch nicht. Sie warteten mehrere Tage, mussten dann jedoch abreisen, da die Nächte immer heller wurden.

In England liessen sich seine beiden Gefährten bei der Königlich Norwegischen Marine anwerben, die vor Kurzem einige ausgezeichnete neue Schiffe in Dienst gestellt hatte. Was ihn selbst anlangte, so ging sein schönster Traum in Erfüllung. Da er über grundlegende technische Kenntnisse verfügte, wurde er von der Flugwaffe angenommen.

Wir brachen auf, und ich schritt in die Nacht hinaus. Sverres Geschichte hatte alle meine Erinnerungen wachgerufen. Im Geiste sah ich Norwegen. Der Donner der Niagarafälle verstärkte noch diese Illusion. Ich sah das Land, das auf uns wartete, vor mir. Die Berge waren bereits weiss von Schnee. Der Herbststurm sang in den Bäumen. Die Wälder erglänzten in herrlichen Farben. Frischer Reif lag auf den Feldern, bevor die Morgensonne die Erde wärmte. Ein neuer Winter mit Hunger und Kälte stand vor der Tür.

In diesem Sommer waren die Norweger sicher gewesen, dass Hilfe kommen würde. Die jungen Männer verwendeten ihre Fettrationen, um ihre verborgenen Waffen instandzusetzen. Sie taten das Unmögliche, um die Invasion durch Sabotage vorzubereiten. Die Blüte der norwegischen Jugend lag unter dem Rasen oder war hinter Stacheldraht. Alte Leute star-

ben, ohne die Befreiung erlebt zu haben. Das Volk arbeitete hart wie gewohnt, aber es gab weder Freude noch Ehre bei dieser Arbeit. Fieberhaft erwartete man in den verdunkelten Städten den Tag der Befreiung.

Jene jungen Männer aber hatten eine Botschaft mitgebracht. Man würde aushalten, denn man wusste, dass die Hilfe kam, wenn alles bereit war. Unser Volk vertraute den Männern, die jetzt das Schicksal der Welt in ihrer Hand hielten.

Wir waren stets ein ruhiges Volk gewesen, das nie viel Bewegung zeigte. Selbst jetzt schrie niemand auf. Nicht verzweifelt, sondern fast unhörbar geflüstert kam die Frage: «Wie lange müssen wir noch warten?»

Inzwischen brachten die Zeitungen die Nachrichten von dem Angriff auf Dieppe, an dem Landungstruppen und Flieger der Vereinigten Nationen teilnahmen. Ich erfuhr von einem Piloten, einem norwegischen Studenten, dass die norwegischen Flieger sich bei diesem Angriff besonders ausgezeichnet hatten.

Dann hörten wir Nachrichten am Radio. Sie waren schlecht, wie gewöhnlich. Die Russen hielten verzweifelt in den Vorstädten von Stalingrad stand. Ihr unerschütterlicher Kampfwille und ihre Opferbereitschaft machten uns alle bescheiden. Es schien bei diesem kämpferisch gesinnten Volk die Regel zu sein, dass alle seine Handlungen entweder wilde Entrüstung oder ungeteilte Bewunderung hervorriefen. Wie konnten wir lernen von ihrem grossen Glauben und ungebrochenen Willen! Sie kämpften hart und allein. Die grossen Heere auf den britischen Inseln lagen untätig da. Was war aus der Zweiten Front geworden?

Fünfzehntes Kapitel

IN ERWARTUNG DER FREIHEIT

Bis jetzt war in diesem Kriege alles schief gegangen. Manchmal schien es, als hielte uns nur noch ein starker Wille aufrecht, nicht aber logisches Denken. Nach dem Angriff auf Dieppe wurde die Sache anders. Optimismus und Glauben kehrten zurück.

Trotzdem wäre es ein Irrtum gewesen, zu glauben, dass Amerika mit einem leichten Krieg rechnete. Überall entstanden neue Fabriken und militärische Bauten. Das Summen der Motore in der Luft wurde immer stärker. Mehr und mehr wurden junge Leute aufgeboten, so dass man den Krieg auch in den amerikanischen Familien spürte. Ein- oder zweimal hatte ich Gelegenheit, amerikanische Übungslager zu besichtigen. Sie flössten Vertrauen ein. Die Truppen sahen wie eine lebende Reklame für Leibesübungen aus. Das Essen hätte in Luxushotels serviert werden können. «Nur die Fingerbowls fehlen», sagte der Offizier, der mich herumführte.

Wir besuchten ein altes Fort, das aus der Zeit der Indianerkriege stammte. Hier wurden die Leute nach den letzten Kriegserfahrungen und unter allen möglichen Lagen ausgebildet. Es gab ein Spezialbataillon Norwegisch sprechender

amerikanischer Rekruten. Sie sollten über den Winter im Skilaufen ausgebildet werden. Die Offiziere führten mich mit grösster Freude überall umher.

«Wir Amerikaner sind keine ausgesprochen kriegsliebende Nation», sagten sie. «Jedesmal, wenn wir in einen Krieg eintreten, müssen wir eine neue Armee aufbauen. Das ist natürlich eine kostspielige Angelegenheit, dessen können Sie versichert sein. Auf der anderen Seite bekommen wir aber auch alles, was wir benötigen. Unsere Waffen, das Essen und die Moral sind erstklassig!»

Wir gingen durch die geschmackvoll und bequem eingerichteten Mannschaftszimmer. In den Räumen, die der Erholung der Leute dienten, trafen wir auf Soldaten, die Briefe schrieben. Ferner mussten wir natürlich die Küchen und Kühlräume besichtigen. Überall war die Atmosphäre freundlich und heiter. Man hörte nicht oft das Klappen von Absätzen.

Als wir zu den Schreibzimmern zurückkamen, zeigte uns ein Offizier einen Stapel von Schriftstücken.

«Sehen Sie sich diese ausgezeichneten Fragebogen an», sagte er. «Sie sind das letzte, was man auf dem Gebiete der praktischen Psychologie kennt. Vor einigen Tagen kamen einige Universitätslehrer in nagelneuen Uniformen hierher, um über die Moral der Truppe Erhebungen anzustellen. Um es vorweg zu sagen: wir hielten die ganze Geschichte zunächst für Unsinn, aber sie wussten anscheinend, was sie wollten, und die Leute schienen an der Sache Spass zu finden. Man bestimmte etwa 800 Mann, um die Fragen auf dem Fragebogen zu beantworten und zog dazu Hilfskräfte heran, die sich

bei den Intelligenzprüfungen des letzten Sommers ausgezeichnet hatten. Einen ganzen Tag lang floss die Tinte in Strömen. Die Fragen bezogen sich beinahe auf alles: auf die Übungen im Lager, auf die Ansicht der Leute über ihren Sergeanten und den Koch; auf die Frage, ob farbige Truppen getrennte Erholungsräume besitzen sollten; auf das Radioprogramm, das sie gern hören möchten, wenn sie einen Monat in Island verbringen müssten. Es wurde gefragt, ob die Wäsche gut gewaschen wurde; wie die Leute den Samstagabend verbrachten usw.

Ich schaute mir die Fragebogen an. Es waren ihrer so viele, dass sie fast ein Buch bildeten. Über die Offenheit der Antworten konnte man sich wirklich nicht beklagen. Unter einer jeden Frage standen mehrere Antworten, von denen die Soldaten die zutreffenden unterstreichen mussten. Man teilte ihnen ferner mit: «Es handelt sich hierbei nicht um ein Examen, sondern lediglich darum, herauszufinden, was Sie gern haben, genau so, als wenn man Sie fragen würde, ob Sie Eier lieber gekocht oder gebraten essen.»

Ich notierte mir einige dieser Fragen:

Frage:

Auf welche Art glauben Sie, dass Ihre Offiziere an ihre Stelle berufen wurden?

Antwort:

Auf Grund von Speichelleckerei oder von Intrigen.

Rein zufällig.

Weil sie bereits lange in der Armee dienen.

Andere Gründe.

Ferner:

Frage:

Glauben Sie, dass Sie einigermaßen über die Bedeutung dieses Krieges Bescheid wissen?

Antwort:

Ja, ich weiss sehr gut Bescheid.

Nein, ich habe keinen klaren Begriff darüber. Frage:

Halten Sie sich für einen guten Soldaten? Antwort:

Ja, für einen der besten.

Ja.

Nein, noch nicht, aber ich werde ein guter Soldat werden.

Nein.

Auf andere Fragen hatte man zu antworten: «Besser», «weniger», «ungefähr das gleiche». Frage:

Würden Sie lieber in der Armee sein – wenn mehr marschiert würde, wenn es mehr aktiven Dienst gäbe, wenn Sie nach Übersee gesandt würden, um gegen die Japaner gegen die Deutschen zu kämpfen, wenn Sie wüssten, dass Sie nie nach Übersee kommen?

Ich fragte die Offiziere, welche Schlüsse man aus solchen Fragen ziehen könne. Sie erwiderten, sie wüssten es nicht genau, aber zweifellos gäbe es jemand in Washington, der diese

Fragen prüfte und der etwas damit anfangen könne. Sie hatten den Eindruck, dass die Soldaten offen geantwortet hatten.

Ein älterer Offizier, der am ersten Weltkrieg teilgenommen hatte, erzählte mir, dass die Stimmung diesmal eine andere sei. Man fände nicht mehr diese äusserliche Begeisterung und den Kriegstaumel, es gäbe weniger Paraden, und es würde weniger gesungen. Es sei vielleicht etwas verfrüht, wenn man jetzt schon sagen würde, dass die Soldaten in diesem Kriege gewisse gemeinsame Eigenschaften besässen – wenigstens soweit es die Amerikaner betreffe; aber er habe doch den Eindruck, dass man in diesem Kriege aufrichtiger sei und den Krieg mehr als eine Sache betrachte, die jeden persönlich anging.

Überall hatte man den Eindruck, dass der Krieg von jedem einzelnen Opfer verlangte, selbst von jenen, die nicht aufgeboten waren. Die Städte wetteiferten untereinander in patriotischen Anstrengungen, die Ladenbesitzer wehrten sich gegen die Hamsterei, die Arbeiter arbeiteten loyal für die Rüstung. Dies war kein kapitalistischer Krieg. Ganz Amerika setzte sich ein, und selbst die ausländischen Elemente wirkten mit. Es bestand kein Zweifel, dass die meisten Deutsch-Amerikaner die Freiheit des Landes ihrer Väter durch eine militärische Niederlage Deutschlands erhofften.

Die Schweden in Amerika bewiesen ihre Sympathien, indem sie eine besondere Sammlung für Norwegen veranstalteten, aus deren Erlös jedoch nicht Nahrungsmittel, sondern Flugzeuge beschafft wurden.

Endlich erhielt ich von der norwegischen Regierung in London die Mitteilung, dass ich in England bei der Truppe Dienst tun könne. Aber es war schwer, hinüberzukommen, da

auf den Schiffen wenig Platz vorhanden war. Ich musste also allein fahren und meine Familie in Amerika zurücklassen.

Es war unmöglich, einen Platz in einem Flugzeug zu bekommen. Dagegen erhielt ich schliesslich eine Koje auf einem norwegischen Frachtdampfer. Es waren unser zwei norwegische und ein englischer Passagier. Das Schiff fuhr zunächst der Küste entlang und glitt schliesslich in die dunkle Nacht hinaus. Am folgenden Morgen befanden wir uns bereits auf hoher See. Soweit das Auge reichte, erblickten wir schwer beladene Schiffe und leichte, schnelle Korvetten. In der folgenden Nacht hatten wir bereits den ersten Alarm. Er verursachte erstaunlich wenig Aufregung. Die Matrosen waren daran gewöhnt, dass die U-Boote sie wie Haifische verfolgten. Sie trugen alle wasserdichte Kleidung und einen Rettungsgürtel. Es war ja nicht gerade angenehm, in einem Rettungsgürtel Karten zu spielen, aber die Vorschrift verlangte, dass er stets getragen wurde. Wir hörten in der Nacht Schüsse und die Explosionen der Unterwasserbomben; sonst aber ereignete sich nichts.

Die Unterhaltungen drehten sich vor allem um die Frage, ob wir rechtzeitig zu Weihnachten in England eintreffen würden oder nicht. Es erwarteten uns zwar keine brennenden Weihnachtsbäume, aber das Thema war doch recht angenehm. Und wir trafen in der Tat kurz vor Weihnachten ein; es erwies sich aber als schwierig, nach London zu kommen. Die Züge waren voll müder Soldaten, die es sich bequem machten und nicht wussten, wo sie ihre Beine unterbringen sollten.

London schien kaum vom Krieg berührt zu sein. Die Ände-

rungen, die er hervorgerufen, waren bereits zur Gewohnheit geworden. Die fremden Regierungen in London hatten sich eingearbeitet und fühlten sich als einen Teil des Ganzen. Die norwegischen Ministerien arbeiteten, wie sie es früher taten. Alle norwegischen Männer und Frauen standen im Dienst der Regierung, und die meisten trugen Uniform. Die alten Freunde hatten sich nicht verändert. Bei einigen von ihnen war vielleicht das Haar ein wenig grauer geworden. Dafür besaßen sie jedoch mehr Sterne am Kragen. Ich war glücklich, in London als Zivilist einzutreffen, denn das viele Grüßen wäre eine Qual gewesen.

Während ich darauf wartete, an einem militärischen Spezialkurs teilzunehmen, wurde ich nach Schottland gesandt, um die dort liegenden norwegischen Truppen zu besuchen. Die verschiedenen Gesellschaften, die sich in den Lagern gebildet hatten, suchten nach Rednern für ihre Versammlungen. Sie waren begierig, etwas über Amerika zu hören.

Die meisten unserer Lager befanden sich in der Nähe von kleinen, lieblichen und sehr saubereren schottischen Städten. Der Stab lag meist in einer Jagdhütte oder in einem Schloss, während man im Park oder auf einem benachbarten Feld Baracken errichtet hatte.

Es klang sehr eindrucksvoll, als man mir berichtete, dass ich in einem Schloss Quartier beziehen würde, und dieser Eindruck wurde nicht abgeschwächt, als ich durch das stattliche schmiedeiserne Tor fuhr, das mit einem heraldischen Löwen geschmückt war. Befand man sich jedoch im Innern des Schlosses, so konnten wir Demokraten nur den höchsten Re-

spekt für diejenigen empfinden, die früher in diesen Mauern lebten. Wenn man in der Zugluft fror, so verstand man, warum es damals unaufhörlich Fehden zwischen den verschiedenen Clans gab: das war schon aus dem Grunde nötig, um sich durch die Bewegung warm zu erhalten.

Auch die Baracken hatten nicht gerade die Atmosphäre von Treibhäusern. Man tarnte sie durch einen Anstrich, damit sie die Farbe der Umgebung annahmen. Die jungen Soldaten aber meinten, man hätte diesen Eindruck innen noch stärker als draussen.

Trotzdem murren die Leute nicht über ihr Dasein. Sie leben unter guten Verhältnissen. Die Landschaft ist schön und das schottische Volk ausserordentlich freundlich. Nur erscheint ihnen die Zeit lang, denn manche befinden sich bereits im dritten Kriegsjahr hier. Die Nachrichten aus Norwegen sind wohl interessant, wenn auch nicht gerade beruhigend.

Die Leute sind immer noch bei guter Stimmung; die Moral ist ausgezeichnet. Sie behaupten, dass dies nicht verwunderlich wäre, nachdem der Whisky so teuer und die schottischen Mädchen so zurückhaltend seien. Trotzdem haben sie anscheinend bei den letzteren Erfolg, denn es finden immer wieder Heiraten zwischen norwegischen Soldaten und Schottinnen statt. Auf diese Weise wurden die uralten Bande zwischen den beiden Ländern neu geknüpft. Überall stösst man hier auf norwegische Namen. Früher fuhren die Normannen in offenen Booten über die See, während die jetzigen Norweger als Schutzsuchende kommen.

In einem der schottischen Firths lebt eine ganze norwegische Fischerkolonie, die in ihren Fischerbooten die Nordsee

überquerte. Die jungen Leute dienen in der Armee, während die älteren in den Mündungsgebieten der Flüsse dem Fischfang obliegen. Dort finden sie Felsen und Meeresvögel, genau wie zu Hause.

Die Beziehungen zwischen den schottischen und norwegischen Fischern sind ausgezeichnet. Die Norweger erzählten mir, dass das schottische Volk so ausserordentlich freundlich sei und sich im Entgegenkommen für die Gäste überbiete.

«Gewiss, aber erst, nachdem wir ihnen gezeigt hatten, dass wir imstande sind, für uns selbst zu sorgen», sagte ein alter Fischer von der Westküste Norwegens, indem er sein Stück Kautabak in die andere Backe schob. Er sah wie ein alter Wikingeraus und war mit seinem Fischerboot und seiner Familie hergekommen.

«Nein, das ist nicht wahr», erwiderte seine Frau. «Sie waren von Anfang an freundlich zu uns. Schliesslich dürfen wir nicht vergessen, dass dies ihre Gewässer sind und wir ihre Fische fangen. Sie haben uns sogar alle möglichen Winke gegeben, z.B. welchen Köder man zum Fischen mit der Angel verwenden muss und ähnliche Dinge.»

Um in Bezug auf Grossherzigkeit nicht in den Schatten gestellt zu werden, gab nun der Alte zu, dass die Schotten doch nicht solch geizige Burschen seien, wie ihr Ruf behauptete. Sie seien lediglich sparsam. «Ich glaube», fügte er hinzu, «sie haben diese Schottenwitze selbst in Umlauf gesetzt, um ein wenig kostenlose Propaganda zu machen.»

«Mein Mann meint es gut», sagte hierauf die Frau, «aber

er ist ein wenig schwierig. Er beklagt sich sogar darüber, dass die Fische hier nicht so gut seien wie in Norwegen.»

«Nächstes Jahr bekommen wir auf alle Fälle norwegischen Kabeljau», behauptete er.

Gewiss, wir sind tatsächlich ungeduldige Gäste. Selbst die norwegischen Schulkinder, die eine norwegische Schule in Schottland besuchen, fragen stets, wann sie wieder heimkehren können und wann wieder alles sei wie früher. Es sind Kinder von Mitgliedern der Regierung, von Fischern, Matrosen und Soldaten. Auch sie leben in einem Schloss, Drumtochty-Castle, eines der schönsten Schlösser in Schottland, das in einer hügeligen Landschaft liegt. Es macht einen romantischen Eindruck, besitzt ein Familiengespenst, das Rheumatismus hat, und verfügt über eine Vergangenheit, die reich an Ereignissen ist.

London!

Keine Stadt der Welt ist so voll von Soldaten und hat so wenig militärische Schauspiele aufzuweisen. Keine Stadt ist so von Geschichte erfüllt und doch so wenig pathetisch. Alles ist selbstverständlich, und man fühlt sich rasch heimisch. Überall sieht man viele Menschen, und doch gibt es nie ein Gedränge. Die Menschen sind freundlich und hilfsbereit, ohne steif zu sein. Überall bilden sich von selbst Schlangen, wenn es nötig ist, und sie lösen sich von selbst wieder auf, wenn der Grund hierzu hinfällig geworden ist.

Während eines Luftangriffs auf London befanden wir uns, das heisst eine kleine Gesellschaft von Norwegern, in einem Wirtshaus. Wir hatten zwar nichts dagegen, hier einen Unterstand zu suchen, aber es lag kein zwingender Grund dafür vor,

da wir gerade in einem anderen auf das Wohl der britischen Armee getrunken hatten. Nun aber zwang uns der Hagel von Granatsplittern, einzutreten. Es waren bereits eine Menge Gäste da. Trotzdem fanden wir alle Platz. Die Musik begann zu spielen. Die Geschütze krachten dazu. Es war schwer, sich zu unterhalten. Dichter Zigarettenqualm lag über der Versammlung. Bald stellten wir fest, dass beinahe alle Vereinigten Nationen mit Angehörigen beider Geschlechter vertreten waren. Ein amerikanischer Hauptmann bestellte eine Runde, die zu Ehren der Landung in Casablanca getrunken wurde. Er war der höchste im Rang, und es erschien natürlich, dass er die Ehre haben sollte.

«Wenn die Amerikaner kommen, so bleibt für uns nicht viel übrig», sagte nun ein Däne, der sich in unsere Gesellschaft eingeschmuggelt hatte.

«Die Dänen können doch nichts ernst nehmen», erwiderten wir; «sie haben keine Würde und sind so nett und flach wie ihr Land.»

«Und Sie sind so würdig und hochnäsig wie Ihre Berge!»

Liebenswürdige Bemerkungen über die verschiedenen Eigenheiten der Völker gingen hin' und her. Wir setzten uns so, dass die Freien Franzosen nicht in zu engen Kontakt mit einem polnischen Leutnant kamen, der ebenfalls an unserem Tisch Platz genommen hatte. Der Amerikaner sorgte dafür, dass sich die Zungen lösten, und bald war ein anregendes Gespräch im Gang.

Nun riefen wir durch den Lärm hindurch, dass auch die stillen und steifen Briten etwas sagen sollten.

«Wir tun, was wir können», lautete die Antwort, «und im Augenblick verhalten wir uns gar nicht so still. Und was unsere Klassenunterschiede anlangt, so geht es auch nicht mehr so steif zu. Schauen Sie sich das A.T.S.-Mädchen an der Bar an. Weiss man, ob es die Tochter eines Herzogs oder die des Wirtes ist?»

«Sie ist mager genug, um von hoher Geburt zu sein», erwiderte jemand.

«Nein, sie ist die Wirtstochter, denn sie trinkt ihren Whisky unvermischt.»

«Das ist kein Beweis», erwiderte der Pole als Kenner.

«Reden wir von etwas anderem», antwortete der Amerikaner.

«Gut! Jetzt ist die Reihe an Amerika», sagten wir. «Ihr habt zu viel Geld und schneidet daher zu viel auf.»

«Ja, wir haben ein wenig Neigung zur Aufschneiderei», gab der Hauptmann zu und nahm dem Angreifer damit den Wind aus den Segeln. «Wir sind ein junges Volk und wünschen, dass man dem Rechnung trägt.»

Wir sprachen über die Zukunft. Es kam zu einer oberflächlichen Unterhaltung. Der Lärm draussen hörte langsam auf, worauf der Wirt erschien und mitteilte, dass Feierabend sei.

Draussen war es dunkel wie in einem Grab. Wir gingen in kleinen Gruppen neben denen, die Taschenlampen besaßen und setzten unsere Unterhaltung fort. Wir sprachen Englisch, da niemand wusste, wer an seiner Seite ging. Wir machten uns keine Illusionen. Der Krieg dauerte noch lange, und auch

wenn er zu Ende war, konnte man nicht damit rechnen, dass gleich nachher paradiesische Zustände herrschen würden. Wir kämpften alle, jeder für sein eigenes Land und doch für eine gemeinsame Sache.

So schritten wir in der Dunkelheit weiter. Wir sahen nichts, aber wir wussten, dass wir uns auf dem richtigen Weg befanden.

Ende

